D. L. 357.

Vol: 70
5

LD656
2

N. 10

Der Mahler Der Sitten.

Von neuen überſehen und ſtarck vermehret.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

- - - Sunt certa piacula quæ Te
Ter pure lecto poterunt recreare Libello,

Der zweyte Band.

Zürich, verlegts Conr. Orell u. Comp. 1746

Inhalt der LIII Stücke des zweyten Bandes.

LIII Schertzhafte Betrachtungen der Eiferſucht.

LIV Honigſeims Schertze über die Manneskleider, welche Frauensperſonen zu Pferde tragen.

LV Beurtheilung der Meiſterſtücke Benjamin Neukirchs.

LVI Moraliſcher Geſichtespunkt, in welchen das Syſtem des Finantzenrathes Laws gefaſſet wird.

LVII Die neunte Satyre des Boileau auf die Arbeit des Sittenmahlers gerichtet.

LVIII Der Freundinnen des Sittenmahlers Vertheidigung ihres Geſchlechtes gegen die Beſchuldigung der Leichtſinnigkeit.

LIX Von dem Mißbrauche des väterlichen Anſehens.

LX Von den Kirchenſtänden des Zürcheriſchen Frauenzimmers.

LXI Schertzhafte Gedancken über die Mode, daß die Mannsperſonen anfallen, die Frauensperſonen ſich vertheidigen müſſen.

LXII Von denen, die auf anderer Leute Worte ſchwören.

LXIII Entſchuldigung des Zürcheriſchen Frauenzimmers wegen ihres ſparſamen Gebrauches der Knickfüſſe.

LXIV Moraliſches Tagbuch der nützlichen Verrichtungen eines Menſchen.

LXV Von der Gewohnheit den Degen bey friedlichen Geſchäften an der Seite zu tragen.

LXVI Beurtheilung der Hofmannswaldauiſchen Liebesbriefe.

LXVII Von der Kranckheit der leckerhaften Eſſer.

LXVIII Von dem Galimathias und Phöbus einiger beſchrienen deutſchen Poeten.

LXIX Todtengeſpräche zwiſchen Romulus und Cartuſche, wider die glücklichen Uebelthäter.

LXX Von dem guten Geſchmack in der Kleider-Baukunſt.

LXXI Beſchreibung und Regeln der Freundſchaft, die unter den Menſchen ſtatt findet.

LXXII Von den verſchiedenen Geſichtespunkten, in welchen ein Verliebter, oder ein Ehemann die geliebte Perſon anſchauen.

LXXIII Moraliſche Zeitungen von ſonderbaren Gewohnheiten unſerer Nachbarn auf den Alpen.

LXXIV Socratiſches Geſpräche vom Spielen.

LXXV Todtengeſpräche zwiſchen Themiſtocles und Diogenes, von der Vergnüglichkeit.

LXXVI Bibliotheck für die Frauensperſonen.

LXXVII Gefahr, in welche diejenigen kommen, die beym Heurathsgeſchäfte allzu eckel ſind.

LXXVIII Von dem Säugen der Mütter.

LXXIX Einfälle vom Tabackrauchen.

LXXX Daß das rechtbeſchaffene Geſpötte nichts verhaßtes in ſich habe.

LXXXI Socratiſches Geſpräche von der Gefälligkeit zwiſchen Ehleuten.

LXXXII Todtengeſpräche zwiſchen Julius Cäſar und Criſpinus Hilarus, ob der gröſſer ſey, der das menſchliche Geſchlecht fortpflanzet, oder der es verheeret.

LXXXIII Anmerckungen, wie man den guten Schertz von den Poſſen unterſcheiden könne.

LXXXIV Exempel von allerhand Schertzreden, mit Unterſuchungen warum ſie zum lachen bewegen.

LXXXV Ob die Kundſchaft der ſächſiſchen Sprache beſondere Vortheile zu einer guten Schreibart mit ſich führe.

LXXXVI Ein Stück aus Garths Armen-Apotheck.

LXXXVII Socratiſches Geſpräche vom Heurathen durch Agenten.

LXXXVIII LXXXIX XC Von der Menſchen Neigung zum Verbothenen. Erzehlung von der neuen Eva.

XCI Von der Eitelkeit ſich durch gelehrte Schriften zu verewigen.

XCII Socratiſches Geſpräche, daß man nur die Zeit lebe, da man etwas nützliches verrichtet.

XCIII Auszüge aus einem Wercke von der Sprache der Gebehrden.

XCIV Von der erfoderten Genauigkeit beym Ueberſetzen.

XCV Sonderbare Verfaſſungen auf dem Blocksberge.

XCVI H. B. offenhertziges Schreiben von ſeinen innerlichen und äuſſerlichen Umſtänden an eine Perſon, die er heurathen wollte.

XCVII Klagen über die ſächſiſchen Sprachrichter.

XCVIII Von den Gränzen der Satyre und des Paſquills.

XCIX Ueberlegung, wem er die Sittenmahler dediciren wolle.

C Daß diejenigen, die ſich über Undanckbarkeit beklagen, ſich ſelbſt damit ſchuldig geben.

CI Symboliſche Erzehlung von der Neigung zum Uebertreten.

CII Mehr Klagen über die ſächſiſchen Sprachrichter.

CIII Das erſte Blatt eines neuen Zuſehers.

CIV Abſchied des Sittenmahlers.

CV Erſtes Blatt der Mahlerinnen der Sitten.

Der Mahler der Sitten.

Das drey und funfzigſte Blatt.

. . . Sæpe ſuperbos
Cornibus inter ſe ſubigit decernere amantes;
Paſcitur in magna Sylva formoſa Juvenca;
Illi altercantes multa vi prælia miſcent
Vulneribus crebris.

VIRG. GEORG. L. III.

Mein Herr.

Ich befand mich vor wenig Wochen in einer Geſellſchaft von jungen Leuten beyderley Geſchlechts, welche mit allem Rechte für die geiſtreicheſten in unſerer Stadt gehalten werden. Die Rede fiel anfänglich auf hundert allgemeine Dinge, wozu ein jeder ſeine Gedancken beytrug; nach dieſem vertheilten ſich die

Herren unter die Frauensperſonen, und ein jeder hielt ſich zu einer abſonderlich, die er mit demjenigen unterhielt, was ihm vor ſich beliebte. Aber der Unterhalt ward endlich wieder allgemein, nachdem einer von uns die Anmerckung gemacht hatte, daß ein jeder in ſeinem abſonderlichen Geſpräche ſeiner Jungfer vorgeſchwazt, ſie wäre die ſchönſte Perſon, die er kennete, und die Göttin der Schönheit ſelbſt würde keine andere, als ihre Geſtalt annehmen, wenn ſie den Menſchen erſcheinen wollte. Indeſſen ſieht man, ſagte er, daß keine von dieſen Damen geſtaltet iſt, noch dieſelbe Farbe hat, wie die andere; es ſind hier zarte und magere, lange und anſehnliche, wohlbeſezte und dike, weißlichte, braune und rothe; mit Grübgen im Kinne, mit ſpitzigen Naſen, mit aufgeſchwollenen Lippen, mit blauen und mit ſchwartzen Augen; indeſſen behauptet ein jeder, daß die abſonderliche Schönheit, die ihm gefällt, die wahre Schönheit ſey. Man ſage mir nun, welcher von uns hat den rechten Geſchmack, welche von dieſen Damen iſt die wahrhaftig Schöne? Oder können ſie alle ſchön ſeyn, da ſie einander ſo ungleich ſehen? Was iſt die Schönheit denn? Iſt

ſie

ſie nichts weſentliches, iſt ſie nur etwas willkürliches, und hat ſie ihr Weſen nur in unſerm Gehirne?

Hierauf fieng ein jeder an, ſich den guten Geſchmack von dem, was ſchönes Frauenvolck ſey, zuzuſchreiben, und eine Beſchreibung der Schönheit zu machen; aber ein jeder machte ſie nach dem Muſter der Perſon, die er liebete. Ich ſchilderte an meinem Orte die Schönheit gleichermaſſen nach dem Bildniß derjenigen, der ich zur Seite ſaß, und der ich liebkoſen wollte. Hernach aber erholte ich mich, und ſagte: Nehmen ſie ſich in Acht, daß ſie nicht, indem ein jeder die Schönheit ſeiner Geliebten mit Ausſchlieſſung aller andern behaupten will, dadurch unbedacht alle die übrigen für übelgeſtaltet erklären. Dieſes würde natürlich folgen, wenn nur eine Schönheit wäre; denn eine jede von dieſen Frauensperſonen iſt anders geſtaltet als die andern alle. Sie laſſen vielmehr einer jeden ihr gebührendes Recht zukommen, und bekennen, daß ſie ſämtlich ſchön ſeyn. Sie ſind ſämtlich von den Händen einer groſſen Meiſterin, nemlich der Natur, gekommen, und dieſe hat in keiner von dieſen verſchiedenen Arten der Schönheit gefehlet. Wir

nennen Schönheit der Geſtalt diejenige Form, Figur und Farbe des Leibes, die uns gefällt. Nun hat ſich die Natur nicht ſo enge eingeſchränket gefunden, daß ſie nur eine Leibesgeſtalt, welche gefallen könte, gemachet hätte. Aber laſſet uns zugleich die gütige Vorſicht des Schöpfers loben, der verhütet hat, daß unſere Begriffe von dem, was Schönheit des Leibes wäre, nicht gleich und einerley würden. Wenn die Menſchen alle eine gleiche Meinung, und eine gleiche Empfindung von dem Schönen hätten, ſo wäre die Welt in einem beſtändigen Streit, der bald der menſchlichen Geſellſchaft den Garaus machen würde. Bey der gegenwärtigen Ungleichheit der Gedancken von dem Schönen, findet insgemein ein jeder eine Schöne für ſich und nach ſeinem Kopf, welche er bedienet; denn es iſt in Betrachtung der ſtarken Anzahl der Menſchen nur für eine kleine Ausnahme anzuſehen, daß einigemahl zween Menſchen eine gleiche Meinung und Empfindung von einer abſonderlichen Art der Schönheit haben: Aber was vor verderbliche Würkungen müßten dann erfolgen, wenn die Menſchen von einer gewiſſen oder nur etlichen wenigen Arten

Arten der Schönheit gleich heftig eingenommen würden, und der Perſon, welche damit begabet wäre, in groſſen Haufen nachſtelleten? Wer jemahls der Natur der Eiferſucht nachgedacht hat, der wird bald ſehen, daß der Untergang des menſchlichen Geſchlechts daraus entſtehen müßte, weil man einander um den Beſitz ſolcher einzeln Schönheit unaufhörlich ermorden würde.

Ihr Einfall, gab mir einer von der Geſellſchaft zur Antwort, die Vorſorge des Schöpfers zu loben, daß er unſere Begriffe von der Schönheit uns zum Heile ſo verſchieden habe werden laſſen, dünket mich eben ſo wahr, als er für mich neu iſt. Zu was vor Gewaltthätigkeiten verleitet nicht iezo die Leidenſchaft, wenn etwann nur zwo Perſonen eine Schöne mit gleichen Augen anſehen, und dadurch gegen dieſelbe mit gleicher Begierde entzündet werden? Und was vor erſchreckliche Vorſtellungen und Schildereyen machen nicht die Sittenlehrer und die Poeten von der bloſſen Furcht, welche etwann einen Menſchen eingenommen hat, daß die Schöne, die er liebet, auch wann er ſie ſchon im Beſitze hat, von einem andern ebenfalls

bedienet, geliebet und geſuchet werde? Zu was vor Uebelthaten ſchreitet ein ſolcher nicht, wenn er ſich vorſtellt, oder vernimmt, daß die Nachſtellungen dieſes andern mit einigem Glücke begleitet ſind? Laßt uns nur nachdenken, was wir etwann von den Eiferſüchtigen geſehen, oder geleſen haben. Ein moraliſcher Poet von den ausländiſchen hat geſagt: „Wenn die Eiferſucht ihr Gift über das Hertz ausgegoſſen hat, ſo wird die Liebespein, die zuvor angenehm geweſen war, zu einem tödtlichen Schmertzen, der mit nichts lieblichem vermenget iſt, zu einer unaufhörlichen Wuth, die beſtändig an den Sinnen naget, und das Paradies der Liebe gäntzlich verderbet. Alsdann verſchwinden die ſchönen Gegenſtände alle, die Roſenbete, und die angenehmen Spatzierlauben, verſchwinden, der Frieden ſcheidet von uns, und ſein Licht hat uns zum letztenmahl geſchienen. Die gelbe ſchleichende Peſt dringet bis in das inwendige Geſichte des Gemüths, und umgiebt die Phantaſie mit einer Nacht von braunſchwartzen Schatten. Anſtatt der heitern von der Liebe belebten Wangen, lichter Lineamente, und feuriger Augen, die von überflieſſender Luſt leuchteten, entſtehen

dann

dann finſtere Blike, mit ſcheelen und furchtbaren Feuerfunken, ein umwölcktes Ausſehen, und brennende Wangen; auf welchen die Seele mit böſem Gift durch und durch angeſteket hervorgeſtiegen iſt, ſich darauf geſetzet, und die Liebe hinweg geſchreket hat. Tauſend Anfälle von Furcht, die in der Einbildung erzeuget ſind, tauſend ſchwermüthige Geſichter von gefürchteten Nebenbuhlern, die einer in dem Liebesreitz derjenigen zu ſehen meint, welche ihm das innerſte gerührt hat, verzehren ihn mit einer ängſtlichen Glut, und ſtechenden Schmertzen.„ Wenn die Frauen von dieſer unſinnigen Kranckheit überfallen werden, ſo wütet ſie in ihren zarten Complexionen nicht gelinder, als bey den Männern. Wie erſchrecklich klingt die Beſchreibung der Eiferſucht, welche der franzöſiſche Satyricus von einer eiferſüchtigen Frauensperſon gemacht hat: Glaube nicht, daß die argwöhniſche Eiferſucht den Zureden der Vernunft Gehör gebe. Du kanſt ſehen, zu was vor Uebelthaten ſie verleitet. Entſchlieſſe dich, armer Mann, bey einer Nater zu wohnen, die in ihrem wüthenden Fieber dein Thun und Laſſen, deine unſchuldigſten Gebehrden, dein Weinen und

Lachen verdammen wird. Sie wird die Zugänge zu deinem Hauſe Tag und Nacht bewachen, und an den Straſſen mit fliegenden Haaren auf dich lauren; ſie wird dich an Ort und Ende ſuchen, die von zwanzig Thüren beſchloſſen ſind.

Ihr erſchrecket mich wahrhaftig mit euren häßlichen Schilderey̆en, nahm ein andrer das Wort; denn ich will euch nur geſtehen, daß einigemahl etwas von dieſem fiebriſchen Unſinne bey mir anſetzen wollen. Und ich hatte mich deſtoweniger dagegen bewaffnet und in Acht genommen, weil ich mich überredet hatte, ſie wäre eine Frucht der inbrünſtigſten Liebe; ich konnte nicht gedencken, daß von einer ſo lieblichen Urſache dergleichen peſtilentzialiſches Uebel entſpringen ſollte. Nachdem ich deſſen iezo ſo wohl berichtet bin, werde ich mich gewiß mit allem Ernſt beſtreben, demſelben in ſeinem Anfange vorzubiegen, eh es ſich meiner Gedancken und Hertzens noch bemeiſtert hat. Ich würde mich demjenigen nicht wenig verpflichtet halten, der mir einige heilſame Mittel hierzu anzeigen könnte.

Die öftern Vorſtellungen, ergriff ich hier das Wort wieder, ſolcher fürchterlichen Bilder,

der, unter welchen uns der Zuſtand der Eiferſüchtigen von den Sittenlehrern und den Poeten abgeſchildert wird, können hierzu ſchon ein gutes Mittel abgeben, wie mein Herr denn ſchon an ſich ſelber wahrnimmt, daß ſie an ihm bereits gewürcket haben. Ein anders Mittel, das Gemüthe vor dieſer elenden Kranckheit zu verwahren, wäre ſonſt auch, daß man die Eiferſucht in einem gewiſſen Lichte betrachtete, in welchem ſie abentheurlich und lächerlich wird, da ſie zum Ex. als der Neid, oder der Geitz der verliebten Perſon betrachtet wird.

Sie verſtehen es, ward das Wort von einem luſtigen Herrn aufgefangen, wie es Moliere in einem Auftritte der Schule der Frauen gethan hat. Er nahm damit einen Moliere aus der Taſche hervor, und überſetzte uns aus dem Steigreiſe folgendes:

Georgette.

Was, zum Henker, will er damit, daß er uns befiehlt, unſere Frau mit einer ſolchen Strengigkeit zu verwachen? Was bedeutet es, daß er ſie vor jedermann ſo ſorgfältig verbergen will, und nicht leiden kan, daß ſich ein Menſch zu ihr nähere?

Alain.

Das kömmt daher, weil ihn dieſes zur Eiferſucht reizet.

Georgette.

Aber warum iſt ihm dieſe Einbildung in den Kopf gekommen?

Alain.

Darum - - - darum, weil er eiferſüchtig iſt.

Georgette.

Gut: aber warum iſt er eiferſüchtig, und was macht ihn böſe?

Alain.

Darum, weil die Eiferſucht - - - verſteheſt du mich, Georgette, ein Ding iſt, - - ja - - ein Ding, das uns unruhig machet, und die Leute von den Häuſern hinwegjaget. Ich will es dir in einem Gleichniß vor Augen legen, damit du es deſto beſſer faſſen könneſt. Sage mir, iſt es nicht wahr, wenn du eine Suppe haſt, und ein hungriger Menſch wollte ſie dir eſſen, ſo würdeſt du böſe auf ihn werden, und auf ihn zuſchlagen?

Georgette.

Ja, ich verſtehe das.

Alain.

Es iſt nicht anders, die Frau iſt gleichſam die Suppe des Manns; und wenn etwann ein Mann andere Männer ſieht, welche die Löfel in ſeine Suppe hineinſetzen wollen, ſo erzörnet er ſich alſobald auf eine ungemeine Weiſe.

Geor=

Georgette.

Ja. Aber, warum geſchieht dieſes nicht von allen Männern? und warum ſieht man einige voller Freude, wann ihre Frauen bey den ſchönen jungen Herren ſind?

Alain.

Darum, weil nicht jedermann ſo freßgierig iſt, und andern nichts gönnet.

Ich habe mir, ward ferner von einem andern fortgefahren, in einem gewiſſen Scribenten eine Vorſtellung eines eiferſüchtigen Manns bemerket, welche ihn ebenfalls nach dieſer lächerlichen Seite zeiget. Dieſer Scribent rüket einem Eiferſüchtigen vor, er mache ſich ſelbſt zum Hahnreh, und da dieſes anfangs fremd ſcheinet, ſo fährt er fort ſich zu erklären: Dieſer Begriff iſt eben ſo alt, als die Eiferſucht ſelbſt; aber die Redensart, womit er vorgeſtellt wird, macht ihn vielleicht dunkel. Was iſt die Hahnrehſchaft eigentlich, wie ſie von allen verſtändigen Leuten gefaſſet wird? Das Liebesverſtändniß einer Frauen, das offenbar geworden. Wenn denn ein Mann alle Mühe anwendet, die Treuloſigkeit ſeiner Frauen an das Licht zu bringen, ſo kan man ſagen, daß er ſich ſelbſt zum Hahnreh mache. Nun thut ſolches ein Eiferſüchtiger

tiger mit allem Fleiſſe. Wie bemühet iſt Sganarelle in der Comödie, die Nebentritte ſeiner Frauen auszuforſchen, und die Leute davon zu überführen! Meine Schande, ſagt er, iſt durch dieſes Conterfait, das mir ſo ſchwere Gedanken verurſacht, noch nicht genug an das Licht geleget, ich muß mich keine Mühe, keinen Fleiß reuen laſſen. - - -

Ich erinnere mich, erweiterte einer die Unterredung, daß ein Deutſcher, der mit mir in Italien reiſete, eines eiferſüchtigen Italieners mit einer geſchickten Manier geſpottet hat. Sagt mir, mein Freund, ſprach er zu ihm, müſſet ihr nicht geſtehen, daß eure Frau eine ſchöne und liebenswürdige Perſon ſey? Warum nicht, antwortete dieſer, ich mache kein Geheimniß daraus, daß ich ſie eben um ihrer Schönheit willen geheurathet habe. Der Deutſche fuhr darauf fort: Wenn ihr ein ſchönes Pferd habet, erzörnet ihr euch, daß es jedermann lobet, und mit dem gröſten Vergnügen ſtreichelt? Und wenn man euerm bologneſiſchen Hündgen liebkoſet, nehmet ihr es mit Verdruß auf? Gantz und gar nicht, gab jener zur Antwort, vielmehr bringt es mir Vergnügen, wenn andere

Leute den Werth meines Pferdes und die Artigkeit meines Hündgens erkennen. Ich nehme Theil an dem Lobe, das man den Sachen, die mein Eigenthum ſind, mittheilet. Wie ſtimmet dieſes, erwiderte der Deutſche, damit überein, daß ihr den zu erſtechen drohet, der eure Frau für ſchön und liebenswürdig hält, der ſie lobet, ihr aufwartet und liebkoſet? Das iſt es eigentlich nicht, erklärte ſich der Italiener, was mich in den Harniſch jagt, daß man meine Frau für ſchön erkennet: Aber ich kan nicht leiden, daß ihre Schönheit ſich andern mittheile. Mein deutſcher Freund verſetzte: Ich mercke wohl, was ihr fürchtet; den Nahmen eines Hahnrehs. Was iſt aber das? Ein leerer Nahme; Eine Chimäre. Das Verbrechen eurer Frauen kan euch nicht zugerechnet werden. Sie alleine verletzet das Gewiſſen mit einem Nebentritte. Zwiſchen dem Manne einer verbuhlten Frauen, und dem Mann einer Tugendhaften iſt kein Unterſcheid zu finden; aller Unterſcheid beruhet nur auf den beyden Frauen. Und derjenige hat die Wahrheit geredet, der geſagt hat: Was thut euch das vor Schaden? Wird das Bein davon krümmer, oder der Rüken bukligter? Der

Hen-

Henker mag den holen, der die Mode zuerſt erfunden hat, daß man ſich mit dieſem Tand plage und martere; und daß man die Ehre des verſtändigſten Mannes mit Sachen verknüpfe, welche ein leichtſinniges Weib vornehmen kan. Wenn aus guten Gründen ein jedes Verbrechen der Perſon, die es begehet, zugerechnet werden ſoll, was hat denn unſere Ehre in dieſem Falle gefehlt, daß man ſie vor geſchändet halten ſollte? Man tadelt uns um etwas, das ein anderer Menſch gethan hat. Unſere Weiber haben ohne unſern Beytrag einen ſchändlichen Handel; und doch muß alles Uebel, das daher enſteht, uns treffen; ſie thun die Narrheit, und wir ſind die Narren. Wenn mein Weib gefehlt hat, ſo leide ſie davor. Warum ſoll ich davor leiden, wenn ich unſchuldig bin?

Je wohlgezogener eine Nation iſt, bemerkete ein anderer aus der Geſellſchaft, je heftiger wird ſie von der Eiferſucht geplaget. Ich habe niemahls gehört, daß die Lappländer, die Grönländer, die Irokeſen, und die Canibalen, von derſelben ſtreng mitgenommen werden. Ich glaube, wenn ſie Scribenten hätten, daß ſie über unſre eiferſüchtigen Europäer witzig genug lachen

würden

würden. Vielleicht wären ſie ſcharfſinnig genug, es in einer wilden Allegorie zu thun; ja mir ahnet, daß eine Fabel, die ich bey einem Reiſebeſchreiber geleſen, etwas dergleichen habe ſagen ſollen. Der Inhalt war dieſer: Eine ausgelöſchte Fakel wandte ſich zu einer brennenden, und bat ſie, daß ſie ihr einen Funken von ihrem Lichte mittheilen wollte. Aber dieſe kehrte ihre Flamme von ihr hinweg, und ſchlug es ihr rund ab. Der Weſtwind ſah dieſes, und ereiferte ſich über dieſe Undienſtbarkeit ſo ſehr, daß er alle ihre Flammen auf einmahl ausblies, und ſie mit dieſen Worten anfuhr: Du Geitzige, weil du dieſer Dürftigen von deinem Feuer nichts mittheilen willſt, da du es ohne Abbruch deſſelben thun könnteſt, weil du hernach nicht weniger Feuer gehabt hätteſt, als zuvor, ſo biſt du gar keiner Flamme werth. Einer von unſern Poeten, fügte ein anderer hinzu, ſcheint auf eben dieſen Begriff geſagt zu haben:

Was willſt du dich um etwas grämen,
Das nichts iſt als ein bloſſer Wahn,
Und du mir nicht kanſt wieder nehmen,
Ich gleichfalls dir nicht geben kan?

Die

Die Morgenländer werffen uns vor, ſprach ein anderer, wir lieſſen unſern Frauen allzu groſſe Freyheit, daß ſie uns ungetreu werden könnten: allein wir dürffen ihnen die Antwort nicht ſchuldig bleiben, daß diejenige Treue, von der ſie an ihrem Orte ſo viel Weſens machen, den Ekel nicht nimmt, welcher allemahl auf die Sättigung der Begierden folget. Ihre Weiber ſind allzu ſtarck an ſie angefeſſelt; ein ſo ruhiger Beſitz giebt ihnen nichts weiters zu wünſchen, zu begehren, noch zu fürchten; ein wenig Coketerie iſt ein Saltz, das reitzt, und vor Fäulniß bewahret.

Ueberdas, ſagte noch ein anderer, wenn einer in der Qualität eines Ehmanns unglücklich wäre, ſo würde er leicht Mittel und Wege ausfinden, den empfangenen Schaden einzubringen, in der Qualität eines Liebhabers: Damit ein Mann ſich mit Grund über die Untreue ſeiner Frauen klagen könnte, müßten nur drey Perſonen in der Welt ſeyn; wofern vier Perſonen drinnen ſind, ſo werden ſie ſich alſobald helffen können.

Dergeſtalt rollte das Geſpräche von einem Einfall zum andern, welche öfters an einem faſt unvermercklichen Faden zuſammenhiengen. Gelanor.

Es kömmt mir ſehr wahrſcheinlich vor, das Gelanor dieſe ſeltſame Converſation bloß mit ſich ſelbſt, und in ſeinem Gehirne gehalten habe; ſollte ſie aber nicht erdichtet ſeyn, ſo muß ich ſagen, daß dieſe geiſtreichen Herren den Wohlſtand übel in Acht genommen haben, indem ſie in Gegenwart junger Frauensperſonen viele Einfälle mitlaufen laſſen, die ſcharfſinniger als lehrreich ſind. Die Töchter haben hier keine andere Rolle, als daß ſie Zuhörerinnen abgeben, und wenn ihnen alle dieſe ſeltſamen Vorſtellungen verſtändlich geweſen ſind, ſo müſſen ſie zuweilen eine gezwungene Miene gemacht haben.

Das vier und funfzigſte Blatt.

Salmacis optato concreta eſt nympha marito.
Felix Virgo, ſibi ſi ſcit ineſſe virum.
Et tu formoſae juvenis permixte puellæ
Bis felix unum ſi licet eſſe duos.
AVSON. Epigr. 103.

Ich habe dem geneigten Leſer ſchon etwas weniges von den Sitten des Herrn Honigſeims entdeket: Izo giebt ſich der Anlaß, daß ich dieſen ſonderbaren Kopf ein wenig genauer beſchreiben muß. Er iſt von einem allezeit aufgeräumten Geiſt; ein abgeſagter Feind des Zwanges und der Verſtellung. Er liebet den Umgang mit Leuten von dem ſchönern Geſchlechte weit mehr, als mit Perſonen ſeines Geſchlechtes: Aber dieſe Neigung iſt mit etwas Boshaftem begleitet. Er hat ſeine gröſte Luſt an dem Zorn und der Hitze derer ſchönen Perſonen, mit welchen er umgehet. Seine Geſpräche fallen allezeit auf die Kleidung, die Geſchäfte, den Zeitvertreib, des Frauenvolkes, und er höret nicht auf, über dergleichen Sachen

Schertz

Schertz zu treiben, bevor er ihnen eine Hitze für die Beſchützung eines ſolchen Stükes eingejaget hat. Er ſagt zu ſeiner Entſchuldigung, die Frauensperſonen bekommen einen Zuſatz von Schönheit, wenn ſie von einer natürlichen Neigung belebet würden, deren Trieb ſie ohne Zwang folgen müßten; ferner, er habe durch dieſes Mittel die Natur und die Schwachheit des weiblichen Geſchlechtes viel beſſer, als andere, eingeſehen. Als er unlängſt mit mir von Euphroſyne nach Hauſe gieng, entdekte er mir, daß ihn eine wunderliche Luſt angekommen wäre, etwas von ſeiner Arbeit unter meinen Wochenblättern gedrükket zu ſehen. Ihr habet allbereit, ſagte er, meinen Nahmen in euren Blättern einflieſſen laſſen, und mich mit andern jungen Herren berühmt gemachet, wiewohl ihr allemahl meine Meinungen verworffen habet; Aber nachdem ihr bisdahin mein Dollmetſcher bey der leſenden Welt geweſen ſeyd, ſo erlaubet mir, daß ich ſie einmahl in eigener Perſon mit meinem Geſchwätze unterhalten könne. Folgenden Tages ſandte er mir einen Brief zu, welchen ich hier meinen Leſern ohne einige Veränderung mittheilen will.

Patron des weiblichen Geſchlechtes.

Ich habe in meinen jungen Jahren viele abentheurliche Erzehlungen von der Verwandlung der Geſchlechter geleſen, aber ſie fanden bey mir eben ſo wenigen Glauben, als die Erdichtungen von denen Verwandlungen der Geſtalten, welche Ovidius in einer kunſtreichen Verknüpfung ſo angenehm beſchrieben hat. Alleine ſeitdem ich ſchier alle Tage in unſrer Stadt ſelbſt Exempel von wunderbaren Verwandlungen des Geſchlechtes wahrnehme, kan ich mich kaum entbrechen, dieſen Erzehlungen, welche ich zuvor für abergläubige Mährgen gehalten hatte, Glauben zuzuſtellen. Die Poeten erzehlen von Tireſias, daß er ſein Geſchlecht zwey unterſchiedene mahle verändert habe; das erſte mahl traf der gute Mann einen ſchlechten Tauſch, indem er in ein ſchwaches Weib verwandelt ward; aber das Glück war ihm ſo günſtig, daß er nach Verflieſſung einer Zeit von ſieben Jahren wieder zu ſeiner männlichen Vollkommenheit erhoben, und in ſein voriges Geſchlecht eingeſezet ward. Wenn mein Schluß von der Kleidung auf das Geſchlecht, welche uns in der Geſellſchaft alleine davon Anzeige giebt, und das männ-

männliche von dem weiblichen unterſcheidet, richtig iſt, ſo darf ich wohl bezeugen, daß Perſonen ſind, welche ihr Geſchlecht in einer Woche mehr als vier mahle verändert haben. Amphibia wird in einer Nacht in einen Reuter verwandelt; ich ſahe ſie zu Pferde ſteigen, ſie hatte einen Hut auf dem Kopf, und eine Caſake von Scarlat mit breiten Ueberſchlägen und Taſchen reichete ihr biß zu den Knien; ich gerieth in einen Zweifel, ob es Amphibia wäre, man verſicherte mich deſſen. Zugleich erblikete ich ein Stüke von einer Jüppe, welche ihr unter der Caſake hervorhieng, und auf die Füſſe hinunter langete; ich dachte, daß ſie dieſe zum Andenken ihres verlohrnen Geſchlechtes trüge. Man erzehlet von den Amerikanern, als ſie das erſte mahl Reuter geſehen, haben ſie vermeint, es wäre eine neue Art von Geſchöpfen, maſſen ſie in den Gedanken ſtuhnden, der Reuter und das Pferd macheten nur einen eintzigen Leib aus, und könnten nicht von einander geſondert werden. Aber was würde ein ſolcher, falls er von dem Unterſcheid der Kleidungsart nach dem unterſchiedenen Geſchlechte unterrichtet wäre, aus der vermiſchten Kleidung dieſer weiblichen Cava-

liers anders urtheilen können, als daß ſie alle Hermaphroditen wären. Als ich jüngſt auf meinem Landhauſe von etlichen Cavaliers ſo wohl des weiblichen als des männlichen Geſchlechtes heimgeſuchet ward, ſchertzte ich mit denen erſteren ſo lange über ihr Reitgewand, bis mich eine von denſelben mit einer ungeduldigen Miene und mannhaften Tone der Stimme alſo anfuhr: Ihr könnet nicht aufhören unſer Geſchlecht aufzuziehen, aber ihr ſollt wiſſen, daß wir dieſe männliche Kleidung mit dem beſten Rechte tragen. Hat mans nicht dieſer Verkleidung zu danken, daß vor vielen Jahren ein mächtiger Feind vor unſerer Stadt abgetrieben worden? Sie zielete damit auf eine Begebenheit, die ſich vor mehr als 400. Jahren zugetragen haben ſoll. Als der Kaiſer Albrecht im Jahre 1298. die Stadt Zürich, die damahls an Mannſchaft erſchöpfet war, belagerte, krochen die Weiber in den Küraß, ſteckten die Köpfe in Bekelhauben, und zogen unter ihren Fahnen mit Trommeln und Pfeiffen über die untere Brüke und auf den Lindenhof. Der Kaiſer, der ſie von der Höhe, wo er ſein Lager aufgeſchlagen hatte, wohl ſehen mochte, und ſich einbildete, daß es eine

neue Verſtärkung wäre, welche den Zürichern zu Hülfe gekommen, verlohr die Hoffnung die Stadt zu erobern, und ſtuhnd von der Belagerung ab. Ich beſinne mich bey dieſem Anlaſſe eines Artikels aus der römiſchen Hiſtorie, welche dieſe weiblichen Reuter vermuthlich darinnen noch nicht gefunden haben, und die ihnen doch nicht gleichgültig seyn kan, weil ſie ihnen ihre Stammmutter weiſet. Sueton meldet von Ceſonia, des tyranniſchen Caligula Gemahlin, daß ſie ſich öfters in einen Küraß verſteket habe, und mit ihrem Herrn in das Lager geritten ſey. Er ſezt hinzu, daß ſie es dem ſeltſamen Kopfe deſſelben zu gefallen gethan habe. Wahrhaftig, die allzu groſſe Sorge ſich einander angenehm zu machen, hat eine ſolche magiſche Kraft die Geſchlechter zu verwandeln. Sie berüket den Männern das Hertz, verzärtelt ſie, und machet ſie weich und weibiſch. Den Frauen flöſſet eben dieſelbe einen kleinen Grad von Mannheit ein, welche machet, daß ſie Manneskleider anlegen. Von der erſtern Würkung haben wir die bekannten Exempel des Sardanapals und des eben erwähnten Caligula; und der poetiſche Halbgott Hercules ward durch

dieſe Sorgfalt, welche die Liebe bey ihm gebahr, auf ſchier ungläubliche Ausſchweifſungen verleitet. Seine Gemahlin Dejanira verweiſet dieſem vornehmen Liebesgeken ſeine Thorheiten in einem Briefe, von welchem uns Ovidius eine Abſchrift aufbehalten hat:

Mæandros toties qui terris errat in isdem,
Qui lapſas in ſe ſæpe retorquet aquas,
Vidit in Herculeo ſuſpenſa monilia collo,
Illo cui cœlum Sarcina parva fuit. &c.

„ Der Fluß Meander, der ſeinen geſchlan„ ken Strohm ſo oft gegen ſeine Quelle „ zurückeführet, ſah den Hals deſſen, wel„ cher den Himmel wie eine leichte Bürde „ getragen, mit einem güldenen Ketten„ lein umſchloſſen. Dieſer Sieger ſchäm„ te ſich nicht zarte Bänder um ſeine ſtar„ ken Arme zu binden, und ſeine Schlaf„ haube mit Edelgeſteine zu beſetzen. Er „ flocht die Haare unter eine Fontange, „ und ſchürtzete ſeine Jüppe mit einem „ Gürtel auf. Man ſagt, er habe mit „ der Omphale Mägden am Roken ge„ ſponnen, und mit ſeiner Gebietherin „ in die Wette geſtritten, wer zuerſt den „ Feyerabend vollenden würde.„

Die andere Würkung hat ſchon Juvenalis zu ſeiner Zeit der übermäſſigen Sorge zu gefallen zugeſchrieben:

Quem præſtare poteſt mulier galeata pudorem,
Quæ fugit à ſexu? Viros amat, hæc tamen ipſa
Vir nollet fieri. - - - - - -

„ Ein Weibesbild, welches ſich in Hoſen „ kleidet, hat alle Scham abgeleget, ſie „ will den Männern gefallen, dieſes ma„ chet ſie ſo ausſchweiffend, ſie verbirgt ihr „ Geſchlecht, wiewohl es ihr leid wäre, „ wenn ſie ein Mann werden ſollte.„ Das ſchlimmſte für das ſchwächere Geſchlecht iſt wohl dieſes, daß es durch dieſe Verkleidung die natürliche Schönheit entkräftet, und alſo ein Mittel gebrauchet ſich angenehm zu machen, welches eine gantz widrige Wirkung thut. Ich habe euch behaupten gehöret, die Kleider ſeyn erfunden worden, damit man den Rang, den einer vor andern hat, anzeigete. Ich pflichte dieſer Meinung gerne bey; jedoch wenn es nöthig war, einen Vorzug, welcher nicht von der Natur herrühret, durch die verſchiedene Kleidung anzuzeigen, ſo iſt es fürwahr weit mehr vonnöthen,

denjenigen Unterſcheid in dem Geſchlechte, welchen die Natur ſelbſt gemachet hat, nicht zu verheelen, ſeitdem man gewohnt iſt, die Theile des Leibes, welchen die Natur die Zeichen des Geſchlechtes eingepräget hat, mit den Kleidern zu verbergen. Wer die ſchädlichen Würkungen, welche aus der Verwechſelung der Kleider nothwendig folgen müſſen, nicht begreiffen kan, der ſtelle ſich das Exempel Papſts Johannes des achten vor Augen, welcher zu der ſchändlichen Uebung Anlaß gegeben, daß ſeine Nachfahren ſich allemahl nach ihrer Erwehlung müſſen befühlen laſſen. Dieſer heilige Vater, der ſonſt Agnes oder Gilberta ſoll geheiſſen haben, ward von einem Cardinal auch zur Mutter gemachet; wovon er in einem öffentlichen Umzuge einen lebendigen Zeugen an das Licht gebohren hat. Uebrigens überlaſſe ich den Herren Gottesgelehrten zu erweiſen, daß die Mode der Reitröke des Frauenvolkes, wie alle andere Verkleidungen, einem ausdrücklichen Gebothe Gottes zuwider läuft. Sie ſind ſonſt fertig dieſen Grund wider die Comödien zu gebrauchen. Ich begnüge mich, zum Troſte meines Geſchlechtes, dieſem Briefe noch die Fabel von den

Geiß-

Geißböken und den Ziegen beyzufügen. Die Geißböke beklagten ſich beym Jupiter, daß er den Ziegen das Ehrenzeichen ihrer männlichen Würde, nämlich die Bärthe, mitgetheilt hätte. Jupiter gab ihnen zur Antwort: Gönnet ihnen nur dieſe eitele Freude; tragen ſie ſchon das Zeichen von eurem Stande, ſo fehlet es doch an der Stärke, als der Sache ſelbſt. Ich ende dieſe Zuſchrift mit der gewöhnlichen Formel, und verſchreibe mich euch als

Ew. ꝛc.

Franz Honigſeim.

Poſtſcriptum. Wenn dieſer Brief das Glück haben kan, die Stelle eines eurer Blätter zu vertreten, ſo ſetzet ihm die hundert und dritte Aufſchrift des Auſonius an die Stirne.

† † †

Ich geſtehe, daß ich auf dieſes Schreiben des Herrn Honigſeims nicht viel zu ſagen weiß. Ich überlaſſe die Antwort denen von dem weiblichen Geſchlechte zu machen, welchen daran gelegen iſt, daß ihre Reitröke dieſer Beſchuldigungen, wel-

che

che er dawider machet, befreyet werden. Doch muß ich zum Lobe unſrer Frauensperſonen nicht verhalten, daß ſie ſich noch nicht ſo weit von den Schranken der Sittſamkeit, die ihrem Geſchlechte ſo anſtändig iſt, entfernt haben, als einige ihrer Geſchlechtsverwandten in fremden Ländern und Königreichen thun, welche gewohnt ſind, mit den rauheſten Männern an dem Zeitvertreibe der ſtrengeſten Jagden Theil zu nehmen. Der Jagdgeiſt bleibe immerfort fern von den ſchönen Helvetierinnen; die unanſtändige Kühnheit, auf einem koſtbar equippirten Hengſte über einen Zaun oder Graben zu ſprengen, komme nimmermehr in ihre Hertzen, und ſie ſuchen ſich nimmermehr eine Ehre damit, daß ſie mit der Peitſche und den Spornen wohl umzugehen wiſſen, und eine harte Miene an ſich nehmen können, in welcher keine Spur mehr von der reitzenden Sanſtmuth ihres eigenen Geſchlechtes bemerket wird.

- - - - Maevia thuſcum
Figat aprum, & nudâ teneat venabula mammâ.

Das

Das fünf und funfzigſte Blatt.

Scilicet arguitur, quod læva in parte mamillæ
Nil ſalit Arcadico!

JUVEN. SAT. VII.

Gegen Norden gräntzet mit meinem kleinen Vorwerke eine groſſe Heide, die mit Sträuchen und Stauden gantz bedeket iſt, ausgenommen, daß ſie von ſorgfältig angelegten Spaziergängen durchſchnitten wird. Es ſind alles wilde und ſtachlichte Sträuche, die entweder keine Früchte, oder grüne, ungeſchmackte, und ſaure tragen; als Walddiſteln Schlee- Heidelbeer- Kratzbeer- Stauden, Hanbutten, Miſpelſträuche und dergleichen. Die Spazierwege ſind gantz dicht mit Blumen bordirt, die aber ſchwache Blätter, dünne Farben, und wenig Geruch, oder gar einen unangenehmen haben, zum Exempel, Nachtſchatten, Haſen- und Roßampfer, Neſſeln, Steinnelken, Haſenpappeln. Der Boden daſelbſt hat eine natürliche Fruchtbarkeit, fruchtloſe Heken und ſchlechte Blumen hervorzubringen, und dieſe werden

den von dem Beſitzer mit aller Sorgfalt gepfleget. Er verpflanzet ſie, er leget ihnen gute Erde zu, er ziehet ſie an Geländern auf, er wölbet ſie in ſchattigte Bogen, und ſchneidet die Sträuche in ſeltſame Figuren. Wenn man ihn um die Urſache dieſes wunderlichen Verfahrens fraget, ſo giebt er insgemeine zur Antwort, das ſey nun ſein Geſchmack, und von dem Geſchmacke müſſe man keine Antwort fodern. Man ſieht ihn öfters mit der gröſten Luſt Heidelbeeren und Schleen von der Staude eſſen, da er ihren hohen Geſchmack nicht genug erheben kan. Es iſt merckwürdig, daß er eben dergleichen Geſchmack in den Schriften der Poeten hat. Hofmannswaldau und Lohenſtein, Amthor und Menantes gelten alles bey ihm; Opitz, von dem ich niemahls ohne Lobpreiſung reden kan, Opitz, den wir mit ſeiner eigenen Redensart den Bruder der Natur nennen können, wird noch bloß von ihm gelitten, als der Verbeſſerer des Sylbenmaſſes und des Reimes.

Ich bin vor dieſem öfters von meinem Weinberge, der über ſeiner Wildniß südwerts empor ſteiget, zu Kaltbranden, dies iſt der Nahme dieſes ſeltſamen Menſchen,

ſchen, hinuntergegangen, da ich manchmahl unter dem Schatten eines Kork- oder eines Holderbaumes ſeine thörigte Hochachtung ſo verderbter Poeten zu beſtreiten getrachtet, weil er aber ſo hartnäkigt darauf beharrete, als auf ſeinem Pflantzen-Geſchmake, habe ich ihn ſeit geraumer Zeit ſeinem ſchlimmen Genio überlaſſen. Die Unterredungen, die ich hierüber mit ihm gehalten, waren oft ſehr ſcharf. Ich erinnere mich, daß er mir einſt, da ich ihm Opitzen für den gröſten Poeten Deutſchlandes angeprieſen, gantz troken geantwortet, Benjamin Neukirch hätte unter allen jemahls geweſenen und noch lebenden Poeten keinen ſeines gleichen gefunden, ſeine Gedanken auf die Krönung des erſten preuſſiſchen Königes, die auf die befreyten Nachtigallen, das Schreiben der Aurora, das Gedichte über die Plinzen wären unverbeſſerliche Meiſterſtüke. Seine Satyren wären männlich und feurig, und glichen des Juvenalis, weil er nicht mit Schertzen und Lachen, ſondern im Ernſte und mit brennendem Eifer die bitterſten Wahrheiten herausſagte. Seine Eklogen rühmte er für die beſten; die erſte davon, ſo die Aufſchrift der Sylvia hat, wäre bis auf

ein

ein paar Zeilen durchgehends ſchön. In dem ungekünſtelten Weſen der poetiſchen Schreibart hätte er Opitzen weit übertroffen.

Dieſes übertriebene Lob machte mir den Kopf ein wenig warm, ſo daß ich gantz dreiſte herausfuhr, Neukirch hätte kein Ingenium, er wäre ein kaltſinniger Versmacher, die Kunſt in Verſen wohlberedt zu ſeyn wäre ihm von Apollo verſagt worden; wie ihn die Erfindung im Gantzen und dem Hauptſtoffe verlaſſe, alſo fehle es ihm an eben derſelbigen in der poetiſchen Ausbildung.

Betrachten wir, lauteten ungefehr meine eigenen Worte, die Hauptanlage derer von euch unverbeſſerlich genannten Meiſterſtüke, ſo ſind die Gedanken auf die Krönung vielmehr Gedanken auf die ungeſchickten Reimer, welche ſich zu keiner königlichen Krönung erheben können. Wenn er den König dadurch zu erhöhen gedenket, daß er die ſchlechten Poeten unter ihn hinunterſezet, ſo iſt dieſes vielmehr eine Verkleinerung des Königes. Er ſezet zwar den Homer ſelbſt in das Chor dieſer kleinen Poeten, und hoffet, daß ſie ſo deſto gröſſer ſcheinen werden, aber da Homer ſo klein

gemacht

gemacht wird, als ſie, fällt der Leſer allzu leicht auf die Gedanken, er habe Homer erniedrigen müſſen, damit er den König über ihn erheben könnte. Was er in den leztern Strophen von dem Charakter des Königes ſagt, ſind abgenüzte Lobſprüche. Mit einem Worte, er iſt zu ſchwach, ſich in ſeinen Gedanken zu der wahren Hoheit des Königes zu erheben; und wird daher von dem König billig ſitzen gelaſſen.

Das Gedicht auf die Nachtigallen beſtehet in erkünſtelten Aehnlichkeiten zwiſchen der Nachtigall und den Poeten, wo nicht die Gleichheit in der Kunſt zu ſingen das Tertium comparationis ausmachet, ohne welche doch der Poet ſich das Glüke der von dem Churfürſten in Schutz genommenen Nachtigallen nicht verſprechen darf, ſondern etliche erzwungene Aehnlichkeiten zwiſchen dem Schickſal der Poeten, und abſonderlich Neukirchs eigenen Schickſal mit dem Schickſal der mythologiſchen Nachtigall, nämlich der Philomele, welches dieſe betroffen hatte, eh ſie noch eine Nachtigall geweſen war, und ſie eben zur Nachtigall gemacht hatte.

Das Schreiben der Aurora gründet ſich auf die Eiferſucht derſelben, daß der König

früher aufſteht als ſie, ſie meint ihr Ruhm ſey dadurch verletzet. Dieſe Eiferſucht iſt aller Wahrſcheinlichkeit beraubet, weil das Amt der Aurora iſt, daß ſie zur rechten Stunde, und vor der Sonne, nicht daß ſie vor den Menſchen aufſtehe. Alſo iſt auch des Phöbus Beſtraffung, daß ſie den Wolkenflor nicht früher abgethan habe, gantz ungereimt; und ſie entdeket dieſes ungereimte Weſen ſelber, da ſie des Phöbus Verweis weiter von ſich lehnet, und die Schuld auf die Natur ſchiebet. Die Theile und Umſtände in dergleichen Erdichtungen müſſen nothwendig ausſchweifend werden, wenn ſie nicht auf einen wahrſcheinlichen Grund gebauet werden. (*) Und was kan ausſchweifender ſeyn, als da Aurora in dieſem Gedichte ſich einbildet, der königliche Glantz rühre von einem andern Phöbus, der eine neue Ordnung der Stunden vorſchreibe, und für den ſie die alte Sonne verlaſſen müßte, um dieſem zu folgen?

Das

(*) L'intelletto non può guſtare di coſa ſeria, ch'abbia fondamento di falſità ſi evidente, perche la fantaſia dalle coſe notiſſime non eſtrae fantaſmi diverſi da quel che ſono. Taſſoni nella lettera ſopra la Materia del nuovo Mondo.

Das Gedichte auf die Plinzen iſt vom Anfange bis zum Ende ein poſſierlich gemengtes Spiel von falſchen Gleichniſſen und falſchen Gedanken. Plinzen ſind Kuchen, die aus Meel, Eyern, Milch und Zuker gebaken werden. Zwiſchen dieſen und den Menſchen entdeket der Poet eine Reihe von Uebereinſtimmungen. Er zeigt, daß ihr beyder Schickſal von ihrer Geburt bis zu ihrem Ende eine durchgehende Gleichheit mit einander habe, und meint endlich, daß dieſe gantz vollſtändig wäre, wenn die Plinzen nicht darinnen einen Vorzug hätten, daß die Jungfern ſelbige in ihrem Leib begraben, da die Menſchen hingegen in die Erde verſcharret würden. Er mißgönnet den Plinzen dieſes Glück ſo ſehr, daß er in den Seufzer ausbricht:

Ach daß ich ärmſter doch nicht eine Plinze bin!

Es ſoll zwar nur Schertz ſeyn, aber es iſt mehr als Schertz, es ſind Poſſen; zum Schertze gehört geſunder Witz, aber in dieſem gantzen Gedichte liegt nicht mehr Witz, als eine Plinze hat. Der Poet glaubt, wenn er iezo eine Plinze wäre, ſo würde er noch verliebt ſeyn; wenn er dann in der Geſtalt einer Plinze bis in Leono-

rens Magen gekommen wäre, ſo wäre es nicht mehr weit von ihrem Hertzen, und da wollte er ihr ſaubere Händel machen. Er meint er wäre dann meiſter über ihr Hertze, und wollte ſie ſo verliebt machen, als er ſelber iſt: Aber es iſt glaubwürdiger, daß er aus dem Magen den Weg nehmen würde, den noch keine Plinze verfehlet hat.

Die Satyren ſind noch das beſte, was Neukirch geſchrieben hat; ohne Zweifel darum, weil der Zorn, der Verdruß, und die Nachgier, ſie ihm in die Feder geleget haben; die Empfindungen, ſo darinnen liegen, machen, daß man ſie noch leſen kan.

So iſt es nun mit Neukirchs Erfindungskraft in Anſehung der Hauptmaterien beſchaffen, aber dieſelbe iſt eben ſo elend in der Ausbildung der kleineſten Theile. Er hat in der Wahl der Bilder, der Ausdrüke, und der Worte ſo wenig geſundpoetiſches, als in der gantzen Anlage eines Gedichtes. Ich rede nicht vvn ſeinen erſtern, von ihm ſelbſt abgeſchwornen Gedichten in dem lohnſteiniſchen Geſchmake, wo die Gelehrſamkeit in die Stelle des Poetiſchen getreten; ſondern in denen ſelbſt, die er nach ſeiner Bekehrung verfertiget

hat,

hat, und derer wir bisdahin allein erwähnet haben, ſind die Bilder niedrig, und die Ausdrüke ſchlecht. Keine Schildereyen anmuthiger Bilder aus der lebloſen Natur, keine Metaphoren die auf neuentdeckte, würckliche, Aehnlichkeiten von ihm gemacht wären, keine Machtwörter, die er von dem Untergange errettet, und ſeine Schreibart dadurch zugleich von der Proſe unterſchieden und nachdrücklich gemacht hätte: Hingegen Weidſprüche, Redensarten aus dem Umgange des Pöbels, ſteife Figuren, und gezwungene Metaphern.

In der Ode auf den Stempelſchneider Falz, die man unter ſeine Meiſterſtüke gezählt hat, und die in der That eine von ſeinen beſten iſt, fängt die vierte Strophe ſo an:

Ja, Friedrich, deine Krönungsthat,
Die gröſſer iſt, als wir es meinen.

In der dritten ſind die Zeilen:

Camill, wer dächte noch an dich,
Geſchäh es nicht durch Kupferſtich.

Ein Poet hätte hier zum wenigſten Camills Gemütheszüge mit Worten ſo geſchickt vor Augen geſtellt, als ein anderer Künſtler mit dem Grabſtichel thun könnte.

In einem Sendſchreiben auf den Einzug des Königes im Jahre 1708. iſt die niedrige Zeile:

Dein Lob bricht ſchneller aus, als alle Tinte quillt.

Der vornehmſte Stof dieſes Schreibens iſt eine kindiſche Echo, welche dem König die Herzogin von Mekelnburg antragen muß.

Ein Zeitungsſchreiber kan nicht gemeiner ſagen, als was in der Ode auf die Hochſtädterſchlacht geſagt wird:

Darum folgen gantz gemach
Sechs und zwanzig Bataillonen
Und ein Dutzend Eſquadronen
Ihnen auf dem Fuſſe nach.
Schreibt ihr Franzen die Geſchichte
Eilends auf Gedächtnißbogen,
Denn ſie ſind auch, wie man ſpricht,
Gar mit Stüken eingezogen.

Die Poeten zählen nicht, wie die Muſterſchreiber. Man leſe des engliſchen Poeten Priors Gedicht auf dieſelbe Hochſtädter-Schlacht, wenn man einen Poeten, der von dieſem groſſen Begegniß eingenommen iſt, davon leſen will.

Das Schreiben der Aurora endet mit den vertraulichen Zeilen:

So

So laß doch, groſſer Held, es einmahl nur geſchehen,
Daß ich als König dich darf in dem Bette ſehen.

Sie hätte poetiſcher und ihrem Weſen gemäſſer geſagt: Daß ich mit meinem muntern Lichte den Morgenſchlaf aus deinen Zimmern verjagen darf.

Die pöbelhafte Ausbildung und Ausdrükung regieren am meiſten in den Satyren, wo ſie zwar nicht ſo ärgerlich ſind, als in den Oden und heroiſchen Gedichten, weil die Satyre der Proſe ähnlicher ſeyn darf, als irgend eine andere Art der Gedichte.

. . . Und wird aus milder Hand
Ihm gleich ein Küchen-Troſt von Wildprät zugeſandt.
. . . Sein erſter Ehvergleich
War auch mit Schreiben ſchon ein halber Galgenſtreich.
. . . Geh, werd ein Schinderknecht,
Der endlich wieder reich von abgedeckten Pferden
Von todten Hunden kan und fremden Miſte werden.

Neukirch iſt nicht zu verzärtelt, daß er nicht ein Ritterwapen an Pfeffer-Buden hänge, einem gelehrten Bär das Dintenfaß reiche, einem das Maul mit Pfeffernüſſen ſtille, einem andern die Kunſt mit Birkenwiſchen lege; noch einen andern mit Heringsſuppen ſchmiere; oder daß er ſelbſt durch Weiber-

witz aus abgeſäurter Milch einen Würmerſitz erbaue.

Die platte Rede ſticht manchmahl ungemein ab, wenn ſich die lohenſteiniſche ſpruchreiche und hohe Schreibart unter dieſelbe einſchleicht; denn Neukirch hat ſich nicht gantz hüten können, daß er nicht nach ſeiner bußfertigen Bekehrung noch öfters in die lohenſteiniſchen Sünden gefallen wäre. In dem Schreiben der Aurora ſchwingt er ſich plötzlich in die Wolken:

Dein Land kan ſich ja wohl wie Spanien erfreun,
Und hat, o Herr, an dir faſt ſteten Sonnenſchein.

In den Satyren hat er die pöbelhafte Niedrigkeit am allermeiſten auf lohenſteiniſche Stelzen geſtellt; er fährt nach Ehr und Glück auf Silberſchlitten, er ſaugt das dumme Saltz von Brüſten ein, die mit Unverſtand betriegen; er bauet ein Narrenhaus aus Tugendſtufen; er erhöhet die Bürgermilch durch Ritterblut; er erkreiſſet ein Marterbuch; er erwirbt aus Menſchentalch Affenzeug; ſtatt der Dinte läſt er Mondenerzt glänzen; er verkehrt den Bürgerwurm in Adel.

Man hat Neukirchen am berliniſchen Hofe vorgeworfen, daß er ſeine Gedichte

mit

mit Einſtreuung der unaufhörlichen Klagen über Brodmangel ihrer Würde entſezte; und dieſes hat er in der Satyre wider ſich ſelbſt nicht geleugnet:

Ich ſchreibe, doch die Noth, die kein Geſetze kennet,
Macht daß mein Pegaſus zuweilen ſich verrennet,
Und zwar ein hohes Werck zu ſeinem Ziel erwehlt,
Doch auch am Ende klagt, daß ihm das Futter fehlt;
Das klinget, ſpricht man, nicht, wie man bey Hofe ſchreibet rc.

Er hat in der That eine gröſſere Fertigkeit gehabt, ſeine Schwachheiten zu bekennen als zu vermeiden. Er thut in dem Sendſchreiben an den König in Polen ein Bekenntniß, das ihm den Nahmen eines aufrichtigen Menſchen, der ſich ſelber kennt, vielmehr als eines Poeten erwerben kan:

Ich, der ich Demuthsvoll die Schrift in Reime zwinge,
Weis wohl, daß ich noch rauh, und gar zu heiſcher ſinge;
Drum nimmet mich auch nicht die tolle Thorheit ein,
Dem Moliere dort, und Rainant gleich zu ſeyn.
Apollo kennt mich nicht, und giebt die rauhen Lieder
Mir öfters unbeſehn in gröſtem Eifer wieder. . .
Ich ſchlieſſe keine Zier in dieſe Zeilen ein,
Und will mein lebetag nicht ein Poete ſeyn.
Ich will mich nicht nach Ruhm durch tauſend Thore drängen,
Und dein durchlauchtes Lob mit Narrendunſt vermengen.

Das ſchwache und matte gränzet ſo nahe an das geſchmückte und beblümte, daß Neukirch in ſeinem Telemach Fenelons Schreibart, die beſchuldigt wird, (†) daß ſie ſchmeichelhaftig und weitſchweiſig ſey, vollends geſchwächt hat. Ein Grottenwerck ſpringt ohne Klang; Ulyſſes und Calypſo eſſen an einer Tafel; ſie läßt ſo viel Thränen flieſſen, als das Meer Wellen warf; [als ob die Wellen ihre Thränen hervorgeloket hätten;] auf den Waſſerwogen kommen Ruderbanck und Maſt geflogen; Balken und Stangen ſind Zeugen, was Aeolus begangen habe; ꝛc. ꝛc. *

Kaltbrand ließ mich dieſes alles in einem fort reden, ohne daß er mir nur in die Rede gefal-

(†) J'admire fort vôtre ſtyle flatteur,
Et vôtre proſe, encorqu'un peu trainante.

* Man hat mir in der Vorrede vor dem II. Theile des deutſchen Telemachs vorgeworfen, daß ich die Metapher an des Meeres Füſſen getadelt hätte, und man hat dabey die Gütigkeit gehabt, dieſer Critik beyzupflichten. Allein man hat mir eine Critik zugeſchrieben, die ich nirgend gemacht habe, dieſe Redensart iſt nicht ſo ſchlechterdings zu verwerffen.

gefallen wäre; es ſchien, daß er mir mit aller Aufmerckſamkeit zuhörete. Als ich iezo meine Beurtheilung endigte, und ihn ſtarr anſchauete, damit ich ſeine Antwort darüber von ihm foderte, nahm er eine gantz ernſthafte Miene an ſich, ſtrich über den Barth, und ſagte mit einem taktmäſſigen Accente die proſaiſchen Verſe:

Was ſoll nun die Critik von unſerm Neukirch ſagen?
Soll man ihn etwa gar vom Helikon verjagen;
Und wird ſein edler Vers viel ſchlechtern nachgeſezt,
Wenn man nur ihn verwirſt, zehn ſchlimmre höher ſchäzt?
Nein! Neukirch war ein Geiſt, es mag den Neid verdrieſſen,
Dem Muſen edler Zucht noch viel zu danken wiſſen.
Mir ſcheint ſein Telemach ein prächtiges Gedicht,
Und wers nicht beſſer macht, der tadl ihn lieber nicht.

Mit dieſen Worten ſtuhnd er mit einem triumfierenden Lächeln von meiner Seite auf, und gieng einen Dornſtrauch aufzubinden, der ſich mit ſeinen Heken zu weit über ſeine Blumengänge ausbreitete. Dieſe Antwort hat er hernach Neukirchs Ehrenrettung und meine Widerlegung genannt. Ich werde mir künſtig ein Bedenken machen müſſen, nicht nur ein neukirchiſches Gedichte zu tadeln, welches ich vielleicht zugleich tadeln und beſſer machen könnte,

könnte, ſondern noch vielmehr, einen Schuh, den der Schuſter zu enge, oder einen Rock, den der Schneider zu weit gemacht hat, zu tadeln, weil ich geſtehen muß, daß ich den Schuh und den Rock nicht beſſer machen könnte.

Das ſechs und funfzigſte Blatt.

- - - Ingenium res
Adverſæ nudare ſolent, celare ſecundæ.
HOR.

Mein Herr.

Der Nahme Laws hat ſeit geraumer Zeit ſo viel Aufſehens in der Welt gemacht, als vor ihm Ludwig der vierzehnte, und Carl der zwölfte; aber der Segen des Volcks ruhet nicht auf ihm. Dieſer Kaufmann wird von jedermann für den gröſten Böſewicht, der jemals gelebt, ausgeſchrien; und man kömmt auf keine Börſe, wo man nicht tauſend Exempel von redlichen Kaufleuten und andern vernehmen könne, welche ſein erfundenes Syſtema in den Grund ruiniert hat. Man

redet von ihm als dem Verwüſter Handels und Wandels in einem groſſen Königreiche, dem Zerſtörer des königlichen Credites, und einem öffentlichen Räuber, der ſeinem Straſſenraube mit dem Anſehen und dem Schutze des Fürſten eine Farbe giebt.

Es thut mir allemahl weh, die Handlungen der Menſchen in dem Geſichtespunkt anzuſehen, nach welchem ſie böſe und verderblich ſind; und wenn ich etwas nützliches oder rühmliches darinnen entdeken kan, ob der Unternehmer ſolches gleich nicht im Vorſatze gehabt hat, ſo laſſe ich es nicht unterwegen.

Wenn ich das Syſtem des Hrn. Laws in dieſer Gemüthesbeſchaffenheit betrachte, ſo gewinnet es eine ſchöne Geſtalt, und ſtatt obiger häßlicher Titel würde ihm der Nahme eines trefflichen und praktiſchen Moraliſten gebühren. Ich bilde mir ein, ſein Vorhaben ſey geweſen, die Menſchen zu ſich ſelbſt zu führen, damit ſie ſich ſelber als Menſchen bekannt würden. Er hatte vorausgeſetzet, daß von dieſer Kenntniß die Zufriedenheit und Glückſeligkeit entſtühnden, und daß ein Menſch, der niemahls in ſich ſelbſt gekehrt iſt, ſich allem Elende

bloß

bloß ſtellete, das von dem Geitz, dem Neide, den ſchnöden Lüſten, und andern unvernünftigen Laſtern entſteht. Hernach nahm er zwo Haupthinderniſſe wahr, welche den Menſchen den Weg zur Selbſterkenntniß verſchlieſſen, den Reichthum und die Dürftigkeit. Der Reichthum verbirgt einigen Menſchen ihre eigenen Perſonen, indem er ihnen Eigenſchaften beylegt, die ihnen nicht zugehören, und Schwachheiten an ihnen überſieht, die ſie in hohem Grade beſitzen. Die Dürftigkeit hat bey andern eben ſo ſchädliche Würkungen, indem ſie bald die Handlungen der Armen als tugendhaft vorſtellet, die doch ihren Urſprung nicht in einem gereinigten Gemüthe haben, ſondern von der Nothwendigkeit herrühren, geſtalt ſie die Macht und die Mittel nicht haben, den Begierden, die inwendig leben, nachzuhängen; bald einem Hertzen, in welchem die wahre Tugend wohnet, alle Gelegenheit abſchneidet, ſich in ſeinem rechten Glantze zum Dienſt der Menſchen an den Tag zu legen. Die Leute ſind gewohnt, andere um ſo viel beſſer zu ſchätzen, als ſie mehr Geld haben; den Hochmuth des Reichen Staat und Großmuth zu nennen; auch das Laſter zu

loben,

loben, das einen groſſen Schein hat; und ſie machen einen Unterſcheid zwiſchen zwo Handlungen, die aus einem gleichen Triebe herrühren, von welchen aber die eine einen gröſſern Ruf macht, als die andere, ſie erheben die Freygebigkeit eines Reichen höher, als eines Armen.

Nach dergleichen Betrachtungen erkannte der Herr Laws zwar leicht, daß ein treffliches Mittel die Menſchen zur Erkenntniß ihrer ſelbſt und anderer zu führen dieſes wäre, wenn man die einen bereden könnte, ihren Reichthum gegen die Armuth der andern zu vertauſchen; ſo daß die Reichen und die Armen ihre Neſter verwechſelten: Aber was für Bewegungsgründe wollte man erfinden, die Reichen zu bereden, daß ſie ihre Würde, ihr Anſehn, ihre Palläſte, ihre Tafeln, um die Niedrigkeit, die Verachtung, und die Hütten der Armen verlieſſen? Hier fanden die Vorſtellungen keinen Eingang, daß dieſer Tauſch zu der Erkenntniß ihrer ſelbſt dienen würde. Der Hr. Laws getraute ſich nichtsdeſtoweniger, ſie zu überreden, daß ſie dieſen Glückswexel freywillig eingiengen; er gründete ſich darauf, daß die Leute gantz geneigt ſind, das was ſie beſitzen,

ſitzen, oder ſich ſelbſt geben können, mit etwas künftigem, und entferntem, das die Einbildung ihnen für beſſer vormahlet, zu vertauſchen, ungeachtet ſie ſich dadurch ſelbſt öfters des einen und des andern berauben. Bey dieſer ſchwachen Seite entſchloß er ſich, ſie anzugreifen; er bildete ihnen ein Miſſiſippi voller güldner Wahren vor Augen, er wies es ihnen in entfernten glänzenden Geſichtern; er verſprach jedermann glückſelig zu machen, maſſen er jedermann reich machen wollte, und jeden nach der Vorſtellung ſo er ſich von dem Reichthum machete, alſo die Reichen noch um ſo viel Grade reicher, als ſie dießmahl von den Armen entfernt wären, welche auf den Grad des Reichthums der diesmahligen Reichen ſteigen ſollten. Man ſah ihn in der Straſſe Quincampoix auf eine Quakſalberbühne ſteigen, wo er, nach dem Berichte der Geſchichtſchreiber, aus vollem Halſe rief: Gute Leute! Ihr glaubet ihr ſeyd reich, weil ihr viel Gold und Silber habet; ich habe Mitleiden mit euerm Irrthum; folget mir, und ſchleppet euch mit dieſem ſchlechten Metalle nicht länger; kommet mit mir in das Land der Einbildung, und ich will euch daſelbſt ſolche Reichthümer

mit-

mittheilen, wovor ihr erſtaunen werdet. Indeſſen leget dieſe elenden Schätze, die ihr habet, von euch, und gebet ſie mir.

Seine Worte fanden in der That Glauben, man traute ihm einen gröſſern Reichthum zu, als Ophir oder Peru je gehabt hatten; ein jeder ſtrengete die Einbildung an, das Miſſiſippi, das gelobte Land, mit Schätzen ohne Ende auszurüſten, und jedermann hatte den Glauben an ihn, daß er ihm das Gold und Silber, welches er ihm brachte, aus demſelben tauſend- und mehr tauſendfältig vermehren würde. Niemand gedachte, daß ihm vielleicht träumte, ein jeder war nur bemühet, ſich in ſeine eingebildeten Reichthümer wohl zu ſchicken. Die Einbildung von des Hrn. Laws Reichthum, und ſeinem guten Willen denſelben andern mitzutheilen, blieb nicht bey den Franzoſen allein, auch die Holländer, die Deutſchen, und die Engelländer, gaben ihr Platz, und hielten ſich für glücklich, wenn ſie ihm dafür ihre würcklichen Schätze ausliefern konnten.

Er hatte in kurtzer Zeit alles Gold und Silber der Reichen aus ihren Kiſten herausgefeget, ohne daß es ihn mehr koſtete, als das ſchöne Verſprechen von dem güld-

nen Vlieſſe, das ſeine Argonauten aus Miſſiſippi holen ſollten. Nunmehr war er Meiſter den Goldregen auf die Armen fallen zu laſſen, denn er hatte allen Reichthum des Landes in den Händen. Er machte ſich iezo eine Freude daraus, ihn den Armen zuzuwerfen, die, welche jüngſt kein Brod hatten, walzeten ſich im Reichthum herum. Die Glückeserhebungen waren unvermuthet, diejenigen ſelbſt, welche damit begünſtiget wurden, konnten ſie kaum glauben. Hingegen ſahen ſich die Reichen ihrer vorigen Habe beraubet, und die, welche ſie in der Einbildung dafür genommen hatten, war plötzlich verſchwunden. Niemahlen haben ſich die beyden Ende, der Reichthum und die Armuth, ſo nahe beyſammen geſehen!

Sobald dieſe Verwandlung geſchehen war, konnte man die Würkungen davon ſehen, um welche es unſerm Moraliſten eigentlich zu thun war; maſſen ein jeder, der nur die Augen aufthat, die beſte Gelegenheit hatte, ſich ſelbſt und ſeinen Nebenmenſchen zu erkennen. Manche Tugend und manches Laſter verſchwand oder veränderte den Sitz. Der Reiche verlohr mit dem Geld auch den Witz, die Geſchick-

lich-

lichkeit, die Hochachtung, den Adel; der Arme, der iezt reich geworden, gewann dieſes alles. Ein Geiſtreicher verlohr über Nacht ſeine Gabe zu ſchertzen; der Stoltze ward niederträchtig; der Stutzer gieng in Lumpen; die Luſtigen runzelten die Stirne; der Ruchloſe gieng ins Kloſter; die ſich hatten tragen laſſen, giengen auf ihren Füſſen, oder trugen noch andere; eine herrſchende Schönheit war abentheurlich geworden. Hingegen ward von den vormahls Armen der Demüthige prächtig, der Andächtige weltlich, der Gelaſſene unerträglich, der Arbeitſame träge; eine Sudlerin zierlich; ein Handfeſter zart. Man ſah manche groſſe Seele aus gemeinen Hütten empor ſteigen, und verzagte Hertzen aus Palläſten ins Elend wandern. Sehr wenige ertrugen den Wechſel mit einem gleichen Gemüthe. Man hätte nicht geglaubt, daß ein wenig mehr oder minder Geldes in dem Leben einer Perſon eine ſo groſſe Veränderung ſtiften könnte, wenn mans nicht mit Augen geſehen hätte.

Inzwiſchen blieb der moraliſche Hr. Laws Meiſter von dem Glückesrade, und trieb es nach ſeinem Belieben. Seine Freude war, einen neuen Reichen, der

ſein Geld zu ſchändlichen Begierden miß-brauchete, wieder in den erſten Bettelſtand zu ſetzen, oder einem neuen Bettler, der Hoffnung zu einem nützlichern Leben von ſich gab, ſein väterliches Vermögen wieder zu geben. Er ließ das Glück ſo vielmahl abwechſeln, biß daß er hoffen konnte, die Leute würden nun in ſich ſelbſt geführt worden ſeyn, ſie würden das Gute und das Böſe, ſich ſelbſt und andere, kennen gelernet haben, und ihr Vergnügen nicht länger an Dinge binden, welche dem Unbeſtande ſo ſehr unterworfen, und nicht gut ſind, wenn der Beſitzer nicht gut iſt.

Ich bin verſichert, daß diejenigen, welche dieſen Nutzen aus dem Syſtem des Hr. Laws gezogen, den Schaden, den ſie dabey gelitten haben, deſto leichter vergeſſen werden. Die andern, die davon nicht gebeſſert worden, ſind doppelt geſtraft, ſie haben nicht nur ihr Geld eingebüſſet, ſondern bey dieſem Verluſt auch das nicht mit ſich genommen, was denſelben ſehr erträglich gemacht hätte, nemlich die Lehre des alten Zeno: Laß dich das Unglück beſſern.

Amyntas.

Die Menſchen nennen alles das, was nicht nach ihrem Kopfe, und ihren Begierden

den nicht gemäß iſt, ob es ihnen gleich nützlich iſt, ein Unglück; und Glück heiſſen ſie, was ihnen keinen Mangel an denen Dingen läßt, die ihren Begierden ſchmeicheln. Sie ſollten vielmehr umgekehrt das erſtere Glück und das leztere Unglück benennen. Denn ſobald ſie Meiſter ſind ihre Begierden zu erfüllen, ſo drüken ſie die Vernunft danieder, ſie ſchweifen zu Laſtern hinaus, und vergeſſen der Pflichten, die ſie gegen ſich und andern auf ſich haben. Es muß etwas ſeyn, das ihren Begierden widerwärtig iſt, das ſie aus dieſer Vergeßlichkeit aufweken und wider an ihre Pflichten erinnern ſoll. Mancher ſcheinet unempfindlich, und gegen alles Elend der Menſchen gehärtet, ſo lange es nicht ihn ſelber trift; er ſieht die Thränen der Wittib, die er von dem Beſitze ihrer Güter getrieben, ohne Mitleiden an; die Klagen eines Seefahrers, der das bloſſe Leben aus dem Schifbruch errettet, erweichen ihn nicht; ein gleicher Fall allein kan ihm Mitleiden und Klagen auspreſſen.

Das ſieben und funfzigſte Blatt.

- - Hoc ridere meum nulla tibi vendo
Iliade. PERS. SAT. I.

*Ich habe nun lange die Rede an andre Leute gerichtet, es iſt Zeit, daß ich einmahl mir ſelber predige. Ich fühle inwendig in mir einen Kläger, der mir meine Fehler nicht verheelet, wiewohl eben daſelbſt ein Advoçat für meine Gebrechen vorhanden iſt, der allemal eine Antwort auf dieſe Klagen fertig hat. Es ſcheinet, daß zween Menſchen in mir ſeyn, die ſich öfters unter einander anklagen und entſchuldigen. Ich will eine von ihren Streitreden mit aller Treue aufſchreiben.

Der Kläger. Ich habe deine ausſchweifenden Schriften aus blöder Gefälligkeit nur allzu lange geduldet, mein Stillſchweigen macht dich nur deſto frecher, du verſteigeſt dich je mehr und mehr; ich will dir darum alles auf einmahl vorhalten. Wenn

* Dieſes Blatt iſt nichts anders als eine freye Nachahmung der IX. Satyre von Boileau, die auf gegenwärtiges Werck applicirt wird.

Wenn man dich von den Tugenden und Laſtern, dem Laufe der Sitten, und den Künſten und Wiſſenſchaften reden und urtheilen höret, wo du weit beſſern und weit gelehrtern Männern Lectionen giebſt, ſo dächte man, du wäreſt ohne Fehler, und hätteſt alle Gelehrſamkeit und Witz allein in Pacht. Aber da ich allzu wohl weiß, was ich davon glauben muß, da ich deine Fehler und Mängel täglich an den Fingern herzehle, ſo muß ich lachen, wenn ich einen ſo trukenen und armſeligen Scribenten betrachte, der das Richteramt auf ſeine Schultern nimmt, und in ſeinen Blättern ein ungeſtümeres Gepolter macht, als Pedatius auf der Kantzel, wenn er prediget. Sage mir doch, was vor ein böſer Geiſt hat dir in den Sinn geleget, daß du den Engelländiſchen Zuſchauer nachahmen ſolleſt? Hatteſt du es mehr als einmahl bedacht, ehe du dich dazu entſchloſſen? Kannteſt du auch den gantzen Werth der Schrift, die du dir zum Muſter genommen? Und dachteſt du auch wohl daran, daß ihre Vortrefflichkeit dir zu nichts andern dienen würde, als die Mittelmäſſigkeit deiner Schrift deſto mercklicher zu machen?

Der Advocat. Es wäre für mich Ehre genug, wenn ich ihm nur von weiten folgen könnte; und wer weiß ob ich nicht in Deutſchland der erſte heiſſen kan. Geſchehe, was wolle, ich habe mein Talent nicht vergraben wollen, ich haſſe den Müſſiggang, und ſchreibe ſo gut, als ich es kan.

Der Kläger. Wenn du je das Schreiben nicht laſſen konnteſt, warum ſchreibeſt du nicht Geſpräche im Reiche der Todten, oder Helden- und Liebesgeſchichte; an dergleichen Schriften hat die deutſche Welt einen Gefallen, in jenen hätteſt du ein Quintlein Witz um ſchweres Gold anbringen, und in dieſen hätte dein unrichtiger Kopf mit aller Freyheit ausſchweifen können.

Der Advocat. Es iſt ſchwer die Todten redend einzuführen, ſie müſſen witzigere und beſſer überlegte Dinge ſagen, als die Lebendigen, ſonſt würde ſichs der Mühe nicht lohnen, ſie aus der Nacht des Todes an das Licht hervorkommen zu laſſen. Es giebt der lebenden genug, die elendes Zeug ſagen. Was die Romänen anbetrift, ſo iſt der Deutſche noch nicht gebohren, der in dem Tone des Ertzbiſchofs von Cambray

bray eine königliche Auferziehung in dieſelben hineinbringen kan. Ich könnte zu allem Unglück einen Haufen von unverdauter Beleſenheit durch den Mund der alten Helden Deutſchlandes ausſchütten, aber ich halte davor, daß ſie in meinem eigenen Munde noch mehrere Wahrſcheinlichkeit hat. Dergleichen Wercke mag ich nicht ſchreiben, und die von der erſtern Art ſind mir zu ſchwer.

Der Kläger. Deine Worte laſſen unter einer verſtellten Beſcheidenheit ein ſatyriſches Gift hervorbliken. Wäre es nicht beſſer du würdeſt ein paar Quartanten mit ſchüleriſcher Gelehrſamkeit aufſchwellend machen, als daß du alle Winkel der Stadt durchläufeſt, eine neue Thorheit auszuſpähen, von welcher du einen halben Bogen voll ſchreiben könneſt? Aber läugne es mir nicht, du ſchmeichelſt dir, deinen Nahmen über das Schweitzerland hinaus bekannt zu machen; du hoffeſt, Hamburg ſolle auf deine Schriften eiferſüchtig werden, Halle und Leipzig ſollen ſie beneiden. Sieheſt du denn nicht, daß ſchon die Schwaben nichts davon wiſſen wollen, und daß von deinen Mitbürgern ſelbſt tauſende nichts davon gehöret haben. Sie

werden ſchon in Pfefertütten beym Pfunde verkauſt. Die gröſte Ehre, die ſie noch erhalten haben, war, daß man ſie mit dem Pater Sonnenberg in einem Bande gebunden hat. Allein geſezt, daß unſere Enkel ſie nach vielen Jahren aus dem Moder hervorſuchen, was wird es dir helfen, wenn ſie alsdann hochgeſchäzt werden, ſo ſie dir zu unſern Zeiten Schande und Verdruß verurſachen?

Der Advocat.

Ein Spiegel weiſet uns der Narben Häßlichkeit,
Doch wird er oftermals deßwegen angeſpeyt.

Man muß erwarten, daß die Leute einem feinde werden, wenn man ihnen die Wahrheit ſagt. Vielleicht beſſert ſich noch einer oder der andere der ſie ſiebt. Würde ſie nicht entdeket, ſo würde man ſie nicht ſehen, und dann wäre die Beſſerung ſchlechterdings unmöglich.

Der Kläger. So ſteheſt du in der unſchuldigen Meinung, die Leute laſſen ſich beſſer machen! Iſt es möglich, daß du ſo wenig Klugheit habeſt, daß du andere klug machen wolleſt? Willſt du die klug machen, welche die Schriften der Propheten, der Evangeliſten und Apoſtel, gelaſſen

laſſen haben, wie ſie ſie gefunden? Miß-gönne den Thoren ihre Thorheiten nicht; ſieheſt du nicht, daß ſie ihnen angenehm ſind, und daß ſie ſich klüger dünken als du? Danke Gott, daß er dir die Augen an die Stirne geſetzet hat, und ziehe von den Thorheiten anderer den Nutzen, den du davon ziehen kanſt. Wenigſtens gebrau-che ſie zu deinem Zeitvertreibe. Worüber wollteſt du lachen, wenn keine Narren mehr wären. Nur lache zwiſchen den Zähnen, und ingeheim. Laß uns einmahl ſehen, was du gewinneſt, wenn du anderer Leute Thun ſo öffentlich und in gedruckten Schrif-ten durch die Hechel zieheſt. Du macheſt damit, daß andere dich wieder auf die He-chel ſetzen. Du ſieheſt, wie es in der Welt zugehet, wir nehmen den Nachbar herum, und er nimmt uns wieder herum. Die gemeine Rede von dir gehet, man wiſſe oftmahls nicht, wer dir auf den Fuß getreten habe; du ſeyſt ein junger Laffe, der meine, ihm ſey alles vergönnet zu ſa-gen; alle andern Scribenten ſeyn gegen ihn Pedanten, Ignoranten, Stümper, und haben weder Witz, noch Geſchmack noch Kundſchaft der Sprache; du ſeyſt ein eigenſinniger Kopf, der die Welt nach ſei-

ner

ner Phantaſie regieren wolle; Arminius, das Meiſterſtück der deutſchen Erfindungskraft, mit welchem wir allen Franzoſen Trutz bieten können, habe das Glück nicht, dir zu gefallen; du ſeyſt von dem Raube reich geworden, den du dem engliſchen Zuſchauer abgenommen habeſt, er habe vor dir geſagt, daß Amthor Nahmensſpiele gedichtet, daß Neukirch Plattigkeiten um Phöbus vertauſchet habe, und daß Wandala eine ungehirnte Puppe wäre; das Vaterland habe nichts als Unehre von deinen Schriften, und man ſollte dir obrigkeitlich verbieten ferner zu ſchreiben. So redet man von dir. Ein jeder ziehet auf dich loos, der in den Conterfeiten, die du von andern macheſt, voraus leſen kan, was er von dir zu erwarten habe. Willſt du den Klagen nicht einmahl ein Ende machen; wie lange ſoll ich noch auf den Gaſſen und auf der Brüke auf dich ſchmähen und ſchänden hören? Antworte mir, ich ſchertze nicht, was ſagſt du dazu?

Der Advocat. Was vor ein Geſchrey! Iſt mir denn nicht erlaubt auf ein Blatt zu ſchreiben, was ich den gantzen Tag geduldig angemerket habe? Habe ich eben ſo wohl gefehlet, wenn ich ein Laſter beſtraſet,

ſet, als wenn ich es begangen habe? Darf ich es nicht unter meinen Pinſel nehmen, und mit ſeinen eigenen Farben abmahlen? Geſezt, daß ich mit meiner Schrift die Leute nicht beſſer mache, ſo verwehre ich vielleicht, daß ſie nicht ſchlimmer werden. Es ſtehn niemahls zwo Frauen nach der Predigt bey einander, die nicht von anderer Leute Fehlern reden; und wollte Gott, ſie thäten es mit der Redlichkeit, wie ich es thue! Sie verläſtern die meiſten mahle diejenigen hinter dem Rüken, die ſie unter Augen in den Himmel erhoben hatten. Es wird erlaubet, in Winkeln und im Finſtern zu verleumden, und ich ſoll die Wahrheit nicht am Tage reden dürfen! Ein Stutzer, ein Löfler, ſoll ein verdammendes Urtheil über meine Blätter ſprechen dürfen, und mir ſoll verboten ſeyn auf die Karten zu fluchen, und über die Spitzen, und über die Reitröke zu ſchertzen! Man feindet mich an, daß ich die und dieſe Nahmen in meine Blätter geſezet habe: ich hätte gedacht, daß man mir noch Danck ſchuldig wäre. Wer hätte ohne meinen Beytrag gewuſt, daß Grammateus ein Sprachheld, Annius ein Antiquarius, Meter ein Erdmeſſer iſt? Wie viele Ignoran-

ranten kan ich noch berühmt machen, die ſonſt ohne mich vergeſſen blieben? Ich ſtrafe doch nicht allezeit; und wenn ich wenige mahle lobe, ſo iſt die Schuld nicht mein, daß ich wenig zu loben ſehe. Aber, wenn ich einen Stümper ſehe, der verſtändig ſcheinen will, wie Muſidor, der ein ſchlechtes Blatt, das ich nicht ausgearbeitet habe, einzig erhebet, und zehn andere, welche mit Vernunft und Witz angefüllet ſind, ohne Verſtand heruntermacht, alsdann läuft mir die Galle über das Hertz, und ich kan nicht ruhen, biß ich dieſen Tadler dem Grammateus beygeſellet habe. Und würde mir das Schreiben verboten, ſo wollte ich die Erde aufgraben, und durch einen neuen Kunſtgriff die Rohre mit der Stimme verſehen, daß ſie rufen ſollten:

Der König Midas hat = = Was hat er? = Eſelsohren.

Ein jeder Menſch hat ſeine eigene Freude. Niemand verwehret dem Paul ſeine Weinflaſche, der Mutia ihre Täntze und Sprünge, biß ſie die Wände und das Getäfel mit ſich in die Runde herumtanzen ſiebt; Trebatius liebet das Rathhaus, ſein Bruder eine Ginguete, da ſie übrigens einander ſo gleich ſind als zwey Eyer. Mich erge-

ergetzet, daß ich meine gantze Seele ausſchütte, und keinen Gedanken zurükebehalten. Ich verſchweige meine eigenen Fehler nicht, denn ich weis es, daß ich nicht ohne Fehler bin. Und dieſe ſelbſt werden von meiner Aufrichtigkeit Zeugen abgeben. In dieſem unparteiſchen Spiegel wird man mich ſelbſt, meine Freunde und Feinde, erbliken können. Iſt dieſes nicht beſſer, als daß ich mit hofmannswaldauiſchen Metaphern Flavien das Hertz vergäbe, und ohne Hertz und Hirn ihrem Haare zu Ehren ein Goldbergwerck aufbauete,

Das Sonnenſtrahlen ſelbſt mit Ehren trutzen mag?

Oder daß ich auf meiner Stube der Echo riefe, und ſie nöthigte, mir verliebte Thorheiten nachzuſprechen?

Der Kläger. Du haſt einen harten Kopf, gieb Acht, daß man ihn dir nicht noch mit Prügeln breche. Du magſt es noch ſo gut meinen, ſo nehmen dir es die ehrlichſten Leute übel auf, und ſagen, du mißhandelſt deine Mitbürger. Und wenn dirs dieſe und die ungezogenſten Buben verzeihen würden, ſo werden ſich die beleidigten Reimſchmiede und Dichterlinge wider dich aufmachen; du wirſt bald ſehen, wie ſie gantze

gantze Bogen voller Schmähungen wider dich ſchreiben, und dein unſchuldigſtes Blatt zu einem Staatsverbrechen machen werden.

Der Advocat. Wenn es denn ſeyn muß, und man mir keinen beſſern Danck giebt, ſo will ich in einem andern Tone ſchreiben. Ich will mich ausdrücklich erklären, daß die Menſchen zu meinen Zeiten gerecht, redlich und gütig geweſen, daß ſie das Wahre und das Falſche aufs Pünktgen unterſcheiden können, daß ſie allemahl das böſe verworffen und dem guten nachgeſtrebet haben, daß der Witz, die ſchöne Schreibart, und der Geſchmack auf das höchſte geſtiegen ſeyn; ich will ſchwören, daß Emilia eine gottſelige Spielerin, Grammateus ein Ariſtarch, Faßmann ein Lucianus und ein Fontenelle, Lohenſtein ein Virgil, Menantes mehr als Opitz ſeyn. Ich will bekennen, daß meine Wochenblätter mit Calumnien, Injurien und Dummheit angefüllet ſind, daß ſie den Haß der ehrbaren Welt, und der geiſtreichen Köpfe verdienen, und daß ich endlich kein beſſeres Werck thun kan, als die Feder niederzulegen.

Wo iſt der Mann von Witz und Redlichkeit,
Der nicht der Dummheit Macht und Anſehn ſcheut;

Der

Der Feſſeln müd, in kühner Glut entbrandt,
Zuerſt für alle ſich allein verbannt;
Mit Heldenkraft der Dichter Heer durchbricht;
Sich in der Ironie oft ſelbſt durchſticht;
Den dichten Lanzenhag im Sterben niederdrückt,
Und über ſeinen Leib den Weg zur Freyheit bückt?

Das acht und funfzigſte Blatt.

Ἔρχεται τιμὰ
Γυναικέιω γένει.
Ουκέτι δυσκέλαδος
Φᾶμα γυναῖκας ἕξει.

Ευριπ.

Ich wohnete neulich einer Verſammlung meiner geſchickten Freundinnen bey, wo ich ſie über eine gewiſſe Beſchuldigung ihres Geſchlechtes recht bequeme Gedanken vortragen hörete. Ich bat ſie um die Erlaubniß, daß ich für daſſelbe mahl die Stelle eines Kanzlers bey ihnen vertreten, und ihre Gedanken auf das Papier bringen dürfte. Sie vergönneten es mir mit Lachen, und hatten die Gütigkeit zu ſagen, wenn ſie etwas tüchtiges vor-

vorgebracht hätten, ſo hätten ſie es mir zu danken, weil die Begierde, meinen Beyfall zu erhalten, ihre Geiſter aufgewekket hätte. Alſo ſollte ich alle Freyheit haben, damit umzugehn, wie mit meinem eigenen. Nach dieſer Vergünſtigung will ich die gantze Unterredung in dieſem Blatte wiederholen, und von neuen nichts hinzuſetzen, als was etwann die Ordnung und reinere Ausdrükung anbetreffen möchte.

Den Anlaß dazu gab ihnen die Erzehlung des Unglükes, welches *Lavinius* ſich ſelbſt mit ſeiner Leichtglaubigkeit in dem Punkt der Liebe zugezogen hatte. Er war in Eulalien ſtarck verliebt, und weil er eine ungemeine Einbildung von ſeinen eigenen Trefflichkeiten hatte, ſo bildete er ſich dasjenige, was er verlangete, nicht nur als möglich, ſondern als leicht und gewiß vor. Zuerſt ſpatzierte er täglich zwey bis dreymahl vor ihren Fenſtern vorbey; er ließ ſichs ſagen, wann ſie ausgieng, damit er ihr auf der Gaſſe begegnen könnte. In der Kirche ſetzete er ſich gegen ihr über, und zulezt machte er ſich mit ihrem Bruder bekannt, welches ihm Gelegenheit gab, ſie öfters zu ſehen und mit ihr zu reden. Eulalia iſt eine höfliche, freye, und ungezwun-

zwungene Dame, ſie begegnete ihm allezeit mit zierlichen Worten, und ließ zuweilen einige Redensarten mit einflieſſen, welche von einer beſondern Vertraulichkeit Anzeige zu geben ſchienen. Sie konnte auch leiden, daß er als der Freund ihres Bruders ſie bey der Hand faſſete, ihr dieſelbe drükete, ſie ſtarr anſchauete, ihr eine Bagatelle ſchenkete, ſie mit einem Seufzer rühmete. Lavinius urtheilete von dieſen Gunſtbezeigungen nach ſeinem eigenen Herzen, und verſicherte ſich ſelbſt, daß ſie von eben ſo verliebten Gedanken herrühreten, als ſeine eigenen waren. Er deutete alle ihre Worte und Gebehrden zu ſeinem Vortheil aus, und begnügte ſich ſo gut daran, daß er ſich nicht bemühete, eine nähere und deutlichere Erklärung von ihr zu verlangen. Mit dieſer falſchen Hoffnung ſpeiſete er ſich ſo lange, bis daß er hörete, daß ſie ſich mit Lycidas verheurathet hätte. Reue, Schmertze, Eiferſucht, Scham, Rache, machten ihn auf dieſe Zeitung ſo hitzig, als wenn ihm ſeine ihm angetraute Ehefrau wäre entführet worden. Er ſchrieb einen Brief an Eulalien, welchen ihm dieſe Bewegungen in die Feder gegeben hatten. Er brachte darinn die Strophe an:

Falſche Doris, vor mein Himmel,
Jezund nichts als Höll und Nacht,
Ich bin über dem Getümmel
Deiner Falſchheit aufgewacht.
Sündenſchweſter, Zauberdirne,
Falſche Doris, nun adieu;
Mich bringt deine glatte Stirne
Nun nicht mehr in Angſt und Weh.
Welcher dir hinfort begegnet,
Sey verflucht, ich bin geſegnet.

Dieſe Erzehlung dienete meinen Freundinnen, die lächerliche Urſache eines gemeinen Vorurtheiles zu entdeken, nach welchem ihr Geſchlechte von vielen Leuten der Leichtſinnigkeit bezüchtiget wird. Die guten jungen Leute von dem männlichen Geſchlechte, fieng eine von ihnen an, ſind insgemeine ſo einfältig, oder vielmehr von der Gröſſe ihrer eigenen Verdienſte ſo wohl überzeuget, daß ſie ſich ſelbſt ohne unſern Beytrag überreden, ein jeder freundlicher Anblick, den wir ihnen gönnen, ein jeder unſchuldiger Schertz, eine höfliche Redensart, ſey eine Liebesverſicherung. Wenn ein Frauenzimmer mit einem jungen Menſchen lachet, ſich durch ein vertrauliches Geſpräche zu ergetzen ſuchet, ihm aus Gefäl-

fälligkeit gegen dem heutigen Weltlauf eine kleine Gunſt vergönnet, ſo läßt er ſich alſobald den Wahn einnehmen, ſie trage ein ſo verliebtes Hertz zu ihm, als er bey ſich zu ihr fühlet. Er findet in ihren Gebehrden, in ihrem reden und ſchweigen, eine heimliche Abſicht, die ſie nicht, wohl aber er hat; er urtheilet von ihr nach den innerlichen Bewegungen ſeiner eigenen Bruſt, und ſchreibet ihr eben dergleichen zu; woran er eben ſo lächerlich thut, als einer, der einen ſchnellen Strohm hinunterfährt, und den ſchnellen Lauff ſeines eigenen Schiffes dem fliehenden Geſtade zuſchreibet. Wenn ihm hernach der Wahn benommen wird, und die Perſon, deren Liebſter er in ſeinen Gedanken iſt, ſich einem andern ergiebt, ſo folgen dann dieſe Bezüchtigungen der Treuloſigkeit, dieſe Scheltworte und racheſchreyenden Briefe, womit die Poeten ihre Sammlungen anfüllen. Und weil die Zahl derjenigen groß iſt, welche ihrer Liebſten auf die erzählte Art beraubet worden, ſo hat ſich daher das Vorurtheil entſponnen, und iſt ſchier allgemein geworden, das Geſchlecht der Weiber ſey unbeſtändig, flüchtig, und von leichten Sinnen. Die Wahrheit aber iſt, daß ſie uns Fehler zur

Laſt legen, welche bloß in ihrer Einbildung ſind. Alſo ſind die Menſchen fertig, die Schuld auf andere Dinge auſſer ſich zu wälzen. Alte Männer klagen gemeiniglich die Zeiten an, welche die Leute hart und ſtörriſch gemacht und alle Freude aus der Welt hingenommen hätten, da ſie indeſſen ſich ſelbſt in der Zeit geändert, und mit der Jugend den frölichen und aufgeräumten Geiſt verlohren haben.

Dieſe verliebten Leute, nahm eine andere das Wort, thun ſich ſelbſt damit den gröſten Schaden; denn uns können, die Wahrheit zu ſagen, die erſchrecklichen Beywörter der Treuloſen und Leichtſinnigen nicht ſonderlich weh thun, weil ſie aus einer groſſen Liebesbewegung entſtehen, welche einen Jüngling allzu leicht glauben macht, daß er hinwieder geliebet werde; ein Fehler, der eine Frauensperſon, wie die Männer ſagen, nicht leicht böſe macht! Wenn die Männer uns nicht für ihre Ruhe allzu ſchöne fänden, ſo würden ſie uns auch nicht treulos, flüchtig und leichtſinnig finden. Keine von uns kan ſich erinnern, daß man einer Ungeſtalteten mit ſolcher Heftigkeit zugeſchrieben habe, wie Lavinius an Eulalien geſchrieben hat. Wir beziehen

hen uns derowegen auf den Poeten, der in dem Nahmen der Männer bekennet:

Was rüken wir den Frauen
Dies oder jenes für;
Die Blumen auf den Auen
Sind nicht von ſolcher Zier.
Die Sonne, wann ſie ſtrahlet
Vom Mohrenlande her,
Hat ſchöner nie gemahlet
Das Land und breite Meer.

Ich glaube in dieſem Fall, fuhr die dritte fort, welche bisdahin noch nicht geredet hatte, daß das Mitleiden, welches Eulalia mit der ſelbſtgeholten Unruhe ihres Liebhabers haben konte, alles ſey, was er mit Recht von ihr fodern können. Wenn ich ſelbſt in einen gleichen Zuſtand käme, ſo würde ich für einen Liebhaber, der aus Leichtglaubigkeit ſich ſelber dergleichen Unruh zuzöge, nichts mehrers übrig haben, als einige mitleidige Worte, welche ich ihm für ſeine Liebe ſchuldig zu ſeyn vermeinete. Wenn die Männer einen Irrthum begangen haben, ſo mögen ſie ſelber davor büſſen, warum ſollte ich um dasjenige leiden, woran ich keine Schuld habe? Wenn Lavinius und andere ihm ähnliche Männer

eine Lehre, die ich ihnen aus Freundſchaft gerne mittheilen will, in Acht nehmen wollen, ſo will ich ihnen gut dafür ſtehen, daß ſie nimmermehr Urſache finden ſollen, das weibliche Geſchlecht des Wankelmuthes anzuklagen. Jch gebe ihnen den Rath, daß ſie der Einbildung, ſie werden geliebt, niemahls Platz einräumen, wenn ſie der Gegenliebe ihrer Geliebten nicht durch ein förmliches und gültiges Ehverſprechen verſichert worden ſind.

Nach dieſem nahm diejenige, welche zuerſt geredet hatte, das Wort wieder, und ſagte: Es iſt wenig Hoffnung zu haben, daß viele Mannsperſonen ſich dieſen Rath zu Nutze machen werden; die Einbildungen von der Würde und den Verdienſten ihres Geſchlechtes verwirrt ihnen den Verſtand zu übel, und verführet ſie auf die ungereimteſten Sachen. Ein Exempel deſſen, von einer gleichen Natur, wie die Anklage der Treuloſigkeit, und das auf einem eben ſo ſchlechten Grunde beruhet, iſt der Vorwurff der Grauſamkeit, welcher den ſchönſten Perſonen von unſerm Geſchlechte täglich von ihnen gemacht wird. Wenn die Männer irgend eine vortreffliche Schönheit erbliket haben, welche einen heftigen

Eindruck in ihre Sinnen und Gedanken gemacht hat, dem ſie nicht widerſtehen können, ſo fodern ſie als ein Recht, daß die geliebte Schöne eben dergleichen Affekt und Zuneigung zu ihnen empfinden, oder wenn ſich gleich nichts dergleichen bey ihr einſtellet, daß ſie nichts deſtoweniger ihre Liebe mit ihrer Hand belohnen und erkennen ſolle; es mag ihr um das Hertz ſeyn wie es will; und wenn ſie ihnen diesfalls nicht zu Willen wird, ſo ſind ſie gantz fertig, ſie für eine grauſame Tyrannin, die nichts erweichen kan, für einen tauben und unempfindlichen Marmorfelſen, auszuſchrien. Der beſte Grund, den ſie dann brauchen, ſie zur Gegenliebe zu bereden, iſt dieſer, daß ſie ſonſt verzweifeln, und entweder den Tod von ihrer Liebespein erholen, oder mit eigener Hand ſuchen werden. Welche Uebelthat ſie denn der Unmenſchlichen in die Rechnung ſchreiben, und von ihr verantworten laſſen. Das mögte zwar noch leicht zu verantworten ſeyn; das ſchlimmſte dabey iſt das, was der Poet in denen Zeilen geſagt hat:

Indeſſen aber wird das arme Kind bethört,
Und weis nicht, was ſie fühlt, wann ſie dergleichen hört.

Ich erkenne hier mit Vergnügen, ſagte eine andere darauf, was vor Vortheile desſfalls eine Ungeſtaltete hat. Für dieſe böſen Nahmen der ſchädlichen Unthiere, der Grauſamen, der trotzigen Baſilisken, die mit ihren bloſſen Bliken vergiften, iſt uns unſere Häßlichkeit gut. Dieſe thut uns das gute, daß das Gewiſſen uns nimmer vorrüket, wir haben Schuld an dem Tod eines blöden und aberwitzigen Kopfes, der uns ohne Todesangſt nicht hat anſchauen können.

Um dieſes Vortheiles willen, fuhr die dritte fort, wollte ich mir doch die Häßlichkeit eben nicht an den Leib wünſchen: Ich wollte in dieſem Fall viel lieber mein Gewiſſen durch tüchtige Vernunftsgründe zu beruhigen trachten. Und ich habe mich, that ſie lachend hinzu, auf dieſen Fall ſchon nach dergleichen umgeſehen. Das nachdrücklichſte und ſchlüſſigſte, das mir desfalls zu Geſichte gekommen, iſt das, was der Geſchichtſchreiber des Dom Quixote der Marcella zu ihrer Vertheidigung in den Mund geleget, damit ſie ſich nicht nur gegen eine groſſe Anzahl Liebhaber, die ſie ihrer Liebesſchmertzen wegen anklageten, ſondern vornehmlich gegen die vertheidigte, welche

welche ihr den Tod des Chryſoſtomus Schuld gaben. Ich habe mir die Rede, womit ſie ihre Unſchuld erweiſet, ſo bekannt gemachet, daß ich ſie ſchier auswendig herſagen könnte. Ihr ſprechet, ſagte ſie, der Himmel habe mir eine ſolche Schönheit verliehen, daß mich niemand ſehen könne, ohne mich zu lieben, und ihr meinet, weil ihr mir eure Liebe bezeuget, ſo ſey ich verbunden, euch wieder zu lieben. Meine Vernunft, die mir Gott verliehen hat, ſaget mir zwar, daß alles, was ſchön iſt, auch liebenswürdig ſey; ich ſehe aber noch nicht, wie es folget, weil man das liebet, was ſchön iſt, ſo muß das Schöne auch wieder lieben; und dieſes um ſo viel weniger, weil das Liebende ungeſtalt und unannehmlich ſeyn kan, welches man doch nothwendig haſſet. Ja wenn auch die Schönheit auf beyden Seiten gleich wäre, ſo folget dennoch nicht, daß auch die Zuneigungen einerley ſeyn müſſen, weil nicht alle Schönheiten zur Liebe reitzen, inmaſſen einige nur den Augen gefallen, das Hertz aber nicht rühren. Und in der That, wenn alle Schönheiten die Hertzen bezwingen ſollten, was würde nicht in der Welt für ſeltſame Verwirrung entſtehen, wenn

die

die irrenden und ausſchweifenden Begierden immer von einem auf das andere fielen, und nirgends beruhiget würden? Iſt es hiernächſt wahr, was man ſaget, daß die Liebe frey ſey, und ſich nicht zwingen laſſe, ſo iſt es ja ein unbilliges Begehren, daß ich lieben ſoll, ohne daß ich die geringſte Neigung dazu in mir empfinde. Iſt das nun, ich frage noch einmahl, ein zulänglicher Bewegungsgrund, welcher mich verbindet zu lieben, wenn man ſaget, man liebe mich? Im übrigen, wenn ich ja einige Schönheit beſitze, ſo iſt ſolche ein Geſchenck des gütigen Himmels, ohne daß ich den Menſchen deswegen etwas ſchuldig bin. Ziehet dieſelbe auch gleich einige unglückliche Würkungen nach ſich, ſo bin ich darum eben ſo wenig ſtrafbar, als die Schlange ihres Giffts wegen, welchen ihr die Natur gegeben hat, oder das Feuer, wenn es demjenigen Schaden thut, der allzu nahe dazu geht.

† † †

Ich habe kein Bedenken gefunden, dieſe gründlichen Gedanken meiner Freundinnen in den Druck zu geben. Das ſind Frauenzim-

zimmer, die über das gemeine Vorurtheil weg ſind, es ſtehe denen Weibsperſonen nicht an, eine andere Rhetorik zu ſtudieren, als diejenige, welche ſich der Sinnen durch die Augen bemächtiget. Sie verlangen vielmehr, die Hertzen durch den Verſtand einzunehmen. Ich muß ihnen ofte die Materie, womit ich meinen Leſern das nächſte mahl aufwarten will, in ihrem rohen Zeuge, und gleichſam in puris naturalibus ſehen laſſen, und ſie ergetzen ſich daran, wenn ſie mir in der Ausbildung und Zuſammenordnung derſelben nachſchauen können. Sie haben mir auch geſagt, daß ſie mittelſt dieſes Aufſehens auf die Geburt und den Wachsthum meiner Gedanken nicht wenige Kunſtgriffe im Schreiben entdeket haben.

Das

Das neun und funfzigſte Blatt.

Hoc patrium eſt, potius conſuefacere filium
Sua ſponte recte facere quam alieno metu.
Hoc pater ac Dominus intereſt; hoc qui nequit
Fateatur ſe neſcire imperare liberis.

TER. in Ad.

Wie viele Väter mit ihren Kindern umgehen, ſollte man meinen, daß ihnen das patriarchaliſche Regiment noch in den Gedanken läge; ſie erſtrecken das väterliche Anſehen beynahe ſo weit, als ein König das ſeine in ſeinem Königreiche. Es ſcheint, daß ſie ihnen hundert Sachen nur befehlen, damit ſie befehlen. Wenn ſie ihnen die Tugend und die Gottſeligkeit ſelbſt beybringen wollen, brauchen ſie dazu weder Weisheitsgründe, noch ſolche, die aus den Grundſätzen der Religion hergenommen ſind. Du muſt dieſes ſo faſſen, wie ich dirs ſage, und nicht anders, - - Du muſt wiſſen, daß ſich die Sache ſo verhält, - - Frage nicht lange, warum; du kanſt es mir glauben. - - Gnug daß ichs ſo haben will, das iſt mein Geſchmack, und

und du wirſt dich meinem Willen nicht widerſetzen wollen, - - Es iſt billig, daß ein Sohn thue, was ihm ſein Vater befiehlt, und daß er ihn zum Muſter und Vorbild nehme, - - - Das iſt die gewöhnliche Sprache mancher Väter; woraus man ſieht, daß ſie ſich die Herrſchaft über den Verſtand und den Willen ihrer Kinder anmaſſen.

Hätten ſie ihnen mit dem Geblüte auch ihre Begriffe, ihre Begierden und Neigungen eingepropfet, und wäre der gantze Vater mit alle ſeinem Verſtand, und deſſen eigener Art und allen ſeinen abſonderlichen Leidenſchaften in dem Sohn auf ein neues abgedrückt und abgegoſſen worden, ſo wäre es für dieſe eine leichte Sache ihnen zu gehorſamen. Aber was vor ein Zwang iſt es, wenn der Sohn die Sachen nach einer eigenen Art anſiehet, wenn er für ſich denket, wenn ihn ſeine Neigungen auf andere Sachen führen? Und geſetzt die Einſichten des Vaters ſeyn gründlicher, mit mehr Erfahrungen unterſtützet, und mit mehr Vorſichtigkeit begleitet; geſetzt ſeine Neigungen ſeyn auf die Tugend und Redlichkeit gegründet, ſo würde nichtsdeſtoweniger gut ſeyn, daß er den Sohn

davon belehrete; dieſer würde deſto ſorgfältiger und begieriger verrichten, was er für ſein Wohlſeyn ſo beförderlich erkennte, und was von dem befehlenden Tone nicht eine gewiſſe Bitterkeit empfienge. Aber wenn die Befehle des Vaters weder die Tugend, noch die Ehre, noch die wahre Glückſeligkeit zum Grunde haben, wie bejammernswürdig iſt denn der Sohn, dem ſie mit ſolcher gebiethenden Art aufgetragen werden, und noch mehr der Sohn, der beſſere Grundſätze und ein beſſeres Hertz hat?

Durch dieſes ſtrenge Verfahren wird alle Vertraulichkeit zwiſchen Vater und Sohn abgeſchnitten, der Sohn hat die Erlaubniß und den Muth nicht, zu der Höhe ſolches herrſchenden Vaters hinaufzuſteigen, und ihn in der Nähe anzuſehen, dem Vater erlaubt ſeine Würde nicht, ſich zu der Tiefe des Sohnes hinunter zu laſſen; alſo können ſie einander nimmer begegnen. Es iſt kein Umgang zwiſchen ihnen, oder ihr Umgang iſt ohne Freundſchaft und ohne Offenhertzigkeit. In dieſen Umſtänden iſt es doch für den Sohn noch leichter, den Vater zu erkennen, weil dieſer insgemeine weniger Sorgfalt hat, ſich vor ihm zu verber-

bergen. Der Vater hingegen giebt ſich nur keine Mühe, das Gemüthe ſeines Sohnes auszuforſchen; er hält dieſes für unnöthig, nachdem der Sohn keine Begriffe, als des Vaters, keinen Willen als deſſelben haben ſoll.

Nach dieſem Maaßſtabe richtet er ſich in der Wahl der Lebensart, die der Sohn annehmen ſoll. Wir erkennen in dieſer des Vaters Neigungen und Begierden, nicht des Sohnes. Dieſer hat ein treffliches Naturell zu den ſchönen Wiſſenſchaften, und eine philoſophiſche Gemüthesart, er iſt zum Denken von Natur geneigt; aber er wird in eine Kaufmannsſtube geſtellt, einer Manufaktur vorzuſtehen. Sein Vater hat zu dieſer Arbeit einen Talent und eine groſſe Zuneigung. Ein anderer Sohn hat einen leichtſinnigen Kopf, er liebet die Welt, er iſt wild und ausgelaſſen; er wird auf die Univerſität geſchickt, die Gottesgelahrtheit zu ſtudieren; das macht, ſein Vater hat eine groſſe Einbildung von der Würde des Prieſterſtandes.

Daher kömmt es, daß wir ſo viele Menſchen in Lebensarten ſehen, zu welchen ſie nicht gemacht, und welche nicht für ſie gemacht ſind; ſie haben ſolche nicht ſelber er-

wehlet, ihre Vätec haben für ſie gewehlet. Kein Wunder, daß ſie in ſolchen nicht fortkommen, daß ſie mit Widerwillen und mit Verdruß arbeiten, daß ſie nachläſſig werden, oder ſich in fremde Dinge miſchen, die mit ihrem Berufe keine Gemeinſchaft haben.

Es zeiget ſich viel guter Verſtand, und viel Aufrichtigkeit in folgendem Briefe, in welchem ein Sohn ſeinem Vater die Lenkung ſeines Gemüthes, auf welche der Vater wenig Achtung gegeben, umſtändlich entdeket. Ich wünſche, daß dieſer Vater ſich den hohen Begriff von dem väterlichen Regiment nicht hindern laſſe, zu erkennen, daß ſein Sohn ein Gemüthe und ein Hertz für ſich hat, die ſich nicht nach eines andern, (auch nicht eines Vaters,) zwingen laſſen, wenn er nicht unglücklich werden ſoll. Wenn andere Söhne dieſen Weg brauchen wollen, mittelſt meiner wöchentlichen Blätter an ihre Väter zu ſchreiben, damit ſie ihnen ſich zu erkennen geben, ſo werde ich ihnen mit Freude dazu behülflich ſeyn.

Mein

Mein Vater!

Euer Wunſch iſt, mich glücklich zu machen, inſoweit man es auf Erden ſeyn kan; ich zweifle nicht an eurer väterlichen Güte, ich habe davon allzu liebreiche Zeichen. Nachdem aber unterſchiedene Gemüther auch unterſchiedene Neigungen haben, ſo kan ein gleiches Ding einen Menſchen glücklich machen, welches ein anderer für ein Unglück anſehen würde. Ein Stand kan mich vergnügen, welcher einem andern unerträglich ſeyn würde. Es kömmt darauf an, was vor eine Lenkung die Complexion, die Religion, und die Philoſophie dem Gemüthe gegeben haben; darnach empfangen wir von den Dingen Luſt oder Unluſt, wir formieren uns daher gewiſſe Lebensregeln, nach welchen wir die Sachen anſehen, und uns darüber erfreuen oder betrüben. Wenn ihr nun ſo gütig und väterlich gegen mich geſonnen ſeyd, daß ihr mir das Leben angenehm und ſüſſe machen wollet, ſo ſcheint mir nöthig zu ſeyn, daß ich euch vor allen Dingen mein Gemüthe entdecke, damit ihr daraus abnehmen könnet, was eigentlich mein Leben ruhig und vergnügt machen kan. Ich bin

von Natur ſtill, nachſinnig, düſtern, zuweilen melancholiſch, ſchwach, und beynahe träge mit dem Körper, aber ſtarck und lebhaft mit dem Geiſt. Ich habe keine ungeſtüme Affecte, und nichts weniger als Ehrgeitz. Mein heftigſter Trieb war die moraliſche Philoſophie zu ſtudieren. Ich habe über den Zuſtand des Menſchen vieles gedachr und geleſen, und habe nicht bloß überhaupt bemerket, ſondern in dem manigfaltigſten Licht und den beſonderſten Umſtänden wahrgenommen, daß die Vernunft ſchwach und blöde, die Begierden mächtig und unerſättlich, das Hertz zugleich trutzig und verzagt, die Ehre ein Schatten, die Freude klein und kurtz, der Schmertz groß und langwierig, ſeyn, die Tage einen Augenblick dauern. Wie mancher hat das herrlichſte Vorhaben gefaſſet, von welchem er überzeuget war, daß es ehrlich, nützlich, den Pflichten eines Menſchen gemäß ſey, daß er ſich ohne anderer Leute Vortheil, ja ohne ſeinen eigenen Schaden nicht entbrechen könnte, daſſelbe ins Werck zu ſetzen; nichtsdeſtoweniger iſt ſein guter Vorſatz zurückgegangen, und hat unter der Laſt eigener und fremder Leidenſchaften erliegen müſſen. Ich habe Leute von aus-

neh-

nehmenden Verdienſten und Tugenden geſehen, welche das Unglück von dem oberſten Gipfel der Hoheit in die tiefeſte Niedrigkeit geſtürtzet hat; andere, welchen das Glück treu geblieben, und ihnen einen Ueberfluß von Reichthum, Ehre, Freunden und Dienern zugewandt, die doch ohne Sitten lebeten, die ein niedriges, hartes, und ungerechtes Gemüthe hatten. Etwas, von deſſen Beſitz ich mir das empfindlichſte Ergetzen verſprochen hatte, war öfters, wenn ich es erlanget, nicht fähig, mich aufgeräumt zu machen, die Hoffnung und Erwartung machten mir gröſſere Freude, als der Genuß. Ich bekam keine Freude ohne einen Zuſatz von Bitterkeit; hingegen war der Schmertze wie unerſchöpflich, der Bau meines Körpers baufällig, der Verdruß, den ich mir ſelbſt machete, oder von andern empfieng, ohne Ende. Die Menſchen, meine Nebengeſchöpfe, ſind meiſtens vor fünfzig Jahren noch nicht da geweſen, und keiner iſt ſicher, daß er Morgen noch da ſeyn werde. Die Philoſophie leitete mich in die Religion, und da entdeckte ich die Heiligkeit des Schöpfers, die Menge und die Abſcheulichkeit der Sünden, das ſchwere Werck der Buſſe,

die Gefahr der hölliſchen Strafe. Wenn ich das alles in meinen Gedanken überſchlug, ſo vergieng mir alle Luſt zu den Weltgeſchäften, alles Leben und alle Thätigkeit ſtarb in mir. Ich ward zwar kein Feind der menſchlichen Dinge, aber ich verachtete ſie, als etwas zu nichtswürdiges; und die Religion zog mich auf etwas ſtandhafteres, auf etwas ewigwährendes; ſie will, daß ich mich um eine unwandelbare Glückſeligkeit bemühe. Ich ſah nach dieſem die Geſellſchaften, ſo bald ſie aus mehr als zwo bis drey Perſonen beſtuhnden, für lauter Gelegenheiten an, welche mich in die Welt hinein führeten, mich aus der Stille meiner Betrachtungen verſetzeten, mich mir ſelbſt entzogen, und der Macht anderer Leute unterwürfig macheten. Ich ſehnte mich nach einem eingezogenen und einſamen Leben, und wünſchete nichts weiters als ein ſauberes Landhaus zu meinem Aufenthalt, ein kleines Stüke Landes und einen wohlgelegenen Garten, wo es nicht an Brunnquellen, Bächen und Schatten mangelte. Ach daß es mir vergönnet wäre, mein Leben auf einem abgelegenen Dorfe ferne von dem Gedränge der Stadt zu endigen! Ich le-

bete daſelbſt für mich, ich wäre an niemandes Eigenſinn, an niemandes Zwang, an kein überflüſſiges Ceremoniel gebunden; ich wohnte bey mir ſelbſt, und verlöhre mich nicht unter fremden Dingen und Geſchäfften. Ich fürchte nicht, daß mich dorten das Heimweh nach der Stadt überfallen werde; meine Heimath iſt, wo ich bey mir bin, und dort werde ich mehr bey mir seyn, als hier unter der Menge und dem Getümmel. Ich werde dort auch keine Nachreue über den Verluſt der Geſpräche mit meinen iezigen Geſellſchaften zu erwarten haben; der Inhalt derſelben, die Art des Ausdrukes, der Geiſt und Witz, der ſie anwürtzen ſoll, iſt meinem Geſchmacke widrig. Ein einziger Freund, den ich mir ſelbſt erwehlt habe, kan mich auf dem einſamſten Felde mit mehr Lebhaftigkeit unterhalten. Dazu werden dann die Unterredungen mit denen Verſtorbenen kommen, welche in ihren Schriften noch leben, und mit denen Abweſenden, die ihre Sprache mittelſt ihrer Bücher ſo laut erheben, daß ich ſie in meiner Einſamkeit vernehmen kan. Ich werde unter dieſen diejenigen erwehlen können, deren Geſpräche mir am anſtändigſten ſind, und unſere Unter-

redung wird nicht länger dauren, als es mir gelegen ſeyn wird. Mein Vater, wenn ihr euch darum erbitten lieſſet, mir nach dem Ziele meiner Wünſche, die aus meiner Gemüthes-Verfaſſung entſpringen, und ſo unſchuldig und beſcheiden ſind, beförderlich zu ſeyn, ſo würde ich euch nicht bloß mein Leben, ſondern mein angenehmes und ruhiges Leben zu danken haben, und die Urſachen mehr als verdoppelt finden, welche mich ſchon verbinden, daß ich mich mit der Ehrfurcht eines Sohnes unterſchreibe,

Mein Vater

Euer gehorſamſter Diener
Bernhielm.

Wenn das Gemüthe einmahl eine Lenkung bekommen, in welcher es ſich befeſtiget hat, ſo wird es ſchwer fallen, es umzubiegen, es wird dann ein Glüke ſeyn, wenn dieſe Lenkung redlich und tugendhaft iſt. Darauf kömmts an, und darauf ſollen die Väter in den erſten Auferziehungsjahren wachen, und zu dem Ende die Macht ihres Anſehens anwenden; aber wenn dieſe tugendhafte Lenkung vorhanden iſt, ſo wird es einem verſtändigen Vater wenig Mühe koſten, ſich in andern Stüken

ken nach dem abſonderlichen Gemüthes-ſchwung ſeines Sohnes zu bequemen. Die Sorge für die Erhalung der väterlichen Herrſchaft wird ihn nicht hindern, den unſchuldigen und ehrlichen Neigungen des Sohnes nachzugeben, und ihm zu einer Art der Glückſeligkeit zu verhelffen, welche ihm anſtändig iſt. Soll denn ein Vater nichts anders als Ehrfurcht fodern, und giebt ihm dieſe Ehrfurcht alles, was man ihm ſchuldig iſt? Wäre es für ſie nicht etwas weit angenehmers, wenn ſie die Danckbarkeit ihrer Kinder ſich vermehren, und die kindliche Liebe in ihren Hertzen deſto tiefere Wurtzeln faſſen ſähen? Der gute Micio, den Terentius in der Comödie von den beyden Brüdern aufgeführt hat, kan denen Vätern, welchen die Hoheit und das Anſehen ihres väterlichen Regiments zu förderſt liegt, wohlüberlegte und nützliche Lehren ertheilen. Er erzehlt uns ſeine Aufführung mit einem jungen Menſchen, welchem er mit dem Anſehen eines Vaters hätte befehlen können, folgendes: Ich habe ihn einzig lieb, und ich bin äuſſerſt ſorgfältig, daß er mich hinwider liebe. Es iſt nicht nöthig, daß ich in allen Stüken mein Anſehn zu Hülfe nehme, und eine vä-

terliche Herrſchaft gegen ihn ausübe; ich begebe mich freywillig eines Theiles derſelben; Jch habe ihn gewöhnet, mir alles das zu vertrauen, was die jungen Leute in der Munterkeit ihrer Jahre vornehmen, und gemeiniglich vor ihren Vätern verborgen halten. Denn wer in die Gewohnheit gekommen iſt, wer ſo verwegen geworden iſt, ſeinen Vater zu hintergehen, und heimtückiſch mit ihm zu handeln, der wird ſich noch viel weniger ein Gewiſſen machen, mit andern Leuten Betrug zu brauchen. Das ſicherſte iſt wohl, daß man ſeine Söhne mit Gelindigkeit zu der Tugend und der Redlichkeit anführe; die Strengigkeit thut niemahls gut. Man muß ihnen ihre Ehre und ihren guten Nahmen vorhalten, man muß ſich mit Freygebigkeit und Lobſprüchen bey ihnen beliebt machen. Das Anſehn, das auf die Gütigkeit gegründet iſt, hat einen feſtern Fuß, als das, welches auf dem Zwange beruhet. Wer alleine aus Furcht vor der Strafe recht thut, der iſt nur bemühet, daß er dem Vater einen Dunſt vor den Augen mache; derjenige hingegen, den wir durch Güte gewinnen, gehet offenhertzig und vertraulich mit uns um. Er hat nichts geheimes vor uns, und be-

befleiſſet ſich, unſere Gewogenheit zu verdienen und zu erhalten, wir mögen bey ihm gegenwärtig ſeyn oder nicht.

Das ſechszigſte Blatt.

Nos, ſi Diis placet, jan etiam Remp. capeſſere eas patimur, & foro prope & concionibus, & comitiis commiſceri. Quid enim nunc aliud per vias & compitas faciunt, quam quod aliæ rogationes Tribunorum plebis ſuadent, aliæ legem abrogandam cenſent?

TIT. LIV. L. XLIV.

Mein Vorgänger und Führer, der engelländiſche Zuſchauer hat viele von ſeinen Blättern mit moraliſchen Nachrichten von kleinen Geſellſchaften angefüllet, welche ihren Urſprung einer gewiſſen Gleichheit der Neigungen, des Geſchmackes, oder auch alleine der äuſſerlichen Geſtalt, zu danken hatten. Er hat daher Gelegenheit genommen, manchen ſeltſamen Charakter nach einem abſonderlichen Lichte in den kleineſten Umſtänden vorzuſtellen. Ich erinnere mich nicht, daß er

er uns die Geſchichte einer ſolchen gelifert habe, welche aus lauter Frauensperſonen beſtanden wäre. In unſerer Stadt giebt es eine Menge derſelben, bey welchen ein moraliſcher Zeitungsſchreiber viele Seltſamkeiten beobachten könnte. Doch verlohnet es ſich der Mühe nicht, viele Blätter damit einzunehmen, dieweil ſie überhaupt einerley Abſicht, einerley Verfaſſung, und einerley Geſchäfte haben. Ein halber Bogen leyhet mir Raum genug, eine Muſterung von allen dieſen Truppen darauf vorzunehmen, und alles zuſammenzutragen, was ſie ſonderbares an ſich haben.

Alle dieſe weiblichen Geſellſchaften haben ihre ordentlichen Zuſammenkünfte auf den Sonntag, als den erſten Tag der Wochen, angeſetzet; und ſie kommen niemahls zuſammen, ſie haben denn vorher dem öffentlichen Gottesdienſt beygewohnet, und die Predigt angehöret. Nach Anhörung derſelben ſtellen ſie ſich vor der Kirchthüre auf unterſchiedenen Plätzen des Kirchhofes in Truppen zuſammen, oder ſie nehmen die vornehmſten Päſſe ein, welche von den Kirchhöfen in die übrigen Quartiere der Stadt führen. Ich habe Sonntags vor acht Tagen dieſelben vor

allen Hauptkirchen überzählet, und ihre Anzahl mit der gehörigen Sorgfalt in mein Rechentäfelgen aufgezeichnet, wie hier folget:

Die Kirche zum groſſen Münſter.

IV. Geſpielſchaften unter dem groſſen Vordache.
II. : : : auf dem Chorherrenplatz.
III. : : : vor der Kirchthüre gegen dem Oberdorfe.
II. : : : auf dem Platz oben an der Saltzhausſtege.

Die Frauenmünſterkirche.

IV. : : : auf dem gantzen Münſterhofe zerſtreuet.
II. : : : vor dem Kornhauſe.

Die Kirche von St. Peter.

V. : : : auf St. Peters Hofſtätte.
II. : : : bey den Zugängen des Rennweges.

Die Kirche zu den Predigern.

IV. : : : auf dem Kirchhofe.
II. : : : am Ausgang der Predigergaſſe im Neumarckt.
I. : : : in dem Hoſpitalplatze.
III. : : : unter dem Hoſpital im Niederdorfe.

Eine jede von dieſen Geſellſchaften hat ihren eigenen Platz, auf welchem ſie Poſto faßt; und ich habe wahrgenommen, daß eine jede ihre Stelle ſo gefliſſen einnimmt, daß ſie nicht um einen Gaſſenſtein irret. Hier ſchließt ſich eine Geſellſchaft in einen Cirkel zuſammen, dort ſteht eine andere in einer gevierten Ordnung, noch andere rüken in Dreyeken und Fünfeken zuſammen. Sie haben es von den Landsgemeinden der benachbarten democratiſchen Stände, daß ſie unter dem freyen und offenen Himmel zuſammenkommen; und ſie geben dadurch ihre Freyheit und Offenhertzigkeit zu erkennen. Die Geſellſchaften in dem Zuſchauer haben ihren Urſprung öfters von einem guten Bier, oder einem ſüſſen Wein, oder einer gewiſſen Speiſe gehabt, indem eine Anzahl Nachbarn und Bekannte einen gleichen Geſchmack an ſolchen gefunden, und ſich zuſammengethan, ein ſolches Getränke oder Gerichte mit einander zu genieſſen. Unſere weiblichen Verſamlungen vergeſſen über ihren Betrachtungen des eſſens und trinkens. Dieſe betreffen meiſtens Angelegenheiten des Nebenmenſchen, welchen alle Betrachtungen der eigenen weichen müſſen. Sie haben keine Präſidentin, ſondern diejenige

nimmt

nimmt und führt allezeit das Wort, welcher die Zunge am beſten gelöſet iſt, eine jede ſagt heraus, was ihr zuerſt in den Sinn kömmt, und in einer Verſammlung von ſechs Perſonen reden nicht ſelten alle ſechſe zugleich. Das gemeine Wohlſeyn iſt einer jeden vor ſich ſelbſt ſo ſehr angelegen, daß ſie nicht nöthig gehabt haben, ſich durch eine Menge Geſetze unter einander zu verſtriken. Eines von ihren vornehmſten Grundgeſetzen iſt dieſes, daß ſie aus keinem Liebesbegegniß, das ihnen zu Ohren kömmt, der Geſellſchaft ein Geheimniß machen ſollen. Man findet kein Exempel in ihren Protocollen, daß jemahls eine dieſes Geſetze übertreten habe. Ihre eigene Neigung zu dieſer Pflicht behütet ſie vor Uebertretung derſelben. Die Grüſſe und erſten Anreden beſtehen gemeiniglich aus folgenden Fragen: Warum ſeyd ihr jüngſtens nicht in die Verſammlung gekommen? Wo ſeyd ihr geſtern geweſen, als ich euch mit dem jungen Polinius durch meine Gaſſe gehen ſahe? Eine neue Art von Kappen, ein Aufſatz von Bändern, geben ihnen Unterhalt zu mehr als einer Seſſion, wenn mir vergönnet iſt, dieſes Wort von einer Verſammlung zu brauchen,

da man niemahls ſitzet. Ein Fach güldene Ketten mit einem Kleinode, ſo daran hängt, ein paar Manſchetten, die Falten an einem Ermel, die Weite von einem Reifenrock, nehmen ihnen manche Stunde hinweg. Fällt die Rede auf eine Neuverheurathete, ſo machen ſie vor allen Dingen unter ſich aus, wie viel Röke ſie habe, von was vor Zeuge, Schnitte, und Farbe. Sie werden niemahls müde von der Kleidung zu reden, und ſind in ihren Critiken und Cenſuren über dieſes Stüke unerſchöpflich. Mit was vor einem zierlichen Geſchmake ſie darüber urtheilen, iſt ohne Mühe aus der Art der Kleidung abzunehmen, in welcher ſie in ihren Verſammlungen, als in ihrer Staatskleidung, erſcheinen. Sie tragen zum Exempel Achſelermel, die einer alten Kleidung, Suſeke genannt, von der man in den alten Regiſtern des Egidius Tſchudis Nachrichten finden kan, für Tragen oder Stützen gedienet haben, und zu dieſem Ende zugeſchnitten ſind. Die Stützen werden von ihnen noch immer auf den Achſeln behalten, ob ſie gleich die Laſt des Gewandes, für welche ſie erfunden worden, abgeleget haben. Von eben demſelben Geſchmake iſt der Aufſatz von weiſſer

Lein-

Leinwand, womit ſie alle Theile des Hauptes bis auf ein paar groſſe Augen, und ein nett-ausgemachtes Näsgen umwinden und verbinden; wo der Umſchlag um den Mund beſonders merckwirdig iſt, als ein übergebliebenes Zeichen der Herrſchaft, welche ihre Großmütter über das kleine Glied, ſo inwendig lauret, geführt hatten. Das Blatt, darinnen ich die Spizen angegriffen habe, hat ein groſſes Aufſehen bey ihnen gemacht, und ſie in ziemliche Verwirrung und Unſchlüſſigkeit geſezet. In einer Geſellſchaft von St. Peters Hofſtätte, nächſt unter der Kirchhoftreppe, hatte ſich ein Mitglied derſelben vernehmen laſſen, daß die Spitzen mit Recht durch die Hechel gezogen worden, als eine Tracht, die weder kalt noch warm machete, und weder ſchön noch kunſtreich wäre. Aber ſie ward bald von einer andern mit dieſer affektesvollen Rede auf den Mund geſchlagen: Was iſt das? Steheſt du wohl in einem Verſtändniſſe mit dieſem Splitterrichter, dem nichts anſtändig iſt, was wir lieben, und der ſich einen Ruhm darinnen ſucht, daß er von uns übels redet? Und willſt du eine Pedantin werden, damit du das Glück habeſt, ihm gefällig

zu ſeyn? Sollen wir denn die Spitzen von Hemdern und Kollern abtrennen / weil ſie einem murriſchen Gelehrten mißfallen? Der Haß, den er an dieſelben geworffen hat, iſt für mich vielmehr ein Grund, daß ich ſie deſto beſſer liebe. Ich habe ein Gelübde gethan, daß ich um ſeinetwillen nicht einer Stecknadel breit weniger Spitzen tragen noch machen wolle. Du kanſt mir auch glauben, daß deine Mutter von deinem Vater nicht wäre geheurathet worden, wenn er ihre Spitzen nicht angeſehen hätte. Und du wirſt dich betriegen, wenn du dir einbildeſt, du werdeſt ehender einen Mann bekommen, wenn du ſtatt der Kleppel die Blätter dieſes Grillenfängers in der Hand führeſt.

Alles wird in dieſen Geſellſchaften unterſucht, was in einer Wochenſtube vorkömmt; das Tanſetuch, die Vorhänge, die Wiege, die Windeln, die Seſſel, werden regiſtrirt, Silber und Porcellain wird hergezehlet. Man verheurathet hier Perſonen, die einander niemahls geſehen haben. Man hat gröſſere Sorge für ein paar neuverliebte, als ſie ſelber. Man bekümmert ſich um die Anzahl, Verſchiedenheit und Beſchaffenheit der Speiſen, die bey einem

Gaſt-

Gaſtmahl aufgetiſchet worden. Man zehlet das Geld ſeiner Nachbarn, und verbeſſert die Fehler ſeiner Feinde.

Eine jede von dieſen Geſellſchaften herrſchet als eine freye Reichsſtadt für ſich ſelbſt, und erkennet unter den übrigen keine höhere. Jede nimmt ihren eigenen Kopf und ihren eigenen Willen zur Richtſchnur ihrer Urtheile und ihres Thuns. Wenn ſie einander freundſchaftliche Dienſte und Gefälligkeiten erweiſen, ſo geſchieht es aus keiner abſonderlichen Verbindlichkeit, ſondern allein kraft einer willkürlichen Zuneigung. Insgemein halten ſie ſich gantz friedfertig gegen einander. Es geſchieht nur ſelten, daß ſich zwiſchen zwo Geſellſchaften Feindſchaft anſpinnt. Wann ſich das zuträgt, ſo machen ſie nicht leicht wieder Frieden. Es ſind wircklich ein Paar derſelben in einem unverſöhnlichen Streit begriffen, der allein daher entſtanden iſt, daß eine Jungfrau aus der einen, einer aus der andern ein franzöſiſches Aufwartmädgen abgeſpenſtiget hat. Die Blicke ſind recht fürchterlich, die ſie einander zuſchicken, wenn ſie gleichſam gegen einander zu Felde ſtehen; ihre ſchönen Angeſichter werden dann durch die Runzeln,

welche der Zorn darauf verurſachet, häßlich verderbet. Ich muß zum Ruhme derjenigen Geſellſchaft, welche auf dem Münſterhofe nebſt dem Goldſchmiedsladen ihren Stand nimmt, dieſes ſagen, daß ſie die Complimente der Höflichkeit ſehr geſchickt macht. Ich habe ſehr geheimnißreiche Blicke von ihren Mitgliedern ausgehen ſehen, die ich (aus Beſcheidenheit nicht verrathe. Eine andere Geſellſchaft, die zunächſt an derſelben poſtirt iſt, thut ſchon ernſthafter, ihre Mienen und Blicke ſind ſtumm, und ihre Gebehrden ſcheinen ohne Abſicht und ohne Bedacht nach dem Zufall zu flattern. Unter der groſſen Menge wohlberedter Frauensperſonen, welche in allen dieſen Geſellſchaften hier und dar anzutreffen ſind, übertrift meines Bedünckens alle die andern eine etwas bejahrte Jungfrau von einer Geſellſchaft, die oben an dem Rennwege poſtirt iſt. Ihre Worte kommen ihren Gedancken zuvor, ſie geben einen hellen anmuthigen Klang von ſich, und haben einen Geiſt in ſich, wie der Thusnelda, der Erato, und anderer Frauensperſonen in den Lohenſteiniſchen Geſchichten von Arminius.

Ich habe dieſes hiſtoriſche Blatt Euphroſynen und ihren beyden Freundinnen zur Cenſur überſchickt: Dieſelben haben mirs in Perſon wieder zugeſtellt, und nur dieſes mit lachendem Munde dazu geſagt, die jungen Leute von dem Mannsvolck hätten ebenfalls ihre gewöhnlichen Verſammlungen Sonntags nach der Morgenpredigt, und dieſelben wären von denen weiblichen Geſellſchaften in keinem Stücke ſonderlich unterſchieden, ausgenommen daß ſie keine beſtändigen Plätze hätten, wo ſie ſtühnden, ſondern immerfort in Bewegung wären, und zwiſchen den Verſammlungen der Frauensperſonen vorbeyſpazierten. Ich bin vor dieſem auch in einer von dieſen peripatetiſchen Geſellſchaften einverleibt geweſen. Sie thun nichts weniger, als daß ſie, wie des Ariſtoteles Schüler, im ſpazierengehen philoſophiren. Sie wiſſen von keiner gröſſern Glückſeligkeit, als daß ſie von dem Frauenzimmer im vorbeygehen einen Knickfuß oder einen ſinnreichen Blick erhalten.

* * *

Das ein und ſechszigſte Blatt.

Militiæ Species amor eſt.
OVID.

WIr leben zu einer Zeit, da man gerne auſſerordentliche Meinungen behauptet, und alles zu problematiſchen Fragen machet. Dieſer Neigung zu gefallen, habe ich kein Bedencken, folgender Schrift einen Platz unter meinen Blättern zu gönnen. Sie iſt mir von unbekannter Hand zugeſandt worden, und es iſt nur eine Muthmaſſung / die auf einige Wahrſcheinlichkeiten gegründet iſt / daß ſie in einer gewiſſen Geſellſchaft verfaſſet worden, welche ich nicht verrathen wollte, wenn ich gleich alle Gewißheit davon hätte. Wie dem ſeyn mag, ſo wird man den Inhalt verſtehen können, wenn man gleich die Verfaſſerin nicht kennet.

* * *

Wenn ich die natürlichen Gaben und Eigenſchaften der Manns- und der Weibsper-

perſonen betrachte, ſo ſehe ich zwiſchen denſelben keinen mehrern Unterſcheid, als der in dem äuſſerlichen beruhet, in der Geſtalt und Bildung des Körpers; der Mann hat ſtärckere Gliedmaſſen, ſie ſchönere, er erzeuget, ſie gebiehrt, er hat ein rauches, ſie ein glattes Kinne. Die Kräfte der Seele ſind bey den Frauensperſonen nicht ſchwächer als bey den Mannsperſonen, und der Unterſcheid, der in dieſem Stücke zu regieren ſcheint, entſteht allein von der ſchlechten Sorgfalt, die man für die Auferziehung der Töchter hat. Die Kräfte des Verſtandes wären nicht geringer, wenn die Auferziehung nicht ſchlechter wäre. Man prüfe ſie in ſolchen Talenten, welche die Erziehung nicht geſchwächet hat, und man wird ſehen, ob die Männer mehrere Stärcke darinnen haben. Wie wild und wüſt würde die Vernunft bey den Männern ſeyn, wenn ſie nicht angebauet würde? Wir ſehen dieſes an hundert Mannsperſonen, welche deßfalls weit hinter wohlgezogenen Weibsperſonen zurücke bleiben.

Worauf mag ſich denn die Herrſchaft gründen, welche das männliche Geſchlecht über das weibliche ausübet? Wir dörften ſchier glauben, daß die Männer ſolche

nicht erhalten hätten, wenn die Weibsbilder nicht mehr Sanſtmuth hätten als die Mannsbilder, wenn ſie nicht mehr Gütigkeit, und mehr Beſcheidenheit hätten. Das ſind indeſſen ſolche Vorzüge, welche ihnen von Rechtes wegen die Herrſchaft hätten erwerben ſollen, wenn die Männer vernünftig geweſen wären; aber eben dieſelben ſind Urſache, daß ſie in die Unterthänigkeit geſtürtzet worden, weil die Männer nicht vernünftig ſind.

Mithin iſt die Meinung eingeriſſen, daß das Weib von der Natur viele Grade unter den Mann hinunter geſetzt ſey. Nach dieſem Begriffe werden auch die Frauenspersonen bey allen Anläſſen gehalten; und auf denſelben fodern die Männer in den wichtigſten Umſtänden des Lebens Vortheile vor den Weibern voraus, welche den Stand der leztern ſehr ungleich machen. Daher iſt unter anderm eingeführt und zu einem Geſetze gemacht worden, daß beym Heurathen der Antrag eintzig in der Willkür des Mannes ſtehen ſolle. Eine Tochter darf bey Strafe, daß ſie für ausgelaſſen angeſehen werde, einer jungen Mannsperſon, die ſie liebet, ihre Neigung nicht eröffnen, ſie muß erwarten, ob er ihr einen

ſol-

ſolchen Vortrag machen werde. Das Gut, das ſie für ein ſolches erkennet, und von deſſen Beſitze ſie die Vermehrung ihrer Wolfahrt erwartet, iſt ihr verbothen zu ſuchen, ſie darf dem Geliebten nicht nachgehen, noch ihm die Gedancken ihres Hertzens entdecken, und durch nachdrückliche Vorſtellungen unterſtützen. Eine Weibsperſon würde in die ſchlimmſte Nachrede kommen, welche der Perſon, gegen die ſie eine Neigung fühlte, alles das, was ſie in der Bruſt fühlet, eröffnete, oder ihr nur ein poetiſches Liebes-Briefgen zuſtellete: Sie müſſen ſich noch wehren, wenn ihnen gleich das Hertz ſagt, daß ſie ſich ergeben ſollen, und es ſie verdröſſe, daß ihr Wehren allzuglücklich von ſtatten gienge. Nun ſiehet jedermann, in was vor einen Zwang ſie dieſes alles ſetzen muß; und auf was vor eine gefährliche Art der Fortgang ihres Vergnügens dadurch in ſeinen erſten Schritten gehindert wird. Wenn ihnen nicht nachgeworben wird, ſo bleibet ihnen nichts übrig, als ihre Neigung zu unterdrücken.

Die Mannsperſonen haben die Vortheile des erſten Antrages für ſich behalten; ſie melden ſich mit aller Freyheit bey der Frauensperſon an, welche ſie auserleſen

haben, ſie dörffen ſich nicht zwingen, die Triebe ihres Hertzens zu erſticken, und ein Geheimniß aus einer Sache bey der Perſon zu machen, welche es nothwendig, wenn ſie glücklich ſeyn ſollen, vor allen andern wiſſen muß. Da hat zwar das Frauenzimmer noch das Recht, daß ſie einen ſolchen, der ihr einen Liebes-Vortrag macht, heimſchicken darf. Man hat ihr noch die Freyheit gelaſſen, daß ſie verwerffen darf; und es iſt gewiß eine groſſe Beſcheidenheit bey den Männern geweſen, daß ſie nicht eingeführt haben, eine Frauensperſon, der man die Ehre eines Antrages thäte, müſte ihn ſchlechterdings annehmen. Aber es iſt ſehr gefährlich für ſie, daß ſie ſich der Freyheit, die ſie hat, bediene, und einen Abſchlag gebe; ſie verliert den, dem ſie das Nein ertheilet, ohne daß ſie Gewißheit habe, daß ein angenehmerer, oder nur, daß ein anderer ſich an ſeine ſtatt bey ihr anmelden werde. Für die Mannsperſon hat das empfangene Nein nicht viel zu bedeuten, er kan ſich bey dem groſſen Haufen des Frauenvolckes bald eine andere auswehlen, und von der Iris zur Chloris, von der Chloris zur Corinne gehen. Und was vor ein Vortheil iſt das, daß ein Frauen-

zim-

zimmer denjenigen, den ſie nicht liebt, und nicht Urſache hat zu lieben, verwerffen kan, woferne ſie indeſſen dem Geliebten mit keinem Schritte entgegen geben darf?

Es liegt einem Frauenzimmer, die eine abſchlägige Antwort von ſich giebt, allzu viel auf dem Spiele, als daß ſie ſolches ohne groſſes Bedencken thue. Sie ſtürzt ſich dadurch in Gefahr, daß ſie vergeſſen werde, daß das Geſchlecht der Menſchen den Wachsthum, und die Fortpflanzung, die es durch ihre Perſon haben könnte, nicht erhalte; dieſes iſt wegen der natürlichen Neigung zur Vermehrung verdrüßlich genug für ſie, aber der Verdruß wird durch die Verachtung, in welcher eine verjährete und verſtandene Jungfrau lebet, noch ſchwerer.

Man hat die Manier, die bey dem Nachwerben der Freyer eingeführt iſt, mit einem freundlichen, anmuthigen Streite verglichen; aber die Geſetze dieſes Streites ſind ſehr unbillig; nur den Mannsperſonen iſt vergönnt, auszufodern, Cartelle zu ſchicken, ſich den Gegner, mit dem ſie es aufnehmen wollen, auszuwehlen, anzugreifen, zu ſtürmen, zu untergraben, zu verfolgen; den Weibsperſonen iſt nichts weiters

ters erlaubt, als ſich zu wehren, auszupariren, ſich einzuſchantzen, in Feſtungen zu werffen, den Sturm abzuſchlagen, die Untergräber zu verjagen, ſich zurücke zu ziehen, und endlich zu capitulieren.

Ein geſchickter Aufwärter, den ich gefraget, warum wohl ſo viel Umwege, und ſo mancher Abſchnitt in der Freywerbung gemacht würden, welche doch die Handlung eines offenen Herzens ſeyn ſollte, gab mir zur Antwort: Der Liebeshandel wäre eine ſo angenehme Beſchäftigung, daß man ihr billig durch dieſe Verzögerungen eine lange Dauer gäbe. Das ſüſſeſte in der Liebe entſtühnde von den beſtändigen Bemühungen beyder Theile und dem ungleichen Fortgange, den ſolche bekämen, von der Unruhe ſelbſt, in welche ſie die Ungewißheit deſſelben und der Wechſel ſetzeten, da Furcht, Hofnung, Argwohn, Eifer, Beſtreben, Ermüden, neues Beſtreben, beſtändig bey ihnen abwechſelten. Dieſe Dinge belebeten die Liebe, und gäben ihr einen Reitz, welche der Beſitz und der Genuß alſobald ſchwächete.

Das iſt denn eigentlich zu ſagen ein Spiel, und dieſes dünket mich ſehr unzeitig, indem es ſich auf eine ſo ernſthafte

Art endigt. Der Eheſtand iſt keine Lebensart, welche man ſpielend ergreiffen müſſe. Durch dieſes Spiel werden zween Menſchen lebenslänglich in wohl und weh zuſammen gebunden. Es düncket mich, mittelſt Aufrichtigkeit und Offenhertzigkeit würde man eine ſicherere Wahl treffen können. Nebendem kan dieſe gerühmte Luſt, die von dem Wechſel der Leidenſchaften, in welche man ſo vielfältig geſetzt wird, entſpringen ſoll, bey einem geſetzten, wohlgefaßten und ſtandhaften Gemüthe keinen groſſen Reitz haben, Leute von dieſer Art lieben ruhigere und ſicherere Luſtbarkeiten; es müſſen flüchtige und ſeichte Gemüther ſeyn, die von dergleichen leichtſinnigen und rumoriſchen Reizungen in angenehme Empfindungen geſetzt werden ſollen. Es iſt wahr, das Ergetzen in dem Ehſtande iſt nicht ſo heſtig, daß es den Menſchen erſchüttere, es bemeiſtert ſich ſeiner nicht, es iſt ſanſt und ſtille; darum iſt es auch dauerhafter, und wird von den Verſtändigen deſto höher geſchäzt.

Das vernünftigſte wäre demnach, daß alle dieſe Aufzüge und Tändeleyen in dem Liebesgewirbe gegen einander aufgehoben, und der Neigung und Vernunft der freye ungehemmte Lauf gelaſſen würde. Man

ſollte einander zu beyden Theilen lieben dürfen, ſo viel es einem ieden das Hertz zuſagete, und ſobald die Neigung in der Geſellſchaft der Vernunft eine Wahl getroffen hätte, müſte dem Frauenvolck ſo wohl als den Mannsperſonen erlaubet ſeyn, ſolches durch ein offenherziges Bekenntniß zu eröffnen. Wobey ſich von ſich ſelbſt verſteht, daß ihre Nachwerbung mit aller Beſcheidenheit und der erforderlichen Manier geſchehen müſte, wie etwann ein rechtſchaffener Mann einem obrigkeitlichen oder geiſtlichen Amte nachwirbt. Anſtatt des heuchelnden Angreiffens und Vertheidigens müſte alle Sorge darauf gerichtet werden, daß eines ſich um des andern Gemüthesart recht genau erkundigte, ob dieſe ſo beſchaffen wäre, daß es ſein Leben, und die Glückſeligkeit ſeines Lebens mit deſſelben verbinden wollte, und wofern das geſchäche, ob es gegründete Hofnung haben könnte, das Wohlſeyn des andern durch ſein eigenes Wohlſeyn zu befördern.

Wenn dieſe Manier im heurathen eingeführt würde, ſo dürfte Amoretta der Hofnung Platz geben, daß Cynthius ihren Antrag mit aller Gefälligkeit aufnehmen würde, anſtatt daß derſelbe bey der Unwiſ-

ſen-

ſenheit, in der er ihrer zärtlichen Zuneigung halber ſtehet, die Augen nicht zu ihr erheben darf.

Muſidora.

Ich glaube nicht, daß die Männer ſich ſobald entſchlieſſen werden, eine andere Manier, als die gegenwärtige iſt, bey dem Nachwerben einzuführen; geſetzt auch, daß die Verfaſſerin obiger Schrift ihrer Meinung noch eine beſſere Farbe anzuſtreichen gewußt hätte.

Wie dem ſeyn mag, ſo iſt es nicht ſo richtig, daß dem Frauenzimmer gäntzlich abgeſchnitten ſey, *anzugreifen*. Worüber führen die Verliebten häufigere Klagen, als daß ſie von der Geſtalt, von dem Lächeln, von dem Gange, einer Schönen angefeſſelt, verwundet, geſchoſſen, entzündet worden? und wie viele andere Wege haben die Frauensperſonen nicht, wenn ihnen gleich einen trockenen und rohen Antrag ihrer Liebe zu machen verwehrt iſt, ſich durch die Gebehrdung, die redenden Mienen und Augen, den Auſputz und dergleichen, mit dem angenehmſten Nachdruck und ohne Zweydeutigkeit anzutragen? Was die tugendhaften und keuſchen anlanget, für wel-

che ich alleine beſorget bin, ſo verſichere ich ſie, daß ein tugendhafter Wandel, ein freundlicher Umgang, ein Geſpräche, in welchem die Empfindungen eines unſchuldigen Hertzens die Stelle des Geiſtes vertreten, für ſie bey allen Verſtändigen, Ehre- und Tugend-liebenden Mannsperſonen den nachdrücklichſten Antrag machen werden; und unverſtändigen, leichten und leeren Köpfen verlangen ſie nicht, wie ich wohl verſichert bin, angetragen zu werden, vielweniger ſich ſelber anzutragen.

Das zwey und ſechszigſte Blatt.

Nullius addictus jurare in Verba Magiſtri.
HOR. Ep. I. L. I.

Nichts gemeiner, älter und faſt durchgehends ſo tief eingewurzelt; aber auch dabey nichts ſchädlicher, däucht mich zu ſeyn, als das Vorurtheil des menſchlichen Anſehens und der Nachahmung, welches beynahe alle Menſchen lebenslange beherrſchet. Und dieſes kan auch nicht wohl anders ſeyn, wenn man das

Thun

Thun und das Leben der Menſchen recht einſiehet und kennet. Denn die meiſten Leute ſind ſo geartet, daß ſie leichthin, ohne Vernunft und genungſamen Grund, andere entweder hochachten und lieben, oder hingegen verachten und haſſen, davon auch viele ihren ſonderlichen Nutzen haben, und deßwegen nicht ermangeln, ſich deſſen zu ihrem Vortheile meiſterlich zu bedienen, und mit dem unwiſſenden Völcklein nach Belieben herumzuſpringen. Wie kan es aber nun jemahls dazu kommen, daß die Menſchen ihrer Unwiſſenheit, Irrthümer, Elendsvollen Verderbtheit, Thorheit und vorgefaßten Meinungen loos werden? Indem ſie ſich nothwendig von denenjenigen, auf welche ihre Hochachtung und Liebe fällt, werden regieren laſſen, und dasjenige für wahr, falſch, gut, böſe, u. ſ. w. halten, nachſprechen, und ſelbigem gehorſamlich nachleben, was jene ihnen beygebracht, vorgeſchrieben, und vorgemachet haben. Denn ja kein äffiſcher Thier iſt, als der ſich vernünftig nennende Menſch. Ja dieſes Vorurtheil und dieſe Nachahmung anderer ſcheinet ihm ſchier angebohren zu ſeyn, ſo wohl, als die Verwunderung, die

Neugierigkeit, die Uebereilung und Leichtgläubigkeit.

Was iſt aber wohl unvernünſtiger, als ſeiner natürlichen und von dem Schöpfer verliehenen Sinnen und eigenen Vernunft ſich ſelbſten berauben, und ſolche andern blindlings unterwerffen, die doch gleichfalls Menſchen, und folglich fehlbar ſind? Sollte man nicht gerade umgekehrt vorher die Menſchen prüffen und genau kennen? Sollte man nicht ihre Lehren, Meinungen, Lebens-Reglen, und dergleichen, ihr Thun und Laſſen, mit uneingenommenem Gemüthe, reifflich überlegen, und an den Probierſtein geſunder und allen Menſchen beywohnender Vernunft und Sinnlichkeit anſtreichen? Was iſt wohl närriſcher, als dieſe gemeine Reden: Ich will lieber mit dieſem vornehmen und wegen ſeiner Gelahrtheit weltberühmten Mann irren, als mit jenem ſchlechten und verächtlichen Kerl der Wahrheit beyſtimmen; ich werde mich dieſes nicht bereden laſſen, wenn auch gleich meine Augen mich deſſen verſicherten; ich bleibe einmahl bey der Päbſtiſchen, Jüdiſchen, Mahometaniſchen, Heidniſchen ꝛc. Religion, in der ich auferzogen und unterwieſen bin, die einen ſo groſſen Anhang hat,

und immerzu blühet und feſte ſtehet, die meiner Voraltern, die ſo vieler gelehrter, heiliger, vornehmer und berühmter Leute Religion auch war und noch iſt; ich ſchweere zu den Traditionen der Väter, zum Alcoran, zu den Decretalien.

Fr. Was hat denn der Herr vor überzeugende Gründe und dringende Urſachen? Hat der Herr ſie geleſen?

Ant. Ich weiß nicht: Nein. Es muß ja wohl wahr ſeyn; der ehrwirdige Herr hat es ja geprediget, ich habe es ja von Ihrer Excellentz, ꝛc. Die Alten ſind auch keine Narren geweſen, ich halte es einmahl mit dem ehrwürdigen Alterthum, und fliehe alle Neuerungen ärger, als die Peſt; was wollte dieſer, der junge Schnauber, wiſſen? Was! du widerſprichſt mir! bin ich nicht dein Vater? ich werde es ja wiſſen! Der Taback iſt ein Teufelskraut; der Doctor Falltranck hält ja nichts auf ihm und widerrathet ihn; einem jedweden Künſtler iſt in ſeiner Kunſt Glauben zuzuſtellen; des Volckes Stimme iſt Gottes Stimme; die mehrern Stimmen machen die Sache aus; ich glaube, was die Kirche glaubt; das iſt ein verfluchter Ketzer, das iſt ein recht gottſeliger Mann und wahrer Chriſt; das

iſt ein gutes, das iſt ein ſchlimmes Buch; ich bin mit Leib und Seele des Carteſius, des Coccejus, des . . . . ohne andern Grund. Und dergleichen ſchöne Brocardica giebt es noch unzehlich viele.

Ja, was noch thörichter und auslachens-wirdiger iſt, ſo fahren die Menſchen ſo blind zu, und laſſen ſich von dieſem Vorurtheile ſo ſehr einnehmen, daß ſie wohl über anderer Leute Lehren, Meinungen und Vorſchriften ſich allen Dampf anthun, ſich gar martern und ihr Leben nehmen laſſen, wie ſolches die Hiſtorie und die Erfahrung genungſam bezeugen. Man dringet den Leuten, und die Leute laſſen ſich Lehren, Meinungen und Regeln aufdringen, durch geſetz- und gerichtlichen Zwang, durch Liſt und Gewalt, durch redneriſches Blendwerck, durch Verheiſſungen und Bedrohungen, Belohnungen und Straffen, u. ſ. w. da doch die Vernunſt und das Gemüthe des Menſchen von aller Herrſchaft und Sclaverey frey ſeyn ſoll.

Wenn einer einmahl den Ruhm eines Gelehrten, oder heiligen Mannes, mit Recht, oder Unrecht, von dem Unverſtand, oder den Affekten der Menſchen erhalten, ſo hält man ja alle ſeine Ausſprü-

ſprüche, alle ſeine Lehren, für unfehlbare Orakel, und alle ſein Thun und Laſſen, wenn es gleich Heucheley und eine Wirkung der Leidenſchaften iſt, für lauter Würkungen und Kennzeichen des heiligen Geiſtes, für einen heiligen Eifer um die Ehre Gottes, und den Ruheſtand der Republik, u. ſ. w. und wer etwas dawieder muchſen darf, derſelbige wird ſogleich mit verhaßten Ehrentiteln beleget, wenn es nur dabey bleibet. Solchen Scheingelehrten und Tartüffen folget dann blindlings ein erſchrecklicher Schwarm der Sectierer nach, ꝛc.

Iſt nicht dieſes Vorurtheil eine Haupturſache, neben andern, aller der unterſchiedenen und widerwertigen Lehren, Meinungen, Religionen, Glaubens-Bekänntniſſen und Artickel, Sekten, Spaltungen und Abſonderungen, Ketzereyen und Verketzerungen, ſo vieler Diſputationen, Logomachien und unaufhörlicher Zänckereyen, kürz, alles des Elends, das die Kirche und das gemeine Weſen beunruhiget hat, und noch beunruhiget?

Und wie gehet es nicht in dem gemeinen und bürgerlichen Leben zu! Sind nicht die allermeiſten Menſchen rechte Schafe, die da gantz dummer Weiſe und auf gut

gerathe wohl einander nachgeben, Papageyen, Affen und Sclaven derjenigen, ſo die Gewalt in Händen haben, die ſie regieren und lehren; Maſchinen, die von andern, nach Belieben, getrieben werden? Wenn ein berühmter Gelehrter, oder ein erfahrner Buchführer, ein Buch kauffet, ſolgen viele hauffenweiſe nach, und meinen Wunder, was ſie für ein gutes Buch haben; wenn ein vornehmer, oder reicher Mann, oder ein angeſehner Geiſtlicher, wie man redet, einen Menſchen lobet, oder tadelt, ſiehet man alſobald eine Menge Tugenden, oder Laſter, an der gelobten, oder getadelten Perſon, die man zuvor nicht geſehen hatte, auch unparteiſche Leute nicht ſehen können; wenn der Schuldheiß einen Artzt brauchet, oder eine vornehme Frau denſelben, oder ſeine Artzeney, vor dem Wochenbette rühmet, iſt es ſchon bey den meiſten Bürgern und Weibern ausgemacht, es müſſe ein guter Medicus, oder eine herrliche Latwerge ſeyn; wenn ein alter Geck verliebet iſt, wird er, ſeiner Liebſten zugefallen, ihre Liberey wehlen und tragen, wenn es gleich grün und gelb durch einander wäre: Und was wollen dieſe allgemeine Redensarten: Wie der König, ſo

ſind

ſind die Unterthanen; Böſe Geſpräche und Exempel verderben gute Sitten, u. a. m. ſagen, als daß dieſes Vorurtheil der Nachahmung und des menſchlichen Anſehens überall herrſchet?

Daß die Auferziehung und Unterweiſung der Kinder und junger Leute insgemein ſo gar nichts tauget, iſt eben dieſes Vorurtheil nicht die geringſte Urſache daran. Was iſt gut, böſe, wahr, falſch, Irrthum, Tugend, Laſter, recht, unrecht, ehrbar, ſchändlich, vernünftig, unvernünftig, Schamhaftigkeit, Unverſchämtheit, ſchön, artig, zierlich, manierlich, höflich, anſtändig, garſtig, unartig, u. ſ. f. im Gegentheil, vollkommen, unvollkommen, u. ſ. w. Was iſt das Gewiſſen? was Gelahrtheit und Ungelahrtheit? was Religion und Irreligion? u. ſ. w. Gewißlich nichts anders, bey dem groſſen Menſchen-Hauffen, als unterſchiedene und wiederwärtige Begriffe, nach Unterſcheid der Zeiten, Orte, Völcker, Menſchen, die neben andern Urſachen, eben auch hauptſächlich Geburten dieſes Vorurtheiles des menſchlichen Anſehens und der närriſchen Nachahmung ſind:

Germains font cas de la liqueur Bacchique,
Le Muſulman en defend la pratique;
Subtil larcin Lacedémone abſout,
Où le ſoleil monte ſur l'Hemiſphére
Par Pitié le fils meurtrit ſon Pere:
Opinion chez les hommes fait tout.

Des-Houl.

* * *

Charnellement ſe joindre avec ſa Parenté
En France c'eſt inceſte, en Perſe charité:
Tellement qu'à tout prendre, en ce monde, où nous ſommes,
Et le bien, & le mal depend du goût des hommes.

Reignier.

Man ſiehet und empfindet ohne mein beſonders Erinneren, daß es keine leichte Arbeit iſt, der Gewalt des Anſehens und der Vorurtheile zu widerſtehen, die bey einem Menſchen ſeit ſeinen erſten Lebensjahren eingewurzelt haben. Ich fürchte, daß es bey vielen unmöglich ſey; ich darf doch hoffen, daß es bey wohlgemachten Gemüthern um ein gutes leichter von ſtatten gehen werde, wenn man dem Anſehen die Schwachheiten, Thorheiten und Uebereilungen derer Perſonen, die uns durch daſſelbe blenden, entgegen ſtellen, und es gleichſam damit beſtreiten wird; wenn man über dieſes die gefährlichen Umſtände, und die unglück-

glücklichen Folgen ſich öfters vorſtellen wird, in welche das Vorurtheil des Anſehens die Menſchen zu ſtürtzen pfleget. Man muß darum befliſſen ſeyn, ſo viele Exempel von dieſen beyden Arten, als man nur aufbringen kan, zuſammenzutragen. Dieſelben werden nach und nach die Vorurtheile wieder ſtürtzen, die durch die ſchlimme Auferziehung zu Kräften gekommen waren.

Alsdann wird man nicht mehr ſo leichte trauen; ſondern anfangen, vernünftig, ſittſam und gegründet, zu zweifeln:

De las coſas mas ſeguras
La mas ſegura es dudar.

Das iſt: Man wird ſich in Erforſchung der Wahrheit und Wahrſcheinlichkeit niemahls auf das Anſehen und die Ausſage einiges Menſchen, er ſey auch, wer er wolle, verlaſſen, wenn man nicht eine innerliche und ſattſame Verſicherung bey ſich ſelber befindet, daß die bisher geglaubte Beredung mit den allbereit erkannten unzweifelhaften Grundwahrheiten, mit den Sinnen und der Vernunft, nothwendig verknüpfet ſey, oder doch mit den Regeln der Wahrſcheinlichkeit übereinkomme; man wird keiner Sache, als einer unſtreitigen Wahrheit,

innerlichen Beyfall geben, oder ſelbige, als wahrſcheinlich, annehmen, ehe man dieſelbe wohl überleget, und alle zu ſelbiger gehörige Theile und Umſtände genau in Acht genommen hat. Und folglich wird man die Grundwahrheiten, die Anfänge und Regeln recht zu urtheilen, die Kennzeichen des Wahren und Falſchen, Wahrſcheinlichen und Unwahrſcheinlichen, zuerſt in ſeinem Kopfe auſſuchen und feſte ſetzen, und hernach alles, was von denen bisher gehabten Einbildungen vorkömmt, ausmerzen, wenn man ſiehet, daß es den Grundwahrheiten, den Regeln und Kennzeichen der Wahr- und Unwahrſcheinlichkeit, den Sinnen und der Vernunft, zuwider iſt; oder es im Zweifel laſſen, ſo lange man nicht ſiehet, wie es mit denſelben recht und genau verknüpfet werden könne; oder, es als unbekannt ausſetzen, wenn man ſiehet, daß es denſelben nicht eben zuwider ſey, aber auch zugleich begreiffet, daß es mit ihnen nicht verknüpfet werden könne: Und auf dieſe Weiſe wird man täglich neue Irrthümer entdecken, die man bisher, aus leichtgläubiger Uebereilung, ſich ſelbſten in Kopf geſtecket hat.

Le Blanc.

Das drey und ſechszigſte Blatt.

Parcite paucarum diffundere crimen in omnes;
Spectetur meritis quæque puella ſuis.
OVID. A. A. L. III.

Mein Herr!

Ich gieng vor etlichen Tagen mit einem Fremden, mit welchem ich vormahls auf der Univerſität Bekanntſchaft gemacht hatte, durch unſere Stadt, damit ich ihm die merckwirdigſten Plätze und Gebäude derſelbigen zeigete. Er bewunderte vornehmlich ihre glückliche Gegend und Lage, und die ſeltene Anmuth, welche ſie von der Natur empfangen, indem die Einbildung hier durch ſo viele verſchiedene Vorſtellungen von Berg⸗ Thal⸗ See⸗ und Fluß⸗ Geländen, in dem Vorgrund und der Vertieffung auf eine reitzende Art beluſtiget wird. Er lobete die ſchöne Gaſſe der Vorſtadt, durch welche der Weg nach Allſtätten führet; aber er rühmete noch weit mehr die Straſſe, auf welcher er von Baden herauf in die Stadt gekommen war. Ich ritt, ſagte er, die meiſte Zeit an

den Seiten eines fruchtbaren Berges, dem ein geſchlancker heller Fluß die Wurtzeln benetzete; um mich herum ſowohl berg- als thalwerts ſah ich Weinberge, blühende Felder, begrünte Hügel, Dörfer und Meyereyen; ich ſah etwas weiter ein groſſes Stück eines Sees, in der Form eines breiten runden Beckens, mit dunckelgrauen Bergen eingefaßt, und am unterſten Ende durch die Stadt eingedämmet. Am Ende des Horizontes ſah ich wunderliche Geſtalten von Alpengebirgen, deren gläntzendweiſſe Gipfel ſich mit den Wolcken vermiſcheten, und ſelbſt vor Wolcken anzuſehen waren, nur daß ſie unbeweglich ſtuhnden.„ In der Stadt ſelbſt bezeigete er eine angenehme Befremdung über die Ausſichten von Wald und Feld, welche ſich mitten in derſelben an einigen Orten über den Mauren und Dächern hervor in der hohen Luft dem Auge vorſtellen. Allein dieſes Vergnügen und dieſe Lobſprüche wurden plötzlich unterbrochen, als uns ungefehr ein kleiner Trupp von ſehr wohlgeſtalteten und wohlgekleideten Töchtern begegnete; mein ausländiſcher Freund machete ihnen nach ſeiner Landesart eine ſehr höfliche Verneigung, welche aber von ihrer Seite nicht mit

dem

dem geringſten Zeichen einer Gegenhöflich-
keit, und nicht einmahl einem Kopfnicken
erwiedert ward; ungeachtet ſie die vorwitzi-
gen Augen ſchier etwas zu verwegen auf
ihn geworffen hatten. Dieſes übelgeſittete
Bezeigen verdroß ihn dermaſſen, daß er ſich
nicht enthalten konnte, zu ſagen: Ey ſe-
het da ein ſchönes Volck, das in der That
würdig iſt, daß wir es mit tiefen Vernei-
gungen verehren; nur iſt es immer Schade,
daß ſie höltzerne Beine haben, die ohne Ge-
lencke ſind. Sie müſſen ſich in Acht neh-
men, daß ſie nicht fallen, ſonſt könnten ſie
ohne fremde Hülffe nicht wieder auf die Füſſe
kommen. Auch ihr Kopf iſt ziemlich ſteif
aufgeſetzet, die Augen ausgenommen, wel-
che rege genug ſind, und ſchier zu ausſchwei-
fend auf die Gegenſtände fallen. „ Dieſer
ſcharfe Verweis machete mich für ſie be-
ſchämt. Meine aufrichtige Liebe zu unſerm
ſchönen Jungfernvolck erlaubete mir zwar
nicht, dazu ſtille zu ſchweigen; ich verthei-
digte ſie, allein ich muß es euch bekennen,
mit keiner wahren Ueberzeugung. Aus
dieſer Urſache habe ich die Feder ergriffen,
euch zu erſuchen, daß ihr ſie in einem von
euern Blättern mit einer geſchickten Art,
wie ihr am beſten wiſſet, ſo viel Höflich-
keit

keit lehret, daß ſie künftighin keinen Anlaß zu dergleichen ſpitzigen Sticheleyen geben.

Parthenophilus.

Sobald ich dieſen Brief empfangen, habe ich ihn Euphroſynen zugeſtellt, und ſie zugleich gebeten, daß ſie mir ihre Gedancken ſagen ſollte, wie man obige Beſchuldigung am beſten von ihrem Geſchlechte ablehnen könnte. Dieſelbe ſandte mir des folgenden Tages ihre Antwort ſchriftlich, wie folget:

Mein Herr und Freund!

Wenn ihr haben wollet, daß die jungen Leute meines Geſchlechtes höflicher werden, woran es ihnen nach des Parthenophilus Urtheil zu mangeln ſcheint, ſo wird ein bequemes Mittel dazu ſeyn, daß ihr euch vor allen Dingen bemühet, unſre jungen Herren höflicher zu machen. Sie haben es nur allzu ſehr vonnöthen. Ihr könnet nicht glauben, wie übel wir täglich von dieſen unhöflichen und eben ſo unwiſſenden leiden müſſen. Ihre Geſpräche mit uns ſind von dieſen beyden Eigenſchaften zuſammen geſetzet. Sie erzehlen uns ihre nächtlichen Schwermereyen; oder die ſeltſamen Glü-

kes-

kesfälle bey einem Picket oder Lombreſpiele. Wenn ſie mit uns von der Liebe reden, ſo haben ſie keine Betrachtung oder Scheue für ſchamhafte Ohren und Stirnen. Durch ihre Schuld wird keine von uns hochmüthig werden, denn den gewöhnlichen Tribut, den man ſonſt dem Frauenzimmer zu liefern pfleget, daß es ſchön ſey, und daß es geiſtreich ſey, empfangen wir gar ſelten von ihnen. Sie glauben es nicht, oder wiſſen es nicht, oder können es nicht geſchickt ſagen. Das Geiſtreiche iſt ihnen zu ſpitzfündig, ſie legen ſich mehr auf körperlicheres, fetteres, und mechaniſcheres. Ein fremder Wein, den ſie in einem Schenckhauſe entdecket haben, leihet ihnen ihre beſten Einfälle, wenn er ihnen den Wiz durch ſeine geiſtigen Dünſte ſublimiert hat. Ein ſolcher Aufwärter begleitete vor etlichen Tagen eine von meinen Geſpielinnen nach Hauſe, ohne daß er ein Wort geredet hätte, bis daß ſie auf die untere Brücke gekommen waren. Der Mond ſchien in vollem Lichte, und alle die übrigen Sternen leuchteten mit einem ſchimmernden Glantze an ihrem blauen Felde. Dieſer herrliche Anblick hatte erſt die Kraft ſeinen ſchweren Geiſt zu ermuntern, daß er ihn bemerckete. Er

that

that die Lippen von einander, und eröfnete ſeiner Gefährtin, daß der Himmel voller Sternen wäre. Sie bewunderte dieſen fremden Gedancken, und fragete ihn, durch was für eigene Sinnen er dieſes entdecket hätte. Noch ſchlimmer iſt, daß dergleichen Unhöfliche, wenn wir ihnen auf der Gaſſe begegnen, an unſrer Kleidung, Geſtalt, unſerm Gang und Gebehrdung ſtets etwas zu tadeln finden, und unverſchämt genug ſind, es ſo laute zu einander zu ſagen, daß wir es leichtlich vernehmen können. Die Reden, die ſie Nachts vor unſern Thüren ſagen, und die Thorheiten, ſo ſie allda vornehmen, gehören für den niedrigſten Pöbel. Wir dürffen des Tages nicht mehr über die groſſe Brücke gehen, aus Furcht, daß wir uns ihren Criticken bloß geben, wir ſehen uns gezwungen, den Weg über den Muſterplatz oder den untern Mühleſteig zu nehmen. Das äuſſerſte Elend iſt, daß wir uns nichtsdeſtoweniger genöthiget ſehen, dieſen Ungezogenen freundliche und angenehme Mienen und Blicke zu geben, weil wir doch künftig unſre Ehemänner aus ihrem Mittel hernehmen müſſen. Ihr ſehet hieraus, mein wertheſter Herr, was vor einen groſſen Gefallen ihr allem jungen

gen Frauenvolcke thun würdet, wenn ihr den jungen Mannsperſonen einige nachdrückliche Vermahnungen höflich und witzig zu werden geben wolltet. Mehr Höflichkeit und Artigkeit an ihrer Seite würde bald auch die von meinem Geſchlechte höflicher machen. Ich verſpreche mir dieſes von eurer Gütigkeit und Geſchicklichkeit ꝛc.

Euphroſyne.

P. S. Ich kenne einen jungen Herren, der mich öfters mit ſeinen Geſprächen unterhält, welche in Wahrheit voller geiſtreicher Höflichkeit ſind, und mit einer Ehrerbietigkeit begleitet werden, die mir zu erkennen giebt, daß er mich hochſchätze. Es giebt deren ohne Zweifel noch mehrere, wiewohl ſie mir unbekannt ſind. Ich wollte darum nicht gern, daß man von mir glaubete, ich hätte in meinem Briefe ohne alle Ausnahme geredet.

* * *

Mein Correſpondent Parthenophilus wird es mir nicht verargen, wenn ich zu der Antwort, die er in Euphroſynen Gegenbeſchuldigung finden wird, etwas ſtärckeres zu Rettung unſerer jungen Frauensperſo-

nen hinzufügen werde. Die kleinen Ceremonien, Verneigungen, Bükling, Knickfüſſe, und andere dergleichen eingeführte Kennzeichen der Ehrerbietigkeit und Hochſchätzung, aus welchen heut zu Tag ſchier der gröſte Theil der Höflichkeit beſtehet, ſind nicht an allen Orten angenommen, nicht einerley, noch beſtändig. Man kan an einem Orte den Hut ohne Unhöflichkeit ſitzen laſſen, wenn man vor dem vornehmſten Herrn vorbey gehet, welches an einem andern für ein Hauptverbrechen wider die Höflichkeit angeſehen würde. In einem Lande erfordert die Höflichkeit, daß die Mannsperſonen junge Töchter und Frauen mit einem Kuſſe grüſſen, welches in einem andern für eine Ausſchweifung gehalten wird. Noch vor wenig Jahren mußte bey uns eine Tochter, die einem jungen Herren öffentlich auf der Gaſſe einen Knickfuß machete, ſich fürchten, daß ſie in Verdacht eines Liebesverſtändniſſes mit ihm kommen würde. In dieſer ernſthaften Zeit ward die unſchuldigſte Galanterie für ein Laſter ausgeſchrien; und unſere Großväter wären zu beklagen geweſen, wenn unſere Großmütter in den nächtlichen Zuſammenkünften bey der Kertzen eben ſo ſpröde und hinter-

terhältig geweſen wären, wie unter dem offenen Himmel am heitern Tage. Nun giebt es noch bis auf dieſe Zeit Töchter, welche von ihren Müttern unterrichtet werden, daß ſie die neuern Ceremonien der Höflichkeit unterlaſſen ſollten; weil ſie zu vertraut herauskämen. Doch die meiſten ſind der alten Eingezogenheit ihrer Mütter überdrüſſig, und ſchicken ſich nach der franzöſiſchen Höflichkeit ſo wohl auf der Gaſſe, als daheim. Dieſe hat unter uns ſchon ſo feſte Wurzeln gefaſſet, daß es nunmehr eine unnöthige Furcht wäre, wenn eine Tochter darum unterlaſſen würde, mit einem Knickfuſſe zu grüſſen, damit ſie nicht für eine ausſchweifende gehalten würde: Vielmehr kömmt ſie in Gefahr, daß es ihr für einen Stoltz aufgenommen werde, wenn ſie eine Bewegung, womit ſie gegrüſſet wird, nicht mit einer Gegenbewegung beantwortet. Ich habe auch angemercket, daß die Verfaſſer der neueſten Reiſebeſchreibungen, welche ſich in unſerer Stadt aufgehalten haben, ſchon eine ziemlich beſſere Meinung von der Höflichkeit unſers Frauenvolckes bekommen haben. Einer aus denſelben hat die höflichen Gunſtbezeigungen, die er hier von ihnen empfangen hat, in

ſeinem Reiſetagbuch öffentlich und auf das verbindlichſte angeprieſen.

Wenn mithin ein Fremder vor einem Frauenzimmer in hieſiger Stadt eine höfliche Bewegung macht, und dieſe wird ihm von derſelben nicht erwiedert, ſo muß er ſich beſcheiden, daß er ohne Thorheit nicht fodern kan, daß die Höflichkeit ſich in allen Ländern und Städten an die Art zu grüſſen binden ſollte, welche in ſeinem Lande eingeführt iſt. Er muß ſich hüten, daß er nicht eine Tochter der Unhöflichkeit bezüchtige, welche aus einem ehrliebenden Ernſt unterläßt, ein ſolches Compliment, das ihr zu vertraulich ſcheint, zu machen. Aber ich erlaube ihm gern dieſe ſtoltzen unhöflichen, welche das unverſchämte und kleinſtädtiſche Angaffen verräth, mit den ſtachlichten Spitzen der Satyre zu züchtigen. Der Poet Simonides würde ſagen, daß eine ſolche vieles von den beyden Ingredientien in ſich hätte, von welchen die Pfauen und die Hunde gemachet ſind.

Ich betrachte alle dieſe Bewegungen des Leibes, welche einen wichtigen Theil der Höflichkeit ausmachen, da man ſich neiget, einen Knickfuß machet, mit dem Luftfächer wincket, die Augen lachend auf- und

gleich

gleich wieder unterſchlägt; item, da man den Hut abnimmt, ſich bücket, die Füſſe verſchränckt, oder in ein Dreyecke zieht, als willkürliche, angenommene, Zeichen, durch welche zwo Perſonen einander ihre Hochachtung, Gewogenheit, Freundſchaft, Liebe, zu verſtehen geben. Demnach ſind die Complimente der Gebehrden eine Sprache. Gleichwie es nun wider den Wohlſtand lieſe, daß einer nicht antwortete, wenn man ihn um etwas befragete, wäre es gleich nichts wichtigers, als, wie viel die Uhr geſchlagen hätte; alſo iſt es noch viel ungereimter, wenn man auf eine Reverentz nicht eine Gegenreverentz machet, weil man damit etwas, das ein wenig mehr bedeutet, geſagt hat.

Wäre es mir erlaubt, dieſe Metapher aus einander zu ſetzen, ſo wollte ich noch anmercken, daß die Täntze nichts anders ſind, als lange pathetiſche Reden, die in dieſer Sprache geführet werden. Ich könnte einige von denſelben in die deutſche Sprache überſetzen, und ihre geheime und affektreiche Bedeutung offenbaren. Alſo hat erſt neulich ein geſchickter Autor etwas aus der Tantzſprache folgendergeſtalt deutſch gegeben: O ernſthafte Sarabande, läßt er

eine von ſeinen Perſonen zu einer andern ſagen, das Coupé wird dir diesmahl nicht glücken, und meine Standhaftigkeit ſoll die Tour in deiner Hochmuths-polonoiſe ſo einrichten, daß du beſtändig die letzte bleibeſt. Die Poſtmenüet deines Zorns wird ſo wenig Beyfall finden, daß ſie endlich in den altväteriſchen Siebenſprung der Verzweifelung ausſchlagen muß.„ Allein ich überlaſſe einem geſchicktern Tantzſprachmeiſter, als ich bin, ex profeſſo von dieſer Materie zu handeln; maſſen ſie gnugſam verdienet, daß ein eigenes ſyſtematiſches Werck davon verfaſſet, und in ſolchem der Schlüſſel zu der ſinnreichen Erklärung der vornehmſten Täntze gegeben werde. Ich bitte dieſen künftigen Autor abſonderlich, nicht zu vergeſſen, daß der ſogenannte Kapuzinertantz ſeinen Urſprung von jenen großmüthigen Frauen der Stadt Winsberg bekommen hat, und alſo von den Mannsperſonen für ein Pfand der Treue und Liebe anzuſehen iſt, mit welcher das Frauenvolck bereit und fertig iſt, ſie bey einer gleichmäſſigen Zufälligkeit auf die Schultern zu laden, und in eine ſichere Ruhſtätte zu tragen.

Das

Das vier und ſechszigſte Blatt.

Was ſchiebeſt du viel auf? Dein Heute das iſt hier;
Nicht lebe morgen erſt. . . .

Opitz im Vielgut.

Die Liebe zum Leben hat einige Menſchen mit ſolcher ungeſtümen Gewalt beherrſchet, daß ſie daſſelbe zu friſten die ſchwerſten Bedingungen mit Dancke angenommen haben. Dieſer iſt es zufrieden geweſen, daß man ihn in einem eiſernen Kefigt zum Geſpötte des Pöbels herum geführet hat; jener hat gerne gelitten, daß ihm die Augen ausgeſtochen, und Ohren und Naſen abgeſchnitten würden; ein anderer hat ſich mit einiger Luſt in ein Loch zu Ratten und Mäuſen begraben laſſen; noch ein anderer hat ſein liebſtes Eheweib einem geilen Tyrannen für ſein Leben überlaſſen. Als Cneus Carbo, ein vornehmer Römer, zum Tode verurtheilet worden, fieng er bey Ankunft des Büttels mit thränenden Augen an zu bitten, daß ihm erlaubet würde ſeine Nothdurft noch vor ſeinem Ende zu verrichten;

welches er in der bloſſen Abſicht that, damit er ſein verächtliches Leben nur etliche Augenblicke verlängerete. Da er ſich über dieſem natürlichen Geſchäfte etwas lange verweilete, ſchlug ihm ein Kriegsknecht das Haupt ab, indem er noch ſaß, ſo daß er bey ſeinem Tode eine poſſierliche Stellung machete. Ich glaube nicht, daß man unter hunderten fünfe antreffen würde, welche lieber den Tod antreten, als ein jammervolles Leben führen wollten. Und mit was vor einer Kleinmuth hat ſich über dieſen Punkt Mäcenas, mit deſſen Nahmen die Gelehrten ſo gerne ihre vornehmen Gönner und Freunde beehren, in denen bekannten Versgen erkläret:

Debilem facito manu,
Debilem, pede, coxa;
Tuber adſtrue gibberum;
Lubricas quate dentes;
Vita dum ſupereſt bene eſt.
Hanc mihi vel acutam
Si das ſuſtineo crucem.

Iſt es denn um das Sterben ein ſo elendes Ding, daß man lieber unter Schmerzen und Pein leben, als nicht leben will? Es ſcheint in der That, daß die Leute, von denen

denen wir geredet haben, in dieſen Gedanken ſtehen.

Allein wie ſehr widerſprechen ſich eben dieſelben, daß ſie mit dieſem Leben, welches ſie für ſo was koſtbares halten, und ſo theuer erkaufen wollten, nichts deſtoweniger ſo verſchwenderiſch umgehen? Sie gehen auf der Bahn des Lebens beſtändig und ſehr geſchwinde fort, ſagt ein tiefſinniger Kenner der Menſchen, ja ſie hielten es für einen Dunſt, wenn man ihnen die Helfte des Weges abnähme; ungeachtet ſie um ſo viel ſchleuniger bey dem Ziel, dem Tode, den ſie haſſen und fürchten, ankommen würden. Das Leben iſt ſehr kurtz, ſagen ſie, aber die Tage und die Stunden düncken ſie lang. Sie würden gerne dieſe Tage verkürtzen, ſie würden gerne eine Menge derſelben hinweg thun, und auslöſchen, ohne daß ſie dencken, wie ſie dadurch ihr Leben um ſo viel verkürtzen würden.

Der Sinn kömmt den meiſten nicht eher daran, daß das Leben ſein geſetztes Ziel habe, bis daß ſie ſchon bey demſelben angelanget ſind. Sie beklagen ſich zwar über die engen Schrancken des menſchlichen Lebens, aber ſie ſcheinen keine lebendige

Ueberzeugung von dem, was ſie ſagen, zu haben, indem ſie in währender Klage das Leben als träumend verſchwinden laſſen. Es gehet ihnen wie einem der mit luſtigen Köpfen reiſet, es kömmt ihm vor, daß der Weg ſehr kurtz ſey, da eben derſelbe einen andern, der denſelben Weg ohne Gefährten machet, gantz lang düncket. Den erſtern haben die luſtigen Einfälle ſeiner Begleiter ſeiner ſelbſt vergeſſend gemacht, da der andere beſtändig die Schritte in den Gedanken abgemeſſen, welche er ſchon gemacht, und noch zu machen hätte. Man könnte ſie auch mit Schlafenden vergleichen, welchen beym Erwachen düncket, daß die Zeit, die ſie mit Schlafen zugebracht hatten, ſehr kurtz geweſen, weil ſie zwiſchen den beyden Augenblicken, da ſie eingeſchlafen, und da ſie erwachet ſind, einen gantz leeren Raum finden, von welchem ſie ſich nichts bewuſt ſind. Aus gleichmäſſigen Urſachen hält der Menſch ſein Leben vor allzu kurtz, nämlich weil er die meiſte Zeit deſſelben mit ſolchen Geſchäften umgehet, welche ihn nichts angehen, die für ihn von keinem Nutzen ſind, und zu der Abſicht, für die er in das Leben gebracht worden, nicht nur nichts beytragen, ſondern ihr öfters verhinder-

derlich ſind. Daß ich mich noch eigentlicher erkläre, wenn er von der Stunde, in welcher ihn der Tod überfällt, bis zu den erſten Jahren und Stunden ſeines Lebens zurückſiehet, findet er in dieſem langen Zwiſchenraum der Zeit keine Denck- und Merckmahle aufgerichtet, bey welchen er das Gedächtniß aufhalten könnte, er ſieht nichts anders hinter ihm, als eine wüſte und leere Wildniß, in der er ſich verliert.

Das gantze Leben vieler Menſchen beſteht in einer eintzigen Skene, die ſie alle Tage ohne Veränderung widerholen, und in welcher kein Knote, keine Intrigue, und keine Auflöſung vorkömmt. Ihr könntet ihren Lebenslauf viel Jahre vor ihrem Tode aufſetzen, ohne daß ihm eine Handlung mangelte, wenn ſie endlich geſtorben wären. Wer gerne lang leben will, der muß ſein Leben nicht nach dem Lauſe der Sonne, und der Sternen, oder nach den Rubriken und Zeichen des Kalenders meſſen, ſondern er muß ſich einen eigenen Kalender verfertigen, der ſo beſchaffen ſeyn muß, daß er keinen Tag zehlen, oder in die Rechnung ſeiner Lebensjahre eintragen muß, welchen er nicht durch eine nützliche Handlung, durch ein gutes Werck denckwirdig gemachet

chet hat. Je mehr dergleichen denckwirdige Tage, oder nur merckwirdige Stunden er in ſeinem Lebenskalender haben wird, je länger wird ihm das Leben jedesmahl vorkommen, wenn er es in ſeinen Gedancken überſiehet.

Der Zuſchauer hat in ſeinem 317ten Blatt ein Stück aus dem Tagbuch eines Müſſiggängers geliefert, welches mit ganz nichtigen Handlungen angefüllet iſt, die nicht der geringſten Betrachtung würdig ſind; die drey vornehmſten Artickel darinnen ſind, eſſen, trincken, und ſchlafen. Wenn dieſer Menſch am Ende ſeines Lebens nach dem Anfange deſſelben zurück geſchauet hat, ſo wird ſein Ueberſchauen deſſelben bald gethan geweſen ſeyn, und darum wird ihm es ſehr kurtz, als ob es kein Mittel gehabt hätte, vorgekommen ſeyn. Der Engliſche Moraliſt empfiehlt ſeinen Leſern dergleichen Tagebücher in der Abſicht zu machen, daß ſie ſich darinnen von Zeit zu Zeit umſehen können, was ſie gutes in ihrem Leben gethan, und wie weit ſie ihren moraliſchen Zuſtand gebeſſert haben. Unſre ehrlichen Alten ſind es ziemlich gewohnt geweſen, dergleichen moraliſche Kalender zu machen. Man trift dergleichen

noch hier und dar in alten Bibliothecken an. Mir iſt ein ſolcher in die Hände gefallen, der einen vornehmen Vorſteher unſerer Zürcheriſchen Kirche zum Verfaſſer hat; er iſt zwar in der Landesſprache geſchrieben, und mit Latein ſtarck vermiſcht, jedoch ſo, daß er nicht unverſtändlich iſt, wie folgender Auszug zeiget:

Die erſte Woche des Hornungs von dem Jahre 1634.

Montags. Des Morgens kam Herr Peplitz zu mir, Abſchied zu nehmen; weil er zu dem General Horn verreiſen wollte. Item Hr. Brunner ſuchte mich heim, und brachte mir einen Gruß vom Duc de Rohan. Noch denſelben Morgen ſchrieb ich an dieſen Duc.

Zu Mittag. In Hrn. Burgermeiſter Holtzhalben Haus aß mit Herr Doctor Meyer von Baſel das Imbis.

Auf den Abend war ich bey der Stiftsbaurechnung. Ich antwortete Hr. Taubenmann, Pfarrer von Stammheim, wegen einer Hochzeit, die auf den nächſtkommenden Faſttag angeſtellt geſeyn. Item gen Keßweilen, und Hrn. Pfarrer Heinrich Herder.

Dienſtags kam am Morgen frühe ein Mann von Rümlang, um mich Raths zu fragen, ob ſein Bruder möge eine zur Ehe haben, da ſeine vorige Frau ſel. und dieſelbe Blutsverwandte im dritten Grade. Reſp. Ja.

Denſelben Morgen in Conſtafel und Zünften die Bürgerſchaft erinnert der gefährlichen Läufe, und ſich den folgenden Tag zu erklären, was jeder werde können contribuieren.

Nachmittags. Etliche Briefe ausgefertiget; an Herr Tſchudi, wegen einer Eheſache. An Gaud. Takium per Hrn. Rathshr. Goßweiler. An Hr. Papenheim.

Mittwochs. Moleſtos cruciatus ex flatibus, quos tamen Deus, qui miſericordia dives eſt, benigne ſuſtulit. Ipſi ſit Laus, honor, & gloria, per Dominum noſtrum Jeſum Chriſtum. Amen.

Donnerſtags, des Morgens. Hr. Dechant Schädlers Sohn conſilium petit de mutanda patria. Schwagers von Rüſchlicken Hausfrau me conſulit de moroſo marito. Vogt Deck und Landſchreiber von Birch zu Knonauw mecum, wegen Caſp. Schneewlis Ehegaumerwerck. Amman, Schärer von Thalweil, mecum.

Nach dem Mittageſſen den Wein abgelaſſen.

Des Abends. Litteras ad Oxenſtirn. Ad Dom. Fæſium paſtorem Epiſcopicell. Was für Predigten er und der Helfer thun. Ad Hoſpitam meam Dordracenam, per Hegnerum, Amſterodamum. Ad Dom. Deodati de Judæo.

Freytags. Hac nocte de lecto prolapſa conjunx graviter quidem, ſed cum evidentiſſimo cuſtodiæ divinæ ſpecimine; Cui laus & honor in æternum per Dominum Jeſum Chriſtum. Amen.

Salutabat me Dom. Straſsburger, Confœderationis Suecicæ legatus Conſtantinopoli redux.

Die Bürger-Bibliotheck beſichtiget.

Dieſer Tage iſt zu Zürich angelanget Caſpar Sciop-

Scioppius, nobilis apoſtata, unterm Vorwand einer Türckiſchen Geſandtſchaft.

Samſtags hat die Frau Velſin von Conſtantz mich beſucht.

Circa hoc Tempus detegebantur enormes Libidines.

Brunner von Würenlos hier mit ſeiner angefochtenen Frauen.

Literas ad Dom. Jodocum Grobium.

Vetter Amtmann hat zu Baden ein Gemach für uns empfangen.

* * *

Ein Verſtändiger ſieht wohl, daß die Geſchäfte dieſes redlichen und frommen Mannes zum Theile Staats- und Welt-Händel anbetroffen, maſſen er mit ſo groſſen Leuten zu thun gehabt hat, als die ſind, mit welchen er im Briefwechſel geſtanden iſt; zum Theil aber von geringerer Beſchaffenheit geweſen, maſſen einige davon ſich auf ſehr abſonderliche Perſonen und Dinge beziehen. Es kömmt in dergleichen Tagebuch nicht auf ſolche Handlungen an, welche die Augen der Menge an ſich ziehen. Die Zeit kan mit Geſchäften, die nicht eben viel Aufſehens in der Welt machen, eben ſo nützlich angewendet werden, und wie der Zuſchauer eben nicht zuerſt angemercket hat, kan einer durch allerley Mittel in der Einſamkeit und

der Stille an ſeiner Beſſerung arbeiten, und ohne Geräuſche gutes thun.

Eine Chronick, die aus dergleichen moraliſchen Kalendern zuſammengeſetzet wäre, und in einer Familie ohne Unterbrechen ein oder zwey Jahrhunderte vom Vater zum Sohne fortgeführet worden, würde ohne Zweifel etwas recht ſeltſames ſeyn. Sie würde uns in die wahren Verdienſte derer, von denen ſie verfaſſet wäre, tiefer hineinſehen laſſen, als die prächtigſten Erzehlungen ſolcher Scribenten, die ihren Gehalt von Fürſten und Königen haben, damit ſie ihre Thaten auf die Nachwelt bringen. Wenn öfters die Lobeserhebungen, und das, was den Staatsräthen zukömmt, aus ſolchen Geſchichtbüchern geſondert, und hinausgeworfen würde, ſo würde das übrige bald ſo mager ausſehen, als das luſtige hiſtoriſche Werck, welches Don Carlos, Philipp des II. von Spanien Sohn von den Thaten des Königs ſeines Vaters verfaſſet hat. Eines Tages, als er bey der Königin war, und dieſe mit jemand anderm redete, machte Don Carlos in Gedancken ein kleines Buch von weiſſem Papier, das er ungefehr in einem Kiſtgen fand; in daſſelbe ſchrieb er auf das erſte Blatt mit groſ-

ſer

der Fractur dieſe Worte: Die groſſen und wunderbaren Reiſen des Königes Don Philipp des II. Auf den folgenden Blättern ſetzte er allemal einen von folgenden Titeln: Die Reiſe von Madrid nach dem Eſcurial; die Reiſe vom Eſcurial nach Toledo; von Toledo nach Madrid; von Madrid nach Aranjuez; von Aranjuez in den Pardo; vom Pardo ins Eſcurial. Auf dieſe Art füllte er das gantze Buch mit den Reiſen des Königs in alle ſeine Luſthäuſer, und die vornehmſten Spaniſchen Städte an.

Das fünf und ſechszigſte Blatt.

Ferox gens nullam eſſe vitam ſine armis putat.

Es muß ſeyn, daß ich von gewiſſen jungen Töchtern in den Verdacht gefaſſet worden, als ob ich der Verfaſſer gegenwärtiger moraliſcher Blätter wäre, ungeachtet ich meinem Leſer hier und dar Staub in die Augen geworfſen habe, damit er mich nicht entdeckete; denn ſie laſſen öfters ziemlich truckene Sticheleyen auf meine Arbeit fallen, und ſe-

hen mir zu gleicher Zeit mit ſcharffen Bli-
ken ins Geſichte, ſo daß ich nicht zweifeln
darf, ſie haben eben mich ſelbſt gemeint.
Jüngſt ſetzeten ſich zwey artige Kinder auf
dem Muſterplatze auf eine Bancke an der
Limmat gerade gegen mich über / und führ-
ten folgendes Geſpräche mit einander, ohne
Zweifel in der Abſicht, daß ich es hören
ſollte: Die Tochter, ſagte die eine, welche
den Sittenmahler heurathet, muß über-
aus gut, oder überaus einfältig ſeyn, wenn
ſie ſich in alle ſeine eigenſinnigen Phanta-
ſien gedultig ſchicken kan. Ich wollte ihr
nicht verſprechen, daß er ihr nicht in einer
murriſchen Stunde die vergüldeten Steck-
nadeln-Knöpfe unterſagen werde. Sie
wird es für eine groſſe Gunſt halten müſſen,
wenn er ihr vergönnet, gemahlete Spi-
zen auf ihrem Luftfächer zu tragen. Wenn
ich eine Abſicht auf ihn hätte, ſo wollte
ich vor allen Dingen meine Buſchkappe
unter die Bancke werfen, und dafür ein
ſammtnes Hütgen eines Thalers breit, wie
die Bauerdirnen tragen, auf den Scheitel
ſetzen. Das andere Frauenzimmer lachete
und ſagte: Es würde einen wunderlichen
Aufzug abgeben, wenn wir ihn zum Klei-
dermacher haben ſollten. Allein wer kan
wiſſen,

wiſſen, wie eine Jungfer gekleidet ſeyn, oder wie ſie thun ſoll, wenn ſie ihm gefallen will? Welche ihn mit Luſtfächern auf die Wangen ſchlagen, oder ein lächelndes Auge auf ihn ſchieſſen würde, die dürfte leicht von ihm für eine Zauberinn ausgeſchrien werden. Eine geiſtreiche, die den ſcharfſinnigen Arminius lieſt, wird würcklich von ihm eine Pedantin geſcholten. Welche unterläſt ihn mit einem Knickfuſſe zu grüſſen, die, ſagt er, kan die Knie nicht biegen, und hat keine Gelencke; welche ihm dann mit einer höflichen Gebehrdung begegnet, die heiſt er bey ſeinem Complimentierteufel in die Schule gehen. Hier lacheten ſie beyde überlaut. Ich fürchtete, daß ſie mich noch ſelber anreden, und für alle die Beleidigungen, ſo ich ihrem Geſchlechte in meinen Blättern gethan hätte, zu Rede ſtellen würden: Ich ſtuhnd darum mit unterwerts geſchlagenen Augen auf, und gieng mit blöden Schritten weiter.

Das Geſpötte hat in dem Munde ſchöner Perſonen eine ſtarcke Kraft die Männer zu verwirren, wenn ſie ſich gleich unſchuldig wiſſen, und den Ungrund deſſelben einſehen. Es iſt auch das gewöhnliche Gewehr, womit das andere Geſchlecht ſich

gegen ſeine Feinde wehret. Meine Freundin, Euphroſyne, hat ſich deſſen mit groſſem Nachdruck bedient, als der Hr. Honigſeim ſie das erſte mahl beſuchte, nachdem er die wunderliche Neigung der Frauensperſonen ſich in Manneskleider zu verſteken, in ſeinem Briefe an mich öffentlich durchgezogen hatte; da ſie gegen ſeine Meinungen und Sätze nichts erhebliches einzuwenden wuſte, bediente ſie ſich der gewöhnlichen Liſt, ihm mit Geſpötte, welches in Gegenbeſchuldigungen beſtuhnd, zu antworten. Bey guten Treuen, ſagte ſie, niemandem ſtuhnd es beſſer an, wider die Reitröcke der Frauensperſonen zu ſchreiben, als dem Hr. Honigſeim; ein ſo männlicher Held, wie er iſt, kan nicht zugeben, daß ein blödes Weib in ſeinen Rock krieche, und dieſes vornehme Zeichen ſeiner Mannheit trage. Iſt es nicht wahr, er hat unter dieſem breit-bordierten Hut, den er ſo tief in die Augen drücket, recht eine pandourenmäſſige Miene? Und giebt uns nicht das lange Mordeiſen an ſeiner Seite, das er niemahls von ſich leget, zu verſtehen, daß er ſehr blutdürſtig ſeyn müſſe? Was vor ein groſſer Unterſchied iſt zwiſchen ihm und jenem, von welchem Opitz geweiſſaget hat:

Der einen faulen Spieß, und ſchnelle Zunge trägt,
Damit er keinen Feind zu Gottes Boden ſchlägt;
Der heiß von Worten iſt, und froſtig vom Geblüte,
Den Löwen auſſen trägt, den Haſen im Gemüthe.

Man kan den Helden an dem guldenen Degengriffe erkennen, und die ſilbernen Figuren, welche darauf eingegraben ſind, müſſen gewiß eine Kraft haben, dem Feind Furcht und Zittern einzujagen. Ich glaube auch, das hochroth gefärbte Band, womit der Degenknopf umwunden iſt, werde dem Feind als eine Blutfahne vorkommen, wenn er ſie von weitem in den Wind flattern ſieht. Seine Liebſte muß ihm ſehr wohl trauen, wenn ſie ihn mit dieſen mörderiſchen Waffen darf in ihr Zimmer kommen laſſen. Fürchtet ſie nicht, ein gleiches Schickſal möchte ſie treffen, wie jene, zu welcher Jupiter mit ſeinen Keulen gewaffnet, in die Kammer kam. Doch, mich nimmt Wunder, daß er nicht auch den Küris anzieht, wenn er ſie des Nachts in dieſen gefährlichen Zeiten beſucht. Er thut wohl, daß er den alten Schweitzern deßfalls nachfolget, welche die Waffen beſtändig mit ſich führeten, weil ſie auf allen Seiten mit Feinden umgeben waren. Nur ſollte er ſich auch ein

Schwert von der Art, wie unſerer Alten ihre waren, anhängen, mit welchen man den Feind von der Achſel bis zun Hüften zerſpielte; er müßte ſich aber in Acht nehmen, daß ein ſolches ihn nicht mit ſeiner ſchweren Laſt zu Boden zöge.

Euphroſyne hatte das Vergnügen den Hrn. Honigſeim bey dem Gelächter, das ſich über ihre Einfälle von Zeit zu Zeit erhub, etwas verwirret zu ſehen. Ich wollte ihn noch mehr verwirren, und ſagte: Meines Bedünckens thut Hr. Honigſeim doch ſehr vorſichtig, daß er den nächtlichen Beſuch ſeiner Liebſte in den Waffen abſtattet; wenn er das Gewehr niederlegete, möchte es ihm gehen, wie dem Löwen in der Fabel. Er warb um eine ſchöne Tochter, der Vater derſelben durfte ihn nicht abweiſen, und erſann eine Liſt. Meine Tochter iſt ſehr zart sagte er zu ihm, eure Klauen möchten ſie verletzen, wenn ihr ſie ſtreicheln wolltet; ſeyd ſo gut, und beſchneidet ſie ein wenig an jeder Pfote. Wolltet ihr euch überdies die Zähne ein wenig abfeilen laſſen, ſo würden eure Küſſe deſto ſchmackhafter werden, und mein Kind würde ſie deſto fleiſſiger erwiedern. Der Löwe folgete ihm, er machte ſeinen Beſuch bey

der Tochter ohne Klauen und ohne Zähne. Man ließ ein paar Docken auf ihn loos; ſeine Gegenwehr dauerte nicht lange.

Als ich aus dieſer Geſellſchaft wieder nach Hauſe kam, ſann ich der Gewohnheit, den Degen beſtändig an der Seite zu tragen, mit mehrerm Ernſte nach. Sie kam mir anfangs eben ſo unvernünftig vor, als wenn man in den ruhigen Friedenszeiten mit der Flinte auf der Achſel zur Kirche gehen, oder bey dem Frauenzimmer Aufwart und Beſuch abſtatten wollte. Es wird in den künftigen Zeiten, wenn dieſe Mode abgeleget ſeyn wird, bey unſern Nachkindern ſeltſam tönen, wenn ſie leſen werden, daß ehmals in einer Stadt, die mitten im Frieden ſaß, kaum ein Mann zu ſehen war, der nicht ein Eiſen an der Seite führete, womit er einen andern durch einen Stoß ums Leben bringen konnte. Die Leute, wird man ſagen, waren damahls der Natur ſehr ungetreu; ſie hängeten ſich nahe bey dem Werckzeuge, mit welcher die Natur ſie verſehen hat, die Fortpflantzung des menſchlichen Geſchlechtes dadurch zu befödern, ein Werckzeug an, welches von ihnen ſelbſt zum Unter-

gang und zur Zerſtörung der Menſchen erfunden iſt!

Homer hat in dem I. B. der Ilias den Achilles eingeführt, wie er in einer öffentlichen Verſammlung den Zorn ſich ſo weit habe übernehmen laſſen, daß er den Degen auf den König Agamemnon zücken wollen; er hatte ihn würcklich halb aus der Scheide, als ihn Minerva hinterhielt. Man meint, daß der Poet damit habe anzeigen wollen, was vor üble Thaten von der barbariſchen Gewohnheit, die Waffen in den Rathsverſammlungen zu tragen, entſtehen können. Denn man hat ein Sprichwort, das Eiſen ziehe den Menſchen an ſich. Was hat man nicht von einem jachzornigen zu fürchten, der einen Degen an der Seite hat? Das iſt die Urſache, daß Zaleucus von Locren ein Geſetze gemacht, daß die Waffen in den öffentlichen Verſammlungen der Bürgerſchaft zu tragen verbothen ſeyn ſollte. Er ſelbſt kam hernach auf eine Zeit, da man wegen eines befürchteten Krieges rathſchlagen wollte, mit dem Degen in den Rath; alſobald ſtuhnd man wider ihn auf, und klagte ihn an, daß er die Satzung übertretten hätte. Allein Zaleucus ſagte, es ſey ſo fern, daß er ſie übertre-

treten hätte, daß er ſie vielmehr bekräftigen wollte. Zu gleicher Zeit zog er den Degen, und ſtieß ihn ſich ſelber durch die Bruſt, daß er todt zu Boden fiel.

Der gute Ovidius, der ſeinen Freunden zu Rom einen recht groſſen Begriff von der Barbarie machen wollte, die bey der Nation regierte, zu der er ins Elend verwieſen worden, hat von ihrem Leben als etwas ſonderbares nach Rom geſchrieben, es wäre da kein Mann, der nicht einen Degen an der Seite hangend hätte.

Dextera non ſegnis fixo dare vulnera cultro,
Quem vinctum lateri barbarus omnis habet.
Triſt. V. El. 7.

Das Tragen des Degens iſt eine Gewohnheit, die uns von der allemanniſchen und fränckiſchen Regierung übrig geblieben iſt. Damahls ward daſſelbe für das Inſigel und Kennzeichen der Herrſchaft gehalten, und ein Lehenherr legete es niemahls von ſich. Dieſes Werckzeug des Zornes begleitete ihn zu ſeinem beſten Freunde; in der Kirche ſelbſt erſchien er in Waffen; und wenn ein Biſchof zugleich ein Twingherr war, ſo ſah man ſein Schwert neben dem Kreutze,

dem Zeichen des Friedens, auf dem Altare ligen.

Nachdem der Krieg bey unſern Voraͤltern zu einer Lebensart geworden, damit ſie ſich in der erfochtenen Freyheit erhielten, hatten ſie den Degen als ihr Werckzeug beſtaͤndig in der Hand. In dieſem Stuͤcke folgen wir ihnen noch; da wir ihre Streitbarkeit nicht mehr noͤthig haben, oder ſie nicht mehr in der Bruſt fuͤhlen, ſo guͤrten wir wenigſtens noch die Degen an, und trutzen damit auf die Thaten dieſer todten Helden, derer Andencken ſie dienen in dem Gedaͤchtniß zu erhalten. Unſere Degen ſind in der That nur kleine Bilder und Schatten derer langen und ſchweren Degen, welche von unſern Alten gebraucht worden, und manchen unter uns, ſoferne man ihn in eine Wagſchale, und den alten Schweitzerdegen in die andere legen wuͤrde, mit ihrem Gewichte uͤberziehen wuͤrden.

Wir muͤſſen es mithin geſtehen, daß die Degen heut zu Tage nicht mehr ſo gefaͤhrlich, und darum auch weniger fuͤrchterlich ſeyn, als ſie vor Alters waren. Und man muß es zur Vertheidigung und zum Ruhme unſerer gegenwaͤrtigen friedfertigen Zei-

ten

ten aufſchreiben, daß in öffentlichen Verſammlungen, wo die wichtigſten Berathſchlagungen öfters nicht ohne Hitze und Widerſpruch abgehandelt werden, etliche hundert Schweitzer in einem engen Gebäude, oder etliche tauſend unter dem freyen Himmel auf einem Platze zuſammen kommen, da ein ieder von ihnen den Degen um die Lenden gegürtet hat, ohne daß ſolcher einmahl gezogen, oder mit Blute geträncket werde. Iſt das nicht ein klarer Beweisthum, daß die Dapferkeit bey uns geſittet ſey, und daß wir im Stande ſeyn, die Begierden zu meiſtern, und den Zorn mit der Rachbegierde zu unterdrücken; welches nach Salomons Ausſpruche die wahre Dapferkeit und der rühmlichſte Sieg iſt? Dieſes tödliche Gewehr der Rache wird von den gelaſſenen und friedeliebenden Gemüthern unſerer Zeiten nicht anders als ein ander gewöhnliches Stücke der Kleidung angeſehen, und der Roſt hat den meiſten ihre ſchädliche Spitze abgeſchliffen. Alſo bin ich gäntzlich entfernt, das für einen Mangel an Dapferkeit auszugeben, was hier eine geſetzte Liebe zur friedlichen Ruhe iſt; wiewohl ich ſonſt den Satz für allgemein

mein halte, den der Poet in folgenden Zeilen ausgedrückt hat:

Kein Harniſch, kein Gewehr, kein Spieß, kein ſcharfer Degen
Kan einen Weiberſinn zur Dapferkeit bewegen;
Verſchleuß ihn gantz in Stahl, ſo wird er doch gejagt;
Ein freyer Sinn iſt bloß und nackend unverzagt.

Opitz im zweyten B. der Troſtgedichte.

Das ſechs und ſechszigſte Blatt.

Ecce modo heroas ſenſus afferre videmus
Nugari ſolitos græce, nec ponere lucum
Artifices, nec rus ſaturum laudare.

PERS. S. I.

Ein ſcharfſinniger Kopf hat ein Geſchlechtregiſter der Wiſſenſchaften gemachet, in welchem er die Sternkunſt für eine Tochter des Müſſigganges, die Erdmeßkunſt für eine Tochter des Eigennutzens, und die Dichtkunſt für eine Geburt der Liebe ausgegeben. Von eben dieſer letztern Mutter iſt auch die Bildhauerkunſt entſtanden. Die Hiſtorie giebt uns davon folgende Nachricht: Dibutades von Si-

Sicyone habe ſie erfunden; Denn als eines Tages ſeine Tochter mit einer Kreide die äuſſerſten Linien von dem Schatten ihres Liebhabers gezeichnet, wie ſolcher bey dem Lichte einer Lampe auf eine Marmorwand gefallen war, habe dieſes bey dem Vater die erſte Idee erwecket, daß ein Stein in die Geſtalt eines Menſchen gehauen werden könnte. Der Hr. von Fontenelle hat daher Anlaß genommen, nach der Art der heroiſchen Briefe des Ovidius einen Brief zu erdichten, welchen des Dibutades Tochter an ihren Geliebten geſchrieben, nachdem ſie eine ſchöne Bildſaule in der Werckſtätte ihres Vaters geſehen hatte. Er giebt der Tochter den Nahmen Dibutadis, und den Liebhaber derſelben tauft er Polemon. In einer unbereimten und einfältigen Ueberſetzung lautet dieſer poetiſche Brief dergeſtalt:

Mein Sinn iſt angefüllt mit einer neuen Freude,
Die ich dir hier erzehlen will.
Mein Vater hat mir heut ein Marmorſtück gezeiget,
Das nach des Auges Zeugniß lebt.
Man ſieht, o Wunderwerck! in einem harten Steine
Ein zärtliches und weiches Fleiſch;
Man ſieht darinn das reg und anmuthvolle Weſen
Der Mienen und des Angeſichts.

Da

Du weiſt, woher es kömmt, daß dieſer ſchöne Stein
Mir ſolche ſüſſe Freude macht.
Die Seel empfindet nie dergleichen ſanfte Triebe,
Iſt Amor nicht darinn begriffen.
Dies edle Meiſterſtück erneut in meinem Sinne
Das Angedencken jenes Abends,
An welchem der Verluſt, der dir ſo wichtig ſchien,
Mit Ueberfluß erſetzet ward.
Du kamſt in unſer Haus, der Vater war bey mir;
Er weis und billigt unſre Liebe,
Allein ein Vater iſt ein allzuſtrenger Zeuge
Für den verliebten Schertz der Jugend.
In etlich höflichen weithergeſuchten Worten
Beſtuhnd der Inhalt unſrer Reden.
Wir unterbrachen zwar das düſtre Stilleſchweigen,
Doch ſagten wir einander nichts.
Von einer Lampe fiel ein ſchwächlich Licht hernieder,
Das ſtille Staunen zu vermehren;
Ich ſah itzt an der Wand ſich deinen Schatten mahlen,
Und ſchauet ihn begierig an.
Was unſer liebſtes uns auch nur von weitem zeiget,
Erfreuet uns, o Polemon.
Ein Kind, das treulich liebt, empfindet ſchon Vergnügen,
Wenns nur des Liebſten Schatten ſieht.
Allein das eitle Bild verzückte mich noch weiter;
Ich dacht den ſchnell vergehnden Schatten
An dieſer Marmorwand ſo viel als feſt zu machen,
Ich wollt ihn nicht entweichen laſſen.

Deßwegen fuhr ich ihm mit einem Griffel nach,
Und ſtach von dir ein Bildniß ab.
Ein grob gezognes zwar, ein unvollkommen Bild,
Das doch für mich viel Anmuth hatte!
Dibutades bemerckt, was Amor da erfand,
Und kömmt ſo gleich auf den Gedancken,
Den Marmor in ein Bild, das lebete, zu hauen,
Wie ihn mein Umriß ſolches lehrte.
Durch dieſen Glücksfall denn, mein Polemon, entſteht
Die Kunſt ein Bild aus Stein zu hauen.
Die Liebe hat vordem das Chaos loosgewunden,
Anizt hilft ſie den Künſten auf.
Jezt wird das Hertze mir von ſüſſer Hoffnung warm,
Mein Auge ſieht im künftigen.
Man wird, weil man es kan, im Marmor länger leben
Und ſich der Nachwelt zeigen wollen.
Der Held wird ſeinen Ruhm durch dieſe ſchöne Kunſt
Weit über ſeinen Tod erſtrecken.
Verewigt er ſich ſo, ſo wird auch unſre Liebe
Mit ſeinem Ruhm verewigt werden.
Wie mancher Halbgott iſt, von dem man noch zulezt
Den Nahmen ſelbſt vergeſſen hätte!
Wie manche dapfre That, die man nicht wiſſen können,
Hätt ich nicht Polemon geliebt!
Du aber hüte dich mir ungetreu zu werden;
Denn wenn du deinen Brüdern glicheſt,
Wie dörfteſt du das Aug auf ſolch ein Kunſtwerck werffen,
Als künftighin entſtehen werden?

Du hörteſt allezeit von dieſen ſtummen Zeugen,
Wie du verrätheriſch gehandelt;
Sie rückten allzeit dir die treue Liebe vor,
Von der ſie hergekommen ſind.
Doch dieſes ärgert dich, ich weiß daß du's empfindeſt,
Wiewol es dich dabey vergnügt;
Komm, ſtrafe meine Furcht, die nur von Liebe rühret,
Und die ich ſchon verdammet habe.
Dergleichen Unbeſtand iſt nicht von dir zu fürchten.
Wie! ſollte die ſieghafte Liebe
Die Unempfindlichkeit des Marmorſteins beleben,
Und einſt dein Hertz nicht mehr beleben!

Wiewohl das Wunderbare in dieſem Gedichte dem Inhalt gemäß ſehr geſchickt vorgeſtellet iſt, ſo iſt doch eine zärtliche Liebe eben ſo natürlich als geiſtreich damit untermiſchet. Nur die zwo lezten Zeilen enthalten ein Spiel von vermiſchtem Witze, das keinen feſtern Grund hat, als die verſchiedenen Bedeutungen des Wortes Beleben; den Marmor beleben, heißt ihn ſo geſchickt hauen, daß man darinnen eine Aehnlichkeit mit dem lebhaften Weſen einer Perſon ſieht; das Herz beleben iſt hingegen ſo viel als die Liebe in dem Herzen, in ihrer Stärcke erhalten. Setzet man die eigentlichen Wörter für die Metaphern, ſo

ſo iſt aller Witz verſchwunden, und zugleich verliert der Schluß, auf welchen des Dibutades Tochter ihre Hoffnung ſetzet, alle Kraft, daß die Liebe, die zu der Erfindung der Bildhauerkunſt Anlaß gegeben hat, nicht aufhören könne auf Polemon zu würken. Wie weit bleibt dieſe Künſteley hinter den zärtlichen Zügen zurücke:

Ich ſah izt an der Wand ſich deinen Schatten mahlen,
Und ſchaust ihn begierig an.

* *

Ich dacht den ſchnellvergehnden Schatten
An dieſer Marmorwand ſo viel als feſt zu machen.

Und wie übel ſetzet ſie mit den ſchildernden Ausdrücken ab: Ein Marmor, der nach dem Zeugniſſe der Augen lebt; in einem harten Steine ein zärtliches und weiches Fleiſch; das rege, das anmuthige, Weſen in dem harten Marmor. Dieſes iſt ohne Zweifel das wahre Wunderbare, das uns in einem wohlgemachten Marmorbilde mit Recht einnimmt. Ein neuerer, auch ausländiſcher, Poet, hat eben dieſes noch ſinnlicher ſo ausgedrückt: Die Grübgen ſenckten ſich in Tiefen, die Mäusgen ſtiegen aufwerts, wie die Natur es ihnen vorſchrieb;

ſchrieb; der Marmor flog in den loosgebundenen Haaren, die nett gekämmet waren; er flatterte in offenen Röcken, oder dünnen durchſcheinenden Schleyern; er gerieth in Bewegung, er erweichte und ward zu zartem Fleiſch; er nahm einen Affekt an ſich, oder verwandelte ſich in Geiſt und Seele.

In dem Munde der Verliebten ſtehet nichts natürlicher, als die Empfindungen, die ſie im Hertzen haben, die gantz eigentlich vorgetragen werden. Wenn man ihren Witz und Geiſt zeigen will, ſo muß dieſer von der ungezwungenſten und reinſten Art ſeyn, und er muß ihnen mit der verſtändigſten Sparſamkeit in denen Umſtänden beygeleget werden, da ſie im hohen Affekte ſind.

: : : An ſtatt der Muſen Gunſt
Iſt ihrer Augen Glut. : : : :

Deutſchland hat ſchon vor fünfzig Jahren einen Scribenten gehabt, der Heldenbriefe geſchrieben, und ſich gerühmt hat, daß Ovidius ſein Anführer dazu geweſen ſey. Die Heldenbriefe des von Hofmannswaldau ſind noch nicht unbekannt, und werden noch fleißig geleſen. Wenn wir dem

eige-

eigenen Urtheile des Verfaſſers derſelben Glauben zuſtellen, ſo iſt die Art zu ſchreiben darinnen geläufig / leicht / und mehr lieblich als prächtig. Viel von heidniſchen Göttern, fährt er fort, und überſteigenden gezwungenen Redensarten, wie auch andere gemeine Schulpoſſen werden hier wenig zu finden ſeyn, und machen die den Enthalt der Sachen eigentlich bedeutende Wörter, etliche kräftige Beywörter, und andere mit Verſtande angewendete Kleinigkeiten die gantze Verfaſſung meines Schreibens. Lange auf Kunſt und weitgeſuchte Dinge zu dencken, oder über allen Wortſätzen Rath zu halten, und darüber an den Nägeln zu klauen, iſt kein Werck von meinem Gemüthe. „

Der Herr Neukirch hat ſchier eben ſo günſtig davon geurtheilt, als der Verfaſſer ſelbſt. Der Hr. von Hofmannswaldau, ſagt er, der ein Schüler des Opitzens geweſen, hat ihm doch einen gantz andern Weg erwehlt, indem er ſich ſehr an die Italiäner gehalten, und die liebliche Schreibart, welche nunmehr in Schleſien herrſchet, am erſten eingeführt. In galanten und verliebten Materien hat er ſich ſo ſinnreich erwieſen / daß man ihn billig

für den deutſchen Ovidius preiſen mag; ſeine Liebesbriefe ſind auſſer etlichen harten Metaphoren, ſo er von den Welſchen behalten hat, nicht zu verbeſſern. „

Allein wenn wir dieſe Heldenbriefe ſelber nachſehen, ſo werden wir bald wahrnehmen, daß dieſe Urtheile entweder eine offenbare Schmeicheley ſind, oder daß dieſe Männer von dem geläuftigen, dem leichten, dem ungezwungenen, dem lieblichen, die Begriffe müſſen gehabt haben, welche man gemeiniglich an das überſteigende, an die Schulpoſſen, und das weitgeſuchte verknüpfet. Das ſind die Eigenſchaften, die in Hofmanwaldaus Schreibart regieren. Er zieht allemahl die verblümte Redensart der eigentlichen, und die Zierrathen der Schule der Einfalt der Natur vor. Er verfertiget einen Heldenbrief, wie ein beleſener Schüler thun würde, dem man dieſe Arbeit für eine Uebung vorgeſchrieben hätte. Er redet wie Otto in dem Trauerſpiele:

Oton à la Princeſſe a fait un Compliment
Plus en homme d'eſprit, qu'en veritable amant,
Il ſuivoit pas à pas un effort de memoire,
Qu'il étoit plus aiſé d'admirer que de croire.

Von Empfindungen, von Gemüthes- und Hertzensgedancken hat er in ſeinem Schulvorrathe nichts gefunden; und ſeine Perſonen reden in den zärtlichſten Umſtänden, und in der Höhe des Affektes ohne Zärtlichkeit und Liebe.

Ein groſſer Fürſt ſchreibt an eine Tochter von bürgerlichem Stande:

Dencke will dein Haupt ein ſtarcker Adler ehren
Daß dir gewiß forthin kein Adler ſchaden kan.
Ich will. Das iſt genug. Dein Antwort ſey: Ich ſoll.
Ich weiß du wirſt mir nichts als Zucker überſenden,
Der wol mit Würden kan auf meiner Tafel ſtehn.
Mich deucht, ich ſchmecke ſchon die ſüſſe Götterſpeiſe,
Die Gott den Menſchen auch für Menſchen machen hieß.
Ich weis die Höflichkeit, ſo mit dir iſt gebohren,
Verbietet dir jetzund zu brauchen Nicht, und, Nein.
Denn was mein Sinn ihm hat zu ſeiner Gunſt erkohren
Das muß bey ſtetem Ja ihm auch gehorſam ſeyn.

Die Tochter antwortet ihm ohne mehrere Zärtlichkeit:

Mich daucht ich ſäſſe ſchon umzirckt von Nacht und Schatten,
Erblickte mich kein Stern mit ſeinem Zwinckern an.
Ein ſchlechter Zeug, wie ich, wünſcht keinen hellen Tag,
Es darf ſich ja das Wachs nicht in die Sonne wagen;
Und kein gemeines Fleiſch wird Göttern vorgeſtellt.
Ich weis kein Kaiſerbrod, und kan kein Himmelslied.

Wirf den Stral der Gunſt doch auf ein höher Haupt,
Die Amberkuchen kan ich ohne Schaden meiden.
Mein Schreiben das verdirbt, ich ſinge harten Ohren;
Der Helden Wort begehrt den Widerſchall: Ich will.
Ihr Bitten iſt umzirckt mit tauſend Donnerkeilen.
Ich laß auf dein Gebot Geſpielen, Freund, und Haus,
Und dir vertrau ich izt die Roſen meiner Jugend;
Doch läſt du Blumen ein, ſo laß auch Blumen aus.

Es ſcheint, daß dieſer Poet die Süſſigkeit der Liebe nur in dem Geſchmacke von Amberkuchen, Kaiſerbrod, und Götterſpeiſe empfunden. Und man dächte öfters, daß er das Weſen der Hoheit in Diamanten, Purpur, Sonnen, Sternen geſetzet. Alſo läſt er einen andern Fürſten an eine andere Tochter von Geſchlechterſtande ſchreiben:

Tritt an das Sonnenlicht, o Sonne meiner Sinnen,
Mein Blut ſtreicht dein Geſchlecht mit neuen Farben an.
Der Adler den du ſchauſt, der kan dich nicht beflecken,
Er will dich wo er kan der Sonne gleiche führen,
Er will dein ſchönes Haupt mit einer Krone zieren.

Und ſie hat keine erhabnere Begriffe davon:

Ich aber bin gewiß nicht deiner Knechte werth.
Ich bin nicht Adlers Art, mich blendt der Sonne Licht;
Vor Stralen deiner Gunſt kenn ich mich ſelber nicht.
Es ſoll der Purpur ſich mit Purpur nur vermählen

Den

Den beſten Ring beſchämt ein falſcher Diamant.
Das Haus von Sonnen reich, ſo ſchwer von Kronen worden,
Und dem der Purpurrock faſt angebohren iſt,
Vergiſt ſich endlich ſelbſt. ꝛ ꝛ ꝛ
Ich muß dir ſtille ſtehn, ſofern in meiner Jugend,
Wo nichts zu etwas wird, dir etwas wolgefällt.
Ich hoffe deine Gunſt, die wird mich nicht beflecken,
Denn wie die Sonne ſchwärzt, und doch auch bleichen kan,
So wirſt du einen Stral der Keuſchheit auf mich ſtrecken,
Mich deucht er ſtreicht mich ſchon mit edlern Farben an.

Etliche von dieſen Heldenbriefen werden zwiſchen Perſonen von gantz ungleichem Stande gewechſelt; in denſelben regieren durchgehends die Ideen, daß hohes ſich zum niedern herunterlaſſe; daß vornehmes und geringes ſich nicht zuſammen vertragen: und der Poet hat einen ungemeinen Vorrath von ſeltſamen Bildern und Gleichniſſen, jeden dieſer widerwärtigen Sätze glaubwirdig zu machen. Den erſtern: Der Kieſelſtein will zu Diamanten; Gold wird an Stahl, und Garn zu weiſſer Seide gebunden; Ein Neſſelſtrauch ſucht die Roſe; zu Perlen wird Gras, zu Kolen Kreide geleget; Eine ſüſſe Frucht wird auf wilden Baum gepfropft; Die Krone läſt keine Flecken entſtehen; ſie vertreibet dieſelben, wo ſie ſind. Den andern: Honigſeim

iſt nicht für Weſpen; Kaiſerkronen ſind nicht für den Garten eines Knechtes; die Sonne verzehret das Wachs; die Königsfarbe will nicht mit Ruß gemiſchet ſeyn; Schwefellicht ſoll nicht bey groſſen Fackeln ſtehen.

Boileau konnte nicht leiden, daß man bis zu ſeiner Zeit den Theophile dem Malherbe und Racan vorgezogen. Hofmannswaldau hatte Theophilen zu ſeinem Lehrmeiſter erwehlt, und ſchon in ſeinen jungen Jahren deſſen Tod Socrates überſetzet; er iſt noch unnatürlicher als derſelbe. Die Deutſchen ziehen ihn Opitzen vor; und wie lange ſollen wir noch auf den deutſchen Boileau warten, der ſie an dieſem üblen Geſchmacke heile? Er verfällt in allen Wortſätzen auf Phöbus, die Sprache der Pretieuſes ridicules bey Moliere iſt nicht köſtlicher noch lächerlicher als die ſeine. Wenn ein natürlicher Menſch ſagte: Vordem ward meine Frömmigkeit von jedermann als ein ſeltenes Exempel geprieſen; nachdem ich ſie verlohren, verwandelt ſich dieſer Ruhm jezo in deſto gröſſere Schande; ſo ſagt Hofmannswaldau:

Mein

Mein fromm ſeyn machte mich zum Phönix in dem Lande,
Nachdem ich aber mich in böſer Glut verbrennt,
So giebt die Aſche nichts als Eulen voller Schande.

Statt zu ſagen, eine ungeſchminckte Schöne / ſagt er:

Ein firnisloſes Werck von Amber unvermengt.

Ein weiſſer Hals heiſt bey ihm:

Ein Schnee der feurig iſt, und keine Hülffe kennet.

Meine Neigung ſoll nicht aufhören / giebt er:

Ich zeige keine Gunſt, die nur will heute währen;
Und wie manch Fliegenwurm ſich nur zwölf Stunden weiſt;
Der Faden meiner Treu, der läſt ſich nicht verzehren.

Dein zierliches Schreiben iſt voll von deiner Gunſt und meinem Lobe / lautet in ſeiner Sprache:

Es träget mir iezund dein wohlgeziertes Schreiben
Die Blumen hoher Gunſt in Ruhmesſchalen für.

Der Alte verurſacht unruhige Bewegungen in meinem Gemüthe:

Es macht der alte Greis nur Sturm in meinen Sinnen,
Und richtet Schiffbruch auch auf trucknem Lande an.

Ein wahrhafter Poet würde ſich ausdrüken: Deine zarten Gliedmaſſen, die in Kleidern von Leinwand und ſanfter Seide

vor der Hitze der Sonnenſtrahlen und dem Sturme der Winde beſchirmt geweſen waren, mögen den erzörnten Himmel nicht vertragen; ſie können dem brennenden Hundesſterne und dem trüben Nordoſtwinde nicht widerſtehen; wenn wir von Schneegeſtöber und auf uns zuſchlagenden Regen ſchauernd die lange Heide mit müden Schritten durchwandeln müſſen. Hoffmannswaldau ſagt dafür gezwungen, matt, und undeutlich:

Ich weiß dein zarter Fuß und deine zarten Brüſte,
Da nichts als Roſenblut und Lilgenmilch geſchwebt,
Die ſind faſt ungewohnt zu wandeln in der Wüſte,
Da nichts als Schlangengift und Drachengeifer klebt.
Du ſollteſt billig nichts als edles Rauchwerck ſchmecken.
Der Frühling ſollte nur begleiten deine Bahn.
Es ſollte dir ein Rock die ſchönen Lenden decken,
So Seide nichtig macht, und Gold beſchämen kan.

Man kan ſich von dem Natürlichen nicht weiter entfernen, als dieſer Scribent; das Phöbus hängt ihm auch in ſeiner Proſe an; ſeine Vorreden ſind in der hohen Schreibart ſeiner Heldenbriefe geſchrieben. Er hoffet, der Purpur werde durch ſeine Feder nicht beflecket / und die Aſche derer groſſen teutſchen Leute / derer

derer er gedenckt/ vor der er tauſend-mal die Knie biegt / nicht verunruhi-get werden. Die Irrthümer gleichen dem Reiſe / ſo eben ſo wohl auf die ge-krönten Granaten/ als die ſauren Wald-äpfel fällt. Dieſe Entſchuldigung iſt eben ſo gültig die Sünden des Poeten, als die Fehler der verliebten Helden und Heldin-nen, die er beſungen hat, zu bedecken.

Das ſieben und ſechszigſte Blatt.

Carne tamen quamvis nil diſtat hæc magis illa.
HOR. Sat. 2. L. II.

DIe Natur hat einer jeden Art unter den vierfüſſigen und den gefieder-ten Thieren ein Unterſcheidungs-Vermögen in den Geſchmack geleget, durch welches ſie unfehlbar die Speiſe und das Kraut, das ihrer Geſundheit nachtheilig iſt, entdecken, und ausſondern können. Sie werden niemahls fehlen, die beſondere Beeren oder Sämgen, die ihrer Natur ge-mäß ſind, unter der Mannigfaltigkeit ei-nes bepflantzeten Landes, oder einer natür-lichen

lichen Wildniß zu erwehlen; und wenn ſie verletzet oder kranck geworden, wiſſen ſie das Heilkraut zu finden, welches zu ihrer Diäte das vorträglichſte iſt. Können wir nach dieſem ohne Unbilligkeit glauben, daß dieſelbe Natur ſich gegen den Menſchen ſtiefmütterlicher erwieſen, und ſeinem Geſchmack eine geringere Scharfſinnigkeit gegeben habe? Die Richtigkeit des Geſchmakes, den ich bey gewiſſen Menſchen noch vorhanden finde, iſt mir eine genugſame Anzeige, daß der menſchliche Geſchmack in ſeiner unverderbten Natur nicht unvollkommener ſey, als der Thiere: Und die Schuld iſt ohne Zweifel alleine der Gewohnheit, daß er bey andern ſo mangelhaft und ſchwach iſt. Man ſetze einen Bergmann von unſern democratiſchen Nachbarn an eine Tafel, wo Wildprät und Fiſche, geſotten und gebraten, an ſauren und ſüſſen Brühen, aufgetiſchet ſind, und wo von Mandeltarten und Zuckergebackenem, von Capers, Anchoy und Galerten ein Ueberfluß iſt; man ſtelle daneben ein gutes Stücke rindernes vor ihn, einen alten Brienzerkäſe und einen Topf Milch: Er wird zwar mit einem neugierigen und halbſchüchternen Auge jene ſeltſamen Gerichte

über-

überſehen, und vielleicht mit eckler Zunge einen Biſſen davon koſten; aber er wird allen ſeinen Appetit auf die letztern ver-verſparen, und ſie mit einer begierigen Hand angreiffen. Ein junger Zärtling hingegen, der erſt kürtzlich von Paris nach Hauſe gekommen, wird mit triumphierender Miene aus den frantzöſiſchen Schüſſeln eſſen, und zu dem Rindfleiſche und Käſe die Naſe runzeln. Jeder von beyden wird ſich zwar rühmen, daß ſein Geſchmack richtig und gut ſey: Aber ich habe kein Bedencken zwiſchen ihnen zu Gunſt des Bergmanns zu entſcheiden, wofür ich den Grund habe, daß für die Geſundheit nichts ſchädlichers iſt, als ein ſolches Gemiſche von geſottenem und gebratenem, von Fleiſch und Fiſche, von ſauerm und ſüſſem; der Magen wird dadurch zu einem Tummelplatze, wo Galle, Wind, Phlegma und Jährung mit einander kämpfen. Das iſt des alten Hippocrates Meinung, und der weiſe König ſtubnd in denſelben Gedancken. Er ſagt in dem Prediger: Non te effundas ſuper omnem eſcam; in multis enim eſcis erit infirmitas. Ein jeder von uns kan ſich noch erinnern, was für einen ruhigen Schlaf er in ſeinen Schuljahren bey einer einfachen Mahlzeit ge-

gehabt, und wie damahls ſeine Lebensgeiſter ſo leicht als Luft geweſen.

Ich halte mich darum für verſichert, daß der Geſchmack des Menſchen von Natur eben ſo ſcharf ſey, als der Thiere, richtig zu unterſcheiden und zu verwerffen, was der Geſundheit ſchädlich iſt. Nur die Gewohnheit nimmt ihm dieſes natürliche Vermögen, und entkräftet ihn. Wenn wir bedencken, was für eine Macht die Gewohnheit an den andern Sinnen ausübet, ſo werden wir hieran nicht zweifeln. Es iſt kein Anſchein, daß die Naſe des Gerbers von Natur härter ſey, daß ſie von gröbern Fibern gemacht ſey, als eines Hofmanns; indeſſen nimmt ſie den Geruch von faulem Leder ohne Widrigkeit ein, der den letztern in Ohnmacht ſtürtzen würde. Eine Dame, die in ihrer Jugend den Geruch des Biſams nicht leiden kounte, hat ſich allmälig dazu bequemt, und zulezt die Naſe durch den wiederholten und beſtändigen Gebrauch ſo ſehr daran gewöhnet, daß ſie ihn kaum noch empfindet, wann alle andere Leute von ſeiner Stärcke verletzet werden. Die Ohren können gewöhnt werden, daß ſie einen jeden falſchen Ton in der Muſik empfinden. Für einige Ohren hat ein

pol-

polniſcher Bock eben ſo viel Lieblichkeit, als ein Violon. Der Herr von Kanitz ſchreibt ſeinem weiſen Liebhaber des Landlebens Ohren von dieſer Art zu:

Wenn ihn zuweilen auch ein kleiner Kummer drückt,
Wird er nicht weniger entzückt,
So bald der Dudelſack in ſeiner Schencke klinget,
Als wenn Bellerophon von ſeiner Liebe ſinget.

Die Augen ſtehen unter derſelben Macht der Gewohnheit, ſie können nach und nach gewöhnt werden, daß ſie das garſtigſte Bild ohne Widerwillen anſchauen; das viele häßliche verliert ſich allgemach davon; und man wird leicht wahrnehmen, daß der groſſe Hauſe von reitzendem, den man das erſte mahl an einer ſchönen Geſtalt erblicket hat, über dem öftern Anſchauen kleiner wird. Was das Gefühle betrift, ſo weiß man, was von dem Sibariten Smindarides erzehlt wird, daß er eine gantze Nacht nicht habe ſchlafen können, weil eine von den Roſen, womit ſein Bette beſtreuet war, ſich zuſammengefaltet hatte. Das iſt gewiſſer, daß wir das Angeſicht und die Hände in Wind und Froſt bloß und unbedecket halten können, wenn wir die andern Theile des Leibes zudecken müſſen;

und

und dieſes haben wir der Gewohnheit zu dancken, maſſen die Haut wahrhaftig an jenen Gliedmaſſen nicht rauher oder gröber iſt. Mit derſelben Macht nun würket die Gewohnheit auch auf den Geſchmack. Dieſer richtet ſich nach denen Speiſen, die ihm aufgeſtellet werden, er gewöhnt ſich an dieſelben, und er wird weich und blöde, oder hart und ſtarck, je nachdem es ſelbige ſind. Wer ſich der natürlichſten Speiſen bedient, der wird ihn auch am reinſten behalten: und einen ſolchen wird nichts ſchmakhaft düncken, als was der Geſundheit unſchädlich iſt. Der Geſchmack an ungeſunden Speiſen iſt allemahl verderbt und kranck.

Es giebt Leute, die nur von gewiſſen Arten Speiſen eſſen, und von gewiſſen Arten Weines trincken: Es muß ein Indianiſcher Hahn ſeyn, und kein einheimiſcher, eine Forelle, und keine Karpe. Sie nehmen von einem Thiere, Vogel oder Fiſche, auch nur gewiſſe Theile, von der Haus- und der Wald-Daube nur den hintern, von dem Haſen nur die Schulter, von der Gans nur die Leber; dieſe leztere war bey den alten Griechen und Römern ein ſehr geſchäztes Eſſen, man trug ſie geſotten oder gebraten in der Pfanne auf, und ſie ward in das

Häut-

Häutgen, das man Omaſum nannte, eingenähet. Man erzehlt, daß eine Dame, die bey der Tafel vermeint hatte, daß ſie eine Leber hätte, und nachdem ſie das Häutgen eröffnet, geſehen, daß es nur ein Stücke von der Lunge wäre, mit einem Schrey geruffen habe: Es iſt um mein Leben geſchehen, dieſer verfluchte Rock hat mich betrogen/ und iſt Schuld an meinem Tode. Das iſt der Innhalt eines Verſes aus einer griechiſchen Tragödie, der dem Agamemnon in den Mund geleget wird, da Clytemneſtra und Aegiſthus ihn um das Leben bringen, nachdem ſie ihn in einen Rock gewickelt hatten, welcher keine Oeffnung hatte. Der Wein, den ſie trincken, muß in gewiſſen Weinbergen oder Strichen Landes, gewachſen seyn. Er muß das an ſich haben, was die Frantzoſen Sêve und Verdeur nennen.

Die Werckzeuge des Geſchmacks ſind bey dieſen Leuten äuſſerſt verwöhnt und verderbt. Ihr Zuſtand iſt nicht beſſer beſchaffen, als derjenigen, welche in der Gelbſucht alle Sachen, von was für Farbe ſie ſeyn, für gelb anſehen, und derer die in einem Fieber alle Speiſen für bitter oder für ſauer halten. Denn ihr Geſchmack iſt von

den niedlichen und leckerhaften Speiſen, die ſie ihm auftragen, ſo ſtarck eingenommen und verzärtelt, daß er die andern als zu grob und zu roh nicht mehr vertragen kan.

Es ſind wenige Speiſen, und dieſe ſind leicht zu unterſcheiden, welche dem Menſchen, wenn er ſie ohne Vermiſchung mit andern gebraucht, an der Geſundheit ſchädlich ſeyn: Und zwiſchen zwo Speiſen, die beyde unſchädlich ſind, findet ein Geſchmack, der noch geſund und natürlich iſt, keinen Unterſchied, was die Annehmlichkeit belanget; eine ſchmecket ihm ſo gut, als die andere; Thier, oder Vogel, oder Fiſch, ſind ihm gleich angenehm, er erwehlt auch von Natur keine Art Fleiſches, und keine Frucht vor einer andern; die Gewohnheit allein bindet ihn an gewiſſe Speiſen. Daher ſehen wir, daß der Landmann, der den Geſchmack noch natürlicher und reiner hat, als die Herren und reichen Bürger, weil er ihn nicht gewöhnt hat, eine aufgetiſchete Speiſe auszuſchlagen, dieſe eckeln Menſchen mit Verwunderung anſieht, welche die jungen Küchlein von Wachteln und zahmen Hühnern, und die jungen Häsgen, für gröſſere Leckerbiſſen halten, als die ausgewachſenen Wachteln, Hüner und Haſen,

und

und die Phaſanen einem türckiſchen Hahn, dieſen einem einheimiſchen Kapaunen, vorziehen. Unſere Voraltern aſſen die Mütter, und lieſſen die Jungen leben. Ich habe an einem Orte geleſen, daß einige Schweitzer vor anderthalb hundert Jahren einen ſolchen leckerhaften Herren, Nahmens Conrad Reſch, der damahls zu Baſel war, mit Verwunderung gefraget hätten, wozu er etliche junge Haſen brauchen wollte, die man ihm gebracht hatte; und als er darauf zur Antwort geſagt, er wollte ein Waſſer für das Podagra daraus diſtilliren, haben ſie es ihm unſchuldiger Weiſe geglaubt. Eben ſo fremde kömmt es einem Bauersmann vor, daß die Herren mit ſolcher Begierde auf die Ohren und die Schnorren der Spanfercklein, auf die äuſſerſten Theile, die Flügel und die Füſſe der Gänſe herfallen. Er ißt von dieſen Thieren und ihren Theilen ohne zärtliche Wahl, oder Ausſchlieſſung. Das iſt auch gewiß, daß er zur Erhaltung der Geſundheit nichts weniger nöthig hat, als dergleichen zärtliche Wahl, unter verſchiedenen Thieren, vielweniger unter verſchiedenen Theilen eines Thieres. Sein Geſchmack iſt nicht von der Gewohnheit verleckert, und eben darum

ſchmecket ihm eine Schüſſel von Rüben oder Erdäpfeln allemahl, dem Herren niemahls, als wenn er zween Tage gehungert, oder ſich müde gejagt hat. Man hat der Nachwerber der Penelope gelachet, daß ſie die alten Schweine für ſich genommen, und die Spanfercklein ihren Bedienten überlaſſen haben: Aber das zeiget nichts anders, als daß der Geſchmack in denſelben Zeiten noch nicht ſo verderbt war.

Wenn der feine Geſchmack darinnen beſtebt, daß man nur gewiſſe Speiſen eſſen könne, und uns alle die andern nicht ſchmecken, ſo will ich ihn gerne miſſen, und den reichen Leuten überlaſſen, ich halte ihn für eine Strafe, welche ihre thörigte Verleckerung mit ſich führet, indem ſie ſich des Ergetzens berauben, das mir bey jeder Speiſe, die ich haben kan, zu Theile wird. Sie mögen ſich ſchwierig erzeigen, wenn ſie eſſen wollen, in der Einbildung, daß ihr Geſchmack recht fein ſey; Jch behalte gerne meinen rohen Geſchmack, der mir die Luſt im Eſſen ohne viele Schwierigkeit mittheilet, und ich will ihn nicht gewöhnen mir zum Schaden fein zu werden, welches ſo viel wäre, als ihn mit Fleiſſe kranck zu machen.

Man hat ſich etwann aus Mitleiden Mühe gemacht, dieſe leckern Eſſer zu rechte zu bringen; man hat dieſes mittelſt Sittenpredigten thun wollen, und ihnen vorgeſtellt, daß ſie die Gaben Gottes verachteten, indem ſie ſolche Speiſen verwürſen, welche Gott dem Menſchen beſchehret, und für ſeine Natur dienlich gemacht hätte; daß ſie einen Eckel vor Speiſen bezeigeten, an welchen nicht unedlere Kreaturen, als ſie ſind, Mangel hätten; daß ſie ihr Vermögen durch die Gurgel jagten, und dergleichen. Dieſes alles iſt an ſich ſelbſt ſehr wohl geredet; aber es dünckt mich etwas wunderliches, daß man eine Kranckheit des Leibes mit moraliſchen Vorſchriften heilen will. Die feine Leckernheit dieſer Leute iſt ein Gebrechen des Geſchmackes, deſſen Werckzeuge und Gänge durch die Gewohnheit ſo blöde und weich gemacht worden, daß ſie von jeder Art von Speiſe, die ſie nicht nach der gewohnten Zärtlichkeit rühret, beſchweret und verletzet werden. Iſt es nicht umſonſt und vergebens, daß man dieſe ſchwachen Gänge des Geſchmackes ſo wieder zu rechte bringen will, daß man zu dem krancken Zärtlinge ſagt, es ſey ſeine Schuldigkeit geſund zu ſeyn? Man muß

dieſe Patienten den Aertzten in die Cur gegeben; die Moraliſten wollen ſich denn künftighin vermeſſen, mit ihren Regeln und Lehren auch die Fieber zu heilen.

Wenn es mir erlaubt iſt, da ich nicht von der Facultet bin, und meine Unwiſſenheit durch Purgantia, Clyſtiere, Magenbürſten, in forma zu heilen, bekennen muß, jemanden geſund zu machen, ſo will ich hier ein kurtzes und einfältiges Recept anzeigen, welches ſicher und gantz bewährt iſt, einen Menſchen, der an der Kranckheit der Verleckerung laborirt, und die Fähigkeit verlohren hat, an gewiſſen Speiſen Luſt zu empfinden, ob dieſe gleich nicht ſchädlich, ſondern geſund, ſaftig und wohlgeſchmackt ſind, wieder herzuſtellen, daß ſeine Geſchmackesgänge ihren natürlichen Gebrauch nach und nach wieder erhalten.

Recipe: Arbeitet alle Tage ſo lange, daß ihr wenigſtens einmahl in einen Schweiß kommet; und weil euer Adel und Reichthum euch nicht erlaubet, daß ihr euch mit gemeinen und nützlichen Geſchäften bemühet, ſo könnet ihr nur alle Morgen an einer Centner-ſchweren Glocke ſo lange ziehen, bis der Schweiß kommen wird; ihr könnet dieſe an das Getäfel eurer Schlaf-

kam-

kammer aufhencken laſſen, und ihr den Klöpel wegnehmen. Oder nehmet in jede Hand einen kurtzen Stecken, der an beyden Enden mit einem ſchweren Klumpen Bley beſchlagen iſt, dieſelben ſchlaget denn wacker vor ſich und hinter ſich in die Luft. Es wird euch wohl bekommen die Ausdünſtung zu befödern.

Man nennt dieſe letztere Uebung das Gefechte des Menſchen mit ſeinem Schatten. Die erſtere hat der Zuſchauer öfters an ſich ſelbſt bewährt. Beyde machen unfehlbar hungerig, und dieſes hat die Würkung, daß einer dann nicht weiter fraget, ob das, was ihm aufgetiſchet wird, aus dem Garten, dem Stalle, oder dem Teiche komme, ob es von den födern oder den hintern, oder den äuſſerſten Theilen ſey, ob es geſotten, gebraten, geräuchert, mit Saltz, oder mit Citronenſaft, oder Mett angegoſſen ſey.

Das acht und ſechszigſte Blatt.

Non equidem hoc ſtudeo, bullatis ut mihi nugis
Pagina turgeſcat, dare pondus idonea fumo.
PERS. SAT. V.

Jch habe in einem Scribenten, der niemahls etwas anders ſaget, als was er verſtehet, eine ſtachligte Beſchreibung von dem Reden geleſen; Er ſagt: Reden bedeute ſo viel, als die meiſte Zeit nicht wiſſen was man ſage. Wer hat nicht mehr als einmahl Geſprächen beygewohnt, da man Sätze feſtgeſtellt, und Schlüſſe darauf gebauet, Fragen aufgeworfen, beantwortet, und widerleget, Einwürffe gemacht, und mit geſchickten Unterſchieden aufgelöſet hat, ohne daß der eine ſich ſelbſt oder den andern verſtanden habe?

Dieſes Finſterniß iſt aus der mündlichen Rede in die Schriften und Bücher gekommen, und hat zween Drittel von dem Lichte derſelben ausgelöſchet. Jch meine nicht diejenigen alleine, welche ein Böhme, ein Adeptus, ein Roſenkreutzer, und Leute von ihrer

ihrer Tiefe geſchrieben haben. Es herrſchet eben ſo dickes Finſterniß in ſolchen Schriften, von welchen man insgemein gläubt, daß es heller Tag darinnen ſey, weil man ſie mit triefenden und halb-beſchloſſenen Augen betrachtet.

Die Poeten ſelbſt, welche doch nach ihrem aufgenommenen Amte befliſſen ſeyn ſollten, die abgeſonderten Begriffe ſelbſt deutlich, lebhaft, und ſinnlich zu machen, thun vielmehr öfters das Gegentheil, indem ſie die gemeinſten Gedancken unter dunckle Wolcken verbergen. Ihr Wille mag dabey gut ſeyn, ſie mögen den Leſer durch ihre Beleſenheit, durch ſeltſame Bilder aus der unbekannteſten Natur, durch den Ueberfluß und die Zuſammenhäufung derſelben, in Verwunderung haben ſetzen, und ſeine Aufmerckſamkeit erhalten wollen, welches mit der Abſicht der Poeſie wohl übereinkömmt: Aber da es ihnen an einem ordnenden Verſtande fehlte, ihre Gelehrſamkeit mit Maaß und Ziel anzubringen, die auswärtigen und fremden Bilder geſchickt zu erleſen, und das beſte und bequemſte zu erwehlen, iſt gerade das Widerſpiel von ihrem Endzwecke erfolget, ihre Beleſenheit hat den Leſer überfüllt, ſie iſt ſich ſel-

der im Lichte geſtanden, und hat Dunckelheit, Eckel, und Verdruß verurſacht.

Die Frantzoſen haben dieſer unverdauten Gelehrſamkeit den Nahmen Gallimathias gegeben, den ſie aus dem griechiſchen καλλιμαθεία geſchmiedet haben, wo es aber einen herrlichern Verſtand hat, und das bezeichnet, was die Frantzoſen les belles Lettres nennen. Und weil das Galimathias ſehr gerne mit Sonnen und Sonnenſtralen, mit Phöbus, und Auroren, die man in ungeſchickte Gleichniſſen eingezwungen, um ſich warf, haben ſie ihm auch den Nahmen Phöbus à potiori gegeben.

Ein Niederſächſiſcher Poet, der zu dieſer Zeit (*) unter unſern deutſchen Dichtern einen groſſen Nahmen hat, fängt ein Gedicht an ſeinen König mit dieſen unterthänigen Zeilen an:

Monarch, daß in verwöhnten Zügen
Mein eitler Kiel von neuen ſich vergißt,
Und deiner Sonne Preis nach ſeinem Schatten mißt,
Den lüſtern Trieb der Sehnſucht zu vergnügen:
Iſt deiner ſelbſtbeliebten Huld,
Und eigner Gnade mehr, als meiner Frechheit Schuld.

Hier

(*) Im Jahr 1720.

Hieß dein Befehl doch ſelbſt mich näher rücken,
Und an der Strahlen Gold erquicken.
Was Wunder, daß ſich denn der kalte Neſſelſtaub,
An dem bisher der ferne Fuß geklebet,
Hiervon erhitzt, in friſches Lorbeerlaub
Durch einen kühnen Schuß verwandelt und erhebet;
Daß meiner Muſen blöde Kraft
Erwacht noch einmal ſich zuſammenraft,
Da mein Apollo ſelbſt mir iezt vor Augen ſchwebet. *

Den Preis der Sonne nach dem Schatten eines Kieles meſſen wollen, damit man die lüſterne Sehnſucht vergnüge; ſich an dem Golde der Sonnenſtralen erquicken, mit dem Erfolge, daß der kalte Neſſelſtaub, der an dem Fuße geklebet, davon erhitzet wird, und ſich in Lorbeerlaub verwandelt; das ſind ohne Zweifel nicht nur wunderbare und kühne, ſondern abentheuerliche und unanſtändige Sachen!

Es iſt in dieſem Verfaſſer nichts ſeltenes, daß er einen Monarchen bittet, ſein altes

* Dieſe Zeilen waren in der erſten Auflage des Sittenmahlers ſehr fehlerhaft abgedrückt: Hr. Weichmann hat es in der Vorrede zum II. Th. ſeiner Niederſächſiſchen Poeſie ſorgfältig angemercket; aber das Phöbus damit nicht gehoben, welches nicht in den Druckfehlern, ſondern in den ächten Lesarten beruhet.

altes Firmament als neuer Stern und Sonne zu bemahlen; daß er das Licht von Joſephs Sonnen mit Mortens Flor und Schatten umſpannet; daß er das kälteſte Eis der Hertzen durch einen Stral der Sanftmuth in Furcht und Liebesſchmeltz zerflieſſen läſt; daß er den Cimber frieren läſt, weil der Latier ihm des Landes Titan geraubet hat; daß er den kalten Schnee der Alpen entzündet; daß er die Seide der Zucht und Tugend mit des Kreutzes Hechel kämmet, daß er die Blume Miracfel vor Himmelsluſt brennen läſt.

Ein noch berühmterer Dichter, aus Schleſien, will einem vornehmen Miniſter die Lehre anpreiſen, daß ein rechtſchafener Rath klug, fromm und nützlich ſeyn müſſe. Damit er ſie deſto anſehnlicher mache, ſencket er ſie in ein Galimathias von Gleichniſſen ein:

Wo ein rechter Rath dem zarten Flachſe gleicht,
Der in der Jugend ſchon ſo wie Smaragden grünet,
Mit Himmelsfarbe blüht, vor Sommerhitze bleicht,
Und endlich aller Welt zu weiſſer Leinwand dienet;
So geüſt ihm die Natur zwar Milch und Klugheit ein,
Doch muß ſein Abſehn auch dem Himmel ähnlich ſeyn,
Und lezlich, wie der Flachs im Schooſſe tiefer Erden
Durch hohe Sonne reif, durch Mühe nuzbar werden.

Iſt es nicht eine fortgeſetzte Metapher, die zu einer künſtlichen Allegorie wird? Und kan man nicht mit einigem Rechte davon ſagen, Materiem ſuperabat opus? Folgende Strophe von demſelben Verfaſſer iſt durch den Ueberfluß der Zierrathen, die allzufreygebig darauf gewandt worden, zu einem ziemlich geſchickten Räthſel geworden:

Weil ein ſchwacher Leib auch Fürſtenblut erſtickt,
Nur Eiſen, wie Magnet, und Spreu wie Agtſtein liebet;
Der Selen fetten Kern in enge Schalen ſchiebet;
Ihr abgemeßnes Ziel aus ſeinem Zirckel rückt,
Und alſo Stand und Blut nur Schaucriſtallen gleichen,
An denen jeder Fleck ſich doppelt gröſſer macht,
Wo Leib und Glieder nicht der Seele Dienſte reichen.

Dieſes wird vermuthlich die ſpruchreiche und gelehrte Schreibart ſeyn, welche dieſer Poet in den Schriften des von Lohenſtein ſo ſehr erhebet, und ſo ſorgfältig einſchärfet, daß man ſie mit Opizens heroiſcher, Gryphens beweglicher, und Hofmannswaldaus lieblicher, künſtlich vermiſche, damit man ſo diejenige zuwege bringe, welche die Lateiner den Stylum ſublimem nennen. Er lehret uns dieſes in ſeiner Vorrede zu der Hofmannswaldauiſchen Samml. wo er von dem von Lohen-

ſtein betheurt, daß man in ihm beyſammen finde, was ſich in Opitzen, Flemmingen, Gryphen und Hofmannswaldau nur einzeln zeige; abſonderlich habe er ſich in Sententien, Gleichniſſen, und hohen Erfindungen höchſtglücklich erwieſen. In ſeinem Arminius habe er ſich als einen rechten Poeten gezeigt, ungeachtet die Sonne ſeines Verſtandes dieſes Werck nur eine kurtze Zeit beſchienen hätte, ſo daß es nicht zu ſeiner Reiſe gelanget wäre. Dieſes iſt deſto merckwirdiger, weil Lohenſtein von der Dichtkunſt niemahls ein Handwerck gemacht, weniger davon Aufenthalt zu ſuchen vonnöthen gehabt hat, wie er uns ſelbſt in der Vorrede zu ſeinen poetiſchen Blumen erzehlet.

Wir können es nicht leugnen, Lohenſteins Arminius iſt ein geweihtes und heiliges Buch für diejenigen, welche im Galimathias und Phöbus vortrefflich werden wollen, es iſt werth, daß ſie es in keiner geringern Hochachtung haben, als einer poetiſchen Bibel. Es iſt ſo lehrreich, daß insgemein die Sache ſelbſt, um welche es an einem Orte zu thun iſt, das wenigſte iſt, das man daſelbſt lernet; die Metaphern und Gleichniſſe, worinn ſie verſteckt, und öfters davon erdrücket wird, geben uns

weit

weit mehrere, wichtigere, und unbekanntere Nachrichten, die wir nicht erwarteten, und manchmahl nicht verlangeten zu wiſſen, wenn ſie uns durch dieſe Kunſt des Poeten nicht hinterliſtig beygebracht würden.

Wie gelehrt, wie ſpruchreich / wie lehrreich iſt folgendes; Wie das greiſe Alter durchgehends einem lecken Schiffe und faulen Hauſe ähnlich iſt, alſo läſt ſich von einer zitternden Hand das Steuerruder eines Reiches übel führen, von trieſenden Augen die verborgenen Seeklippen, die abwechſelnden Winde, die fernen Sturmwolcken, die Ungewitter andeutenden Geſtirne, welche niemalen in dem gefährlichen Seebuſen einer Herrſchaft mangeln, nicht erkieſen; auch von tauben Ohren das Gebelle Scyllens und Charybdens nicht beyzeiten hören. Ein allzu alter Fürſt wird gleichſam wieder zum Kinde, er gläubt allen Hofheuchlern, die Bosheit leitet ihn, wie ein kleiner Mohr einen groſſen Elephanten. „ Es ſchien der Verfaſſer wollte uns nur ſagen, wie mißlich die Regierung in der Hand eines alten Regenten ſtühnde, aber er lehret uns noch über dieſes zehn Pflichten eines Steuermannes, und dieſe zwar ſehr ſcharfſinnig à contrario; Nichts

zu ſagen von der hiſtoriſchen Nachricht, daß ein Elephant von einem Mohren geleitet werde.

An einem andern Orte ſteht dieſes: Mächtige Nachbarn, deren Schutzflügel meiſtentheils von Adlersfedern ſind, welche dieſelben, ſo ſie für Gewalt beſchirmen ſollen, ſelbſt zerreiben. „ Eine ſonſt unerhörte Eigenſchaft der Adlers-Feder, die uns hier unvermuthet entdecket wird!

Der Lobredner des Arminius hat folgendes Stücke für ein Muſter der ſcharfſinnigen Gedancken ſeines Helden angeführt:

Wenn ſo viel Zucker wär, als Schnee,
Und ſo viel Bienen als der Fliegen;
Wenn alle Berge Hyblens Klee,
Und des Hymettus Kräuter trügen;
Aus allen Eichen trief ein Honig von Athen,
Und man auf Dörnern nichts als Feigen ſähe ſtehn.
Wenn Milch in allen Strömen flüß,
Und Rebenſaft aus allen Quellen;
Wenn alle Schleen wären ſüß,
Im Meere lauter Nektarwellen,
Wenn nur Jaſminen-Oel der Wolcken Näſſe wär,
Der Monde nichts als Thau von Zimmet flößte her;
Wenn die Geſtirne ſchwizten Saft,
Der Würtz und Balſam überſtiege,

Und

Und dieſer Süſſigkeiten Kraft
In einen Geiſt und Kern gediege,
So würde dieſer doch bey Liebe Wermuth ſeyn,
Denn dieſe zuckert auch das bittre Sterben ein.

Der Poet hat ſich hier als einen rechten Schöpfer erwieſen, indem er uns ein Utopien von Dornenfeigen, Milchſtrömen, ſüſſen Schleen, Nektarwellen, Jaſminregen, Zimmetthau, Sternenſchweiß, &c. erſchaffen hat.

Fert & rubus aſper amomum.

Wir ertrincken ſchier in dieſem Meere von Süſſigkeiten, und räumen dem Poeten von Hertzen gerne ein, daß die Liebe mehrere und andere Süſſigkeiten habe, als dergleichen, wenn er uns nur wieder aus dieſem Schlauraffenlande in unſern natürlichen Grund und Boden verſetzet.

Ich habe einmahl etwas in dieſem Phöbusreichen Geſchmack verſucht, welches noch eine ziemlich glückliche Nachahmung heiſſen kan: Wenn ſo viel Diſtelvögel wären, als Mücken; wenn alle Zweige Canarienvögel hegeten; die Lerchen und die Nachtigallen Felder und Wälder anfülleten; wenn alle Gänſe zu Schwanen würden; wenn der Mond noch ſeine Geſang-

vögel zu dieſen herunter ſchickete; wenn die Sternen ihre Symphonie dazu fügeten; wenn Luiggi und Nicole Arien darunter ſängen; ſo würde doch dieſe Zuſammenſtimmung von Muſik bey dem Geſange des von Lohenſtein ein wildes Geplärre ſeyn, denn dieſer kan die Stöcke einnehmen, und die Klöſſer zum Beyfall bewegen.

Man muß in dieſem Verſuche, wie in dem nachgeahmeten Vorbilde nichts weiter ſuchen, als bloſſe Töne, Schall und Klang. Es gilt davon, was Ovidius von der Echo geſagt hat, Sonus eſt, qui vivit in illâ. Das Leben, die Kraft, die Nerven eines Phöbus beſtehen in dem Schalle.

- - In aëra ſuccus
Corporis omnis abit, vox tantum ac oſſa ſuperſunt.

Wir haben in unſerm Zürich noch vor wenig Jahren einen Gelehrten gehabt, der dem von Lohenſtein an Beleſenheit nichts nachgegeben hatte, und damit ein noch ſo groſſes Buch hätte vollſtopfen können, als der Arminius iſt, wenn ſie ihm eine Bürde geweſen wäre, die ihn auf den Kopf gedrü-

gedrücket, und die er gerne von ſich geworffen hätte, es mögte ſeyn, an was vor einem Orte es wäre. Ich meine den Verfaſſer der Schutzſchrift für die rothen Haare, in welcher die Gelehrſamkeit mit milder Hand ausgeſtreuet iſt, welche aber daſelbſt nicht, wie im Arminius, dem geſunden Verſtande zum Haupt wächſet, ſondern mit Urtheil und Wahl zu einem beſtimmten Endzwecke in Schrancken gefaſſet wird.

Es iſt ſonſt für den Lohenſteiniſchen Geſchmack etwas verdrüßliches, daß der berühmte Poet, der ihn, wie wir oben angezeiget haben, ſo hoch hinaufgeſetzt, und ihn mit ſo groſſer Geſchicklichkeit nachgeahmet hatte, das gantze Lob bey reifern Jahren wieder zurück genommen, und widerrufen, indem er alle unverdaute, unnützliche und verdunckelnde Gelehrſamkeit abgeſchworen hat. Sein Eifer hat ihn dabey dergeſtalt fortgeriſſen, daß er auf ein anderes Extremum gefallen, und eben ſo platt und gemein geſchrieben, als hiebevor gelehrt. Alſo gehet es in der Welt:

S-i dum vitant vitia, in contraria currunt.

Das neun und ſechszigſte Blatt.

Aude aliquid brevibus Gyaris & carcere dignum.
JUVEN.

MAn hat den Herrn von Fontenelle wegen ſeiner Geſpräche der Todten mit allem Rechte gelobet, daß ein jedes von denſelben eine, und nicht mehr, als eine ſonderbare Idee in ſich ſchleuſt, welche, nachdem man ſie eine kurtze Zeit lang erwartet hat, zulezt eröffnet wird. Es ſcheint, daß die Hauptbetrachtung, mit welcher er ein Geſpräche endiget, aus etlichen andern Betrachtungen, die ihr vorhergehen, hervorfalle, und daß er nicht habe umhin gehen können, ſelbige zu machen, ungeachtet in der That das gantze Geſpräche um dieſer Hauptbetrachtung willen geſchrieben iſt.

Meine Todtengeſpräche können ſich dieſer Einheit der Ideen nicht ſonderlich rühmen, ich hoffe doch, daß man mit ihnen zufrieden ſeyn werde, wenn man die verſchiedenen Ideen in einem ſolchen Geſpräche

che einander ſo nahe verwandt ſehen wird, daß wegen dieſer Verwandtſchaft eine gewiſſe, zwar geringere, Art der Einheit darinnen entſteht.

Geſpräche der Todten.

Cartouſche. Romulus.

Cartouſche.

Ich fürchte nicht ohne Urſach, ich habe auf der obern Welt einen ſtinckenden Nahmen hinter mir gelaſſen; der Fluch meiner Mitbürger werde mit demſelben verknüpfet ſeyn. Wenn man einen Beutelfeger, einen Straſſenräuber wird nennen wollen, ſo wird man Cartouſche ſagen.

Romulus.

Das macht, daß du nur halbigt ein Böſewicht geweſen wareſt. Hätteſt du alle Schrancken der Gerechtigkeit und des Mitleidens überſprungen; hätteſt du nicht bloß in dem Staat die Particularen angegriffen, ſondern den Staat ſelbſt in ſeinen Grundgeſetzen erſchüttert, und deinen gewaltthätigen Unternehmungen den ſchönen Anſtrich einer Errettung von der Sclaverey, und dem paſſiven Gehorſam gegeben;

ſo würdeſt du bald einen ſtarcken Anhang bekommen haben, welcher deinen Nahmen in Schutz genommen, und mit Lob und Ruhm auf das herrlichſte ausgezieret hätte. Wer, meineſt du, mögen wohl die belobteſten Stammväter der älteſten Monarchien geweſen ſeyn? Jch will dir nicht wenige derſelben in dieſem Reiche der Todten zeigen, die ſich durch die Gewalt der Waffen zu Monarchen erhoben haben; Frage ſie, ſie werden dir ſelbſt erzehlen, dnrch was vor eine Reihe von Uebelthaten, die ſich nicht bey bloſſen Particularen aufgehalten, ſondern auf Länder und Nationen erſtreckt haben, ſie empor geſtiegen ſind. Frage nur den Cäſar; derſelbe hat ſich das Recht über die Römer zu herrſchen bloß dadurch erworben, daß er den! gröſſern Theil derſelben durch das Schwert zu Grund gerichtet hat. Er hat das Lob und den Beyfall der Nachwelt erhalten, und man nennet ſeinen Nahmen auf Erden bis auf den heutigen Tag mit Ehrfurcht, zumahl weil er ſein Vorhaben ſo glücklich als herzhaft bewerckſtelliget hat; denn das gehört dazu. Catilina hatte eben daſſelbe im Anſchlage gehabt, aber war in der Vollführung ſtecken geblieben, und

und daher allein wird er auch von jedermann mit Abſcheue angeſehen.

Cartouſche.

Wer es ſo weit bringen will, der muß alle Ideen der Gerechtigkeit ſchlechterdings aus dem Sinne geſchlagen haben; ſo weit bin ich nicht gekommen.

Romulus.

Die Gerechtigkeit wäre von den Lobrednern ſchon wieder gefunden, und deinen Thaten zugeſellet worden, wenn du erſt nur auf den Thron geſtiegen wäreſt. Es iſt bey ihnen ein angenommener Satz, daß einer mittelſt der Macht und Gewalt ein rechtmäſſiger Regent werden könne; und wenn er einmahl die Herrſchaft an ſich gebracht hat, durch was vor Wege das mag geſchehen ſeyn, und ob er gleich die Einwilligung dazu allein der Furcht und dem Unvermögen zu dancken hat, daß ſeine Perſon heilig werde, und ohne das Verbrechen wider die Majeſtät und die göttliche Ordnung zu begehen, ihn keiner von denen, die er ihrer Freyheit, ihrer Geſetze, ihrer Güter, ihrer Aemter beraubet hat, zur Straffe fodern, vielweniger angreiffen dürffe. Allein ich ſehe wol, daß du vielmehr um deiner Blödigkeit, als deiner Uebelthaten

willen hingerichtet worden. Aus Klein-hertzigkeit haſt du deine Soldaten alleine gebraucht, Goldbörſen, Taſchenuhren, und Kleinodien, nicht aber Völcker und Länder anzufallen, und freye Staaten zu unterdrücken.

Cartouſche.

Dergleichen Lehrſätze erwartete ich von einem vernünftigen Todten nicht.

Romulus.

Warum nicht? Durch die Beobachtung dieſer Lehrſätze habe ich ſelbſt den Grund zu der römiſchen Herrſchaft geleget, und meine Nachfolger haben ſie ebenfalls mit gutem Vortheil angewendet.

Cartouſche.

Wareſt du nicht eines Königs Sohn? Warum hatteſt du nöthig, dich durch Uebelthaten zu einem Fürſten zu erheben?

Romulus.

Ich war eines Königes Enckel, aber ohne mein Wiſſen, weil ich in meiner Kindheit auf das Feld hingeworffen worden. Mithin wallte das königliche Blut in meinen Adern, und nöthigete mich zum Erobern; ich ſtellte mich an das Haupt der Hirten, unter denen ich lebete, ich ſammelte mir einen Anhang von Landſtreichern,

ern, entlaufenen Sklaven, ungerathenen Söhnen, verarmten Wollüſtlingen; mit dieſem kleinen Heere widerſetzte ich mich dem Landesherren, und brachte ihn in ſeinem Pallaſte ums Leben.

Cartouſche.

Ruchloſer Menſch! Wie entſchuldigeteſt du es, daß du Hand an deinen Fürſten legen dorfteſt?

Romulus.

Ich ſchrie ihn für einen Tyrann aus, der die Geſetze unter die Füſſe getreten hätte, als ob ſie nicht ſo wohl für ihn, als für die Unterthanen gemacht wären.

Cartouche.

Aber wer machte dich zu ſeinem Richter?

Romulus.

Mein Muth, und das Glück, das mein Unternehmen rechtfertigete; das iſt ſchon genug. Ich verſchanzte mich nach dieſem mit meiner Bande von Flüchtlingen und Banditen, wir bauten uns Hütten, und Häuſer, damit wir die Beute von Vieh und Feldfrüchten, die wir in dem Lande machten, dahin in Sicherheit brächten; ich machte aus dieſem Platz eine Fluchtſtätte für alle Böſewichter, die der Juſtitz entflohen waren; das war der Anfang, das

waren die erſten Stammväter der Stadt Rom. Remus, mein Bruder, hatte meine Unternehmungen mit mir getheilt, weil ich aber keinen Gleichen, oder Genoſſen, in dem neuen Staate leiden wollte, fieng ich über eine Kleinigkeit einen Zanck mit ihm an, und ſchlug ihn daß er ſtarb.

Cartouſche.

Iſt es möglich, daß die Begierde zu herrſchen einen Menſchen ſo unſinnig machen, und alle menſchliche Neigung bey ihm unterdrücken kan!

Romulus.

Was du Unſinn nenneſt, das haben meine Soldaten Kennzeichen des Muthes und der Dapferkeit genannt. Es iſt wahr, meine Nachbarn betrachteten es mit andern Augen; Sie wollten mit mir keine Gemeinſchaft haben; Sie weigerten ſich insbeſondere, ihre Töchter an mein zuſammengebrachtes Geſindel zu verheurathen. Dieſes hätte mein Regiment in kurtzer Zeit zu Grund gerichtet. Daher nahm ich eines Tages den Sabinern 683. Jungfrauen weg, welche ich mit kurtzen Ceremonien mit meinen Leuten Beylager halten ließ.

Cartouſche.

Das Maaß der Ungerechtigkeit voll zu machen, mangelte noch ein Menſchenraub.

Romulus.

Sie wurden beym Altare zu Römerinnen;

Nous changions aux autels ces filles en Romaines.

Cartouſche.

Aber was waren dieſe Römerinnen noch anders, als Weiber von Straſſenräubern und Mördern?

Romulus.

Dieſer Jungfrauen-Raub hatte indeſſen die glücklichſte Folge; er endigte ſich mit einer Vereinbarung beyder Nationen. Nach des Tatius Tode bekam ich ſein Reich zu dem meinigen. Ich grif darauf mit Gewalt um mich herum, die Fidenaten, die Camarinen, die von Vejen, muſten mir nach einander gehorſam werden, je die nächſten die erſten.

Cartouſche.

Du ſageſt nicht, was vor Unrecht ſie dir zugefüget haben, daß du ſie mit Kriege überzogen haſt; du führteſt nur Kriege, damit du Weiber, Bürger und Länder bekämeſt.

Romu-

Romulus.

Du unſchuldiger Menſch! Sie thaten mir darinn unrecht, daß ſie ihre Länder und Güter mir nicht gutwillig abtreten, und mir unterthan ſeyn wollten, da ich ihnen doch an Macht überlegen war.

Cartouſche.

Glaubte man zu deiner Zeit, daß Macht und Stärcke ein Recht auf den andern ertheileten?

Romulus.

Das iſt ein Recht, das in der Welt von Alters her beobachtet worden. Die Natur hat es eben damit, daß ſie den einen mehr Stärcke mitgetheilt, als den andern, eingeführt. Sie hat ja damit die ſchwächern den ſtärckern in die Hände geliefert. Dadurch ſind die Thiere den Menſchen unterthan worden, und unter den Thieren herrſchen wieder die mächtigern über die ſchwächern.

Cartouſche.

Ich ſehe in der That, daß ich gegen dir nur ein kleiner Uebelthäter geweſen bin; ſo häßlich vermiſcheſt du alle Begriffe von dem Guten und dem Böſen, dem Recht und dem Unrechte. Ich hielt Maaß und Ziel in meinem Straſſenraub; maſſen ich mich damit begnü-

begnügete, wenn ich den abgedanckten Soldaten, die bey mir Dienſte ſuchten, nachdem mein König ihrer nicht mehr nöthig hatte, den nöthigen Unterhalt ſchaffen konnte. Zu dem Ende drückete ich nur die vollen Schwämme aus, die von fremdem Gute aufgeſchwollen waren. Ich ſtellte nicht Nation gegen Nation ins Feld; ſondern nur Mann gegen Mann; ich bemeiſterte mich keiner Städte, ſondern nur einzeler Häuſer; ich nahm nicht die Freyheit mit dem Gut, und vertheidigte mich vielmehr, als daß ich anfiel.

Romulus.

Ich war von dem Handwercke der Landbezwinger, und wir haben dieſe Vermiſchung des Rechtes und Unrechtes, die du mir vorwirfſt, in unſern Handwercksgebräuchen. Und iſt es nicht genug zu meiner Vertheidigung, daß ich das Glück und die Götter auf meiner Seite gehabt, welche meine gewaltigen Unternehmungen beglücket haben? Erinnere dich, daß Rom aus meinen Unternehmungen entſtanden iſt. Willſt du dem Stifter der Stadt Rom nichts zu gute halten?

Cartouſche.

Es iſt wahr, daß ſie dich und etliche

wenige

wenige Landbezwinger mehr beglückt haben, aber wie viel hundert andere, die ein gleicher Geiſt der Herrſchſucht und der Gewaltthätigkeit beſeſſen hatte, ſind das Opfer ihrer Begierden geworden, und haben das Rad und den Strick mit mir, und andern kleinern und unberühmten Räubern zum Lohne empfangen. Und wiewohl in der obern Welt dein Unternehmen beglückt und ungeſtraft geweſen, ſo biſt du darum der Straffe noch nicht entgangen. Erwarte daß die rächende Hand der Gerechtigkeit dich eines Tages plötzlich ergreiffe, und aus dieſem ſtillen und unempfindlichen Orte in einen Pful voller Feuers und ſiedenden Peches werffe, aus welchem du nimmermehr herausſteigen werdeſt. Da wird dir nichts helffen, daß du den Grund zu dem römiſchen Staate geleget haſt, wie dieſen Staat ſelber nichts helffen wird, daß er ungefehr aus gleichmäſſigen Lehrſätzen die Herrſchaft über Europa und Aſien an ſich geriſſen hat.

Das ſiebenzigſte Blatt.

Humano capiti cervicem pictor equinam
Jungere ſi velit, & varias inducere plumas
Undique collatis membris, ut turpiter atrum
Deſinat in piſcem mulier formoſa ſuperne,
Spectatum admiſſi riſum teneatis amici.
HORAT. A. P.

Man ändert unaufhörlich an der Geſtalt und dem Schnitte der Kleider, ohne daß man einigen ſcheinbaren Vortheil oder Vorzug der neuen Tracht vor der abgeſchafften erblicken könne. Es ſcheint, daß man aus keiner andern Urſache als aus Liebe zur Aenderung ändere. Ich verwundere mich darüber nicht ſonderlich. Es konnte nicht anders ſeyn, nachdem man ſich von dem natürlichen einmahl ſo weit entfernet, und das wahre Maaß der Kleidung, das Verhältniß derſelben mit dem Leibe und den Gliedmaſſen deſſelben, aus den Augen verlohren, und verlaſſen hat. Die Kleidung beſteht heut zu Tage aus ſo vielen überflüſſigen und unnöthigen Aufſätzen, und Gebencken, aus ſo

ſo vielen Stücken, welche kein Gliedmaß oder Theil des Leibes vorſtellen, daß ein Menſch, der ſich nach der Figur und dem Schnitte derſelben eine Vorſtellung von der Geſtalt des Körpers, der damit bedecket wird, machen wollte, ſich das ungeſtaltetſte Ungeheuer vorbilden müßte. Da man nun von dem natürlichen Maaſſe nichts mehr weis, ſo findet die Phantaſie, die von keinen Regeln mehr eingeſchräncket wird, weder Ziel noch Ende; es koſtet ihr ſo viel, ein Stück der Kleidung um eine Falte zu bereichern, oder um einen Aufſchlag zu vergröſſern, als es ihr koſtete, das Kleid auf einmahl aller Falten und aller Aufſchläge zu berauben. Die Aermel werden bald weit, bald enge gemacht, weil man nicht auf die Form der Armen ſieht; die Knöpfe ſind jezo klein, und im folgenden Jahre groß; jezo ſind ſie ganz dichte neben einander geſetzet, einer ſtöſt an den andern an; dann werden ſie ſehr geraume geſetzet, und von einander entfernet; die Flügel der Weſte drohen in dieſem Jahr, daß ſie bis auf den Fuß hinunter ſteigen wollen, und in dem folgenden ziehen ſie ſich ſo ſehr ins kurtze zuſammen, daß ſie kaum mehr die Knie erreichen mögen. Die Phantaſie,

da

da ihr der Zügel gelaſſen wird, ſchweifet von einem eigenſinnigen Einfall zum andern, und weis ſich niemahls zu beruhigen. Wenn man ihre Ausſchweifungen erkennen will, ſo darf man nur die Gebäude der gothiſchen Baukunſt mit den Wercken der griechiſchen alten, und auf ein neues wieder hervorgeholten, Architectur vergleichen, und ſie beyde gegen einander betrachten. In denen gothiſchen Jahrhunderten, wo die Barbarie den guten Geſchmack verdrungen hatte, ward das Ebenmaß der Natur verabſäumet, und aus der Acht gelaſſen, die Gebäude wurden in den ſeltſamſten Figuren aufgeführet, wo rund, oval, und pyramidal, unter einander geworffen, und weder Form noch Maaß behalten ward. Wir wohnen noch heut zu Tage in dieſen gothiſchen Schlöſſern und Thürmen, und wir verrichten den Gottesdienſt in denen Tempeln, die von dieſen phantaſtiſchen Baumeiſtern erbauet worden. Wenn ſie gebauet haben, bey verſtändigen Köpfen bald Gelächter bald Grauſen zu erwecken, ſo haben ſie ihren Endzweck völlig erreicht. Sie haben, wie es ſcheint, die Schönheit eines Gebäudes in ſeiner ungeheuren und klumpigten Schwere

und ſeinen abentheuerlichen Auszierungen geſucht. Nachdem dieſe gothiſche Bauart einmahl von dem Maßſtabe der Natur abgewichen war, führte die ausgetretene Phantaſie ſie ferner von einem Wechſel zum andern, in ſo weit, daß ein jedes Haus, das neu gebauet ward, eine neue Mode in der Figur und der Form aufbracht, welche ſich durch ihre Seltſamkeit beliebt machete. *

Man

* Ich kan mich nicht enthalten hier eine Stelle aus der Conformité des merveilles anciennes avec les modernes auszuſchreiben, wo ſehr lebhafte Stücke von dieſer verkehrten Bauart erzehlt werden: Man kan wohl ſagen, daß ſie ſich in ihren Häuſern gefangen geſetzet, das iſt, daß ſie ihre Häuſer in der Form von Gefängniſſen gebauet haben. Denn da ſie nicht weiter dachten, als wie ſie groſſe und dicke Mauern machen wollten, beraubeten ſie ſich ſelber alles Lichtes und aller Bequemlichkeit, weil es ihnen an Witz fehlte, die Fenſter geſchickt durchzubrechen. Anſtatt ſich geraume zu ſetzen, ſetzeten ſie ſich gantz enge und gedrange, indem ſie viel Löcher oder Neſter für Mäuſe und Ratten macheten; und verſäumten hingegen eine gnugſame Anzahl von bequemen weiten und geraumen Zimmern zu machen. Zu verhüten, daß die Häuſer einander nicht im Lichte ſtühnden, oder daß nicht eines das andere überbauete, davon hatten ſie keine Offenbarung.

Man hat ſich ſeit hundert Jahren und darüber von der gothiſchen Kranckheit zu bauen erholet, man hat das wahre Ebenmaß der Natur wieder gefunden; zugleich hat die beſtändige Aenderung in der Manier zu bauen aufgehöret, die heutigen Gebäude behalten durchgehends einerley Form nach der natürlichen Schönheit. Könnte der verderbte Geſchmack unſerer Europäer in dem Kleidermachen ebenfalls wiederhergeſtellet werden, ſo darff ich gut darfür ſtehen, daß ſich alsdann dieſer ſtete Wechſel der Mode verlieren würde, die Kleidung würde ſich dann nach einem gleichen Modell achten, dieſes würde keiner Veränderung unterworffen ſeyn, und wäre kein anders als der Maaßſtab der Gliedmaſſen des

So gar, was den Ort des Hauſes anlanget, den man mit Zůchten nicht nennen darf, und der doch darinnen nothwendig iſt, haben ſie die Natur auch in der Wahl eines Platzes für denſelben nicht nachgeahmet, denn anſtatt daß dieſe den ſchlechtſten und unangenehmſten Theil des Leibes weit von der Naſe und den Augen entfernt hat, ſo ſetzten ſie hingegen dieſen Theil des Hauſes an einen Ort, wo er jedermann im Geſichte ſtuhnd, und gleichſam Parade machete.

des Menſchen. Ich ſehe das Kleidermachen an, als eine Gattung der Architektur, und den Schneider als einen Baumeiſter. Seine Grundregeln ſind eben dieſelben, welche die Baukunſt zu ihrer Vorſchrift nimmt. Ich habe einen völligen Entwurf eines Lehrgebäudes von der Architektur der Kleidung gemacht, wovon ich den Liebhabern auf gegenwärtigen Blättern einige Nachrichten mittheilen will. Kan ich mir davon nicht ſo groſſen Beyfall verſprechen als die Verbeſſerer der Architektur erlanget haben, ſo wird die Schuld derjenigen ſeyn, welche in Dingen von einer gleichmäſſigen Natur nach ganz verſchiedenen Grundſätzen handeln, und öfters ihre eigenen Grundregeln ins Vergeſſen ſetzen.

In dem Eingange des Werckes wird von dem Urſprunge der Kleidung geredet, meine Sätze davon ſind ungefehr folgende: Man hat gemeiniglich einen falſchen Begriff von dem Urſprung der Kleidung, indem man gläubt, daß ſie erfunden worden, die Blöſſe zu bedecken, und den Leib vor der Kälte, der Hitze, dem Regen, zu beſchirmen. Die Natur ſelbſt hatte für dieſes genugſam geſorget, maſſen ſie dem Menſchen eine Haut gegeben, die eben ſo hart

und

und ſo ſtarck iſt, der Luft und dem Wetter zu widerſtehen, als die Haut der Thiere; dieſelbe iſt von einer Art, daß ſie ſich deſto mehr erhärtet und erſtärcket, je mehr ſie dem Wetter bloßgeſtellt wird. Daß die Haut des menſchlichen Leibes hart und ſtarck genug ſey, den Froſt auszuhalten, können wir bey dem Exempel der alten Einwohner unſers Landes abnehmen, welche unter demſelben kalten und rauhen Himmelsſtriche, wo wir mit aller unſerer Kleidung frieren, halbnacket hereingegangen waren. Und daß der Leib ſich gewöhnen könne, auch die Hitze der Sonnen auszuſtehen, läßt ſich bey denen Nationen erkennen, welche unter den heiſſen Himmelsgegenden ohne Beſchwerde, obgleich ungekleidet, an der Sonne ſitzen, wo ſie am heftigſten brennt. Nach meinem Begriffe iſt das Kleidermachen eine Erfindung der Ehrbegierde, und von derſelben erſonnen worden, den Rang unter den Menſchen anzuzeigen. Als dieſe aus den Wäldern und den Hölen, welche die erſten Wohnungen geweſen, hervor gekrochen, und ſich in Geſellſchaften zuſammengehalten, unterſchieden ſich diejenigen, welche andere an Stärcke und Geſchicklichkeit, an Schön-

heit, Länge, oder Hurtigkeit des Leibes, oder andern Vortheilen übertrafen, mit einem Blumen-Krantz, den ſie in die Haare flochten, oder um den Hals wunden; das war öfters der Preis eines Tantzes, oder eines Geſanges; oder wenn ſie eine mächtigere That verübet, und etwa ein wildes Thier erleget hatten, zogen ſie ihm die Haut ab, und warfen ſie zum Andencken um die Schultern. Mit Anwachs und Zunahme der Geſellſchaften wurden Hütten, dann Häuſer, und endlich Städte gebauet, und man verband ſich mit Geſetzen und bürgerlichen Verfaſſungen. Wer jezo etwas erfunden hatte, das zu mehrer Bequemlichkeit des Lebens dienlich war, machete ſich vor andern ein Anſehen, und legete ſich zu einem Zeichen ſeines Vorzuges ein Stücke von Gewand bey. Der Mantel ward nach dem Model derer Häute wilder Thiere gemachet, die man zuvor um die Schultern geworffen hatte, und wie die Ehrbegierde mit der Verfaſſung der Policey je mehr und mehr zunahm, ſo kamen ſo viele Zeichen der Würde und des Ranges auf, daß endlich ein jedes Gliedmaß ſein beſonderes Stücke Kleidung erhielt, und der gantze Leib zugedecket ward. Die-

ſes war der einfältige Urſprung der Klei- der; die Gewohnheit den Leib damit zu be- decken, machete dieſelben mit der Zeit, in- dem ſie die Leiber verzärtelte, ſo nothwen- dig, daß man ihrer nicht mehr entbehren konnte.

Nach dieſer Art von Vorrede werden drey Haupteigenſchaften beſchrieben, die zu dem Gebäude der Kleidung erfordert wer- den, und dieſes ſind eben dieſelben, welche zu den Gebäuden von Holtz und Stein auch gehören; nemlich die Stärcke / die Bequemlichkeit / und die Schönheit; Eine jede von dieſen Eigenſchaften bekömmt eine abſonderliche Abhandlung von etlichen Abſchnitten.

I. Die Stärcke des Gewandes entſte- het von der Wahl des Stoſes, von der Zuſammennähung deſſelben / und von der Art der Naht. Von dieſen Sachen wird in etlichen Abſchnitten geredet, und mit allem Fleiſſe unterſuchet, welches Gewebe das dauerhafteſte ſey, was vor Bänder, Knöpfe, Faden, die ſtärckſten ſeyn, wel- che Art der Naht die ſicherſte ſey. Hier wird auch ein Abſchnitt von den Futtern kommen.

II. Die Bequemlichkeit beſteht (a) darinnen, daß der freye Gebrauch der Gliedmaſſen durch nichts gehindert werde. Dieſer Zweck wird erhalten, wenn ein jedes Stücke der Kleidung ein genaues Verhältniß mit dem Leibe hat, und ſich recht an denſelben ſchließt. Wenn auch ein Stücke allemahl auf das andere paſſet, und damit eine genaue Einförmigkeit ausmacht. In dieſer Abtheilung iſt ein langer Abſchnitt von dem Ebenmaſſe und dem Verhältniſſe der Theile. Man beſtimmet, wie genau es ſich zwiſchen dem Leib und den Stücken der Kleidung befinden müſſe, nämlich ſo genau, daß man nach den Kleidern eines Menſchen mit Gewißheit auf ſeine Länge oder Kürtze, ſeine fette oder magere Geſtalt, ſchlieſſen, und aus einem jeden beſondern Stücke der Kleidung die Form und Figur des Theiles, den es an dem Leibe bedecket, abnehmen könne; nicht anders, als in der gemeinen Architektur ſich bey dem Diameter oder dem Umfange einer Säule abnehmen läßt, wie groß ein Tempel ſey; und wie nach der Gröſſe eines einzigen Gliedmaſſes des Menſchen die Gröſſe aller übrigen Gliedmaſſen und des gantzen Leibes ausgerech-

net werden kan; wo zum Ex. die Länge des Fuſſes den ſechsten Theil von der Höhe eines Menſchen, der Ellebogen den vierten Theil, der Kopf von dem unterſten Ende des Kinnes bis zu der Scheitel des Haupts gemeſſen den ſiebenden Theil, ausmachet. Wenn die Kleidung und der Leib in einem ſolchen Ebenmaſſe des Verhältniſſes ſtehen, ſo laſſen die Gliedmaſſen ſich mit eben derſelben Freyheit und Leichtigkeit bewegen, als wenn ſie unbedecket wären. Hier werde ich Gelegenheit haben, über das Ueberflüſſige und das Unbequeme in der Kleidung zu lachen. Einige Vorſtellungen der ſeltſamen Figuren, in welche die Leute, ſo mit dergleichen abentheuerlichen Kleidungen eingewickelt ſind, verſtellt werden, können dieſen truckenen Inhalt auf eine angenehme Art beleben und erluſtigen. Ich darf nicht fürchten, daß mein Gelächter ſündlich oder ungerecht ſeyn werde, weil es auf ſolche fällt, die ſich vermeſſen, die ſchöne Geſtalt, ſo der Schöpfer gemacht hat, zu verbeſſern, und Flügel, Aufſchläge, und Falten, daran zu hängen, welche er ihnen von Fleiſch oder Bein verfertiget haben würde, wenn er es für nöthig oder bequeme befunden hätte. Ich werde darum nicht

vergeſſen, die ungeheuren Figuren, welche bey uns eine Frauensperſon im Kirchengewande, und ein Mann in der Staatskleidung machet, nach der Wahrheit abzuſchildern. Eine Frau hat einen vielekigten Thurm von Leinen nach der gothiſchen Bauart auf dem Haupte zugeſpitzet, Haar, Stirne, Wangen, Mund und Kinn ſind darinnen verhüllet, und nur die Augen und ein wenig von der Naſe gucken aus demſelben hervor. Nach der Bildung der Ermel zu urtheilen, ſind die Arme dieſer Schönen nichts weniger als gedrehet, und die Axeln ſind zum Tragen ſchwerer Laſten geſtaltet. Mit ihr gehet ein Mann, der die Form eines grünen Glarner-Käſes unter dem Arme trägt, er ſetzet ſie auf ein Geſträuche von Haaren, die nicht auf ſeiner Scheitel gewachſen ſind; um den Hals hat er die Figur eines Mühleſteines geſchloſſen, die in eitel Falten gekrauſt iſt, von einem Umfange, daß ihm die Ausſicht auf alle ſeine Gliedmaſſen verſperret iſt. Von ſeinem Rocke hangen an beyden Hüften ausgeſpreitete Flügel hinunter, über den Rock hat er noch einen Mantel geſchlagen; ſeine Kleidung wägt ein Drittel ſo viel als der gantze Leib. Es würde ihm übel gelingen,

in

in dieſem Gewand eine Maillekugel zu ſchlagen, Holtz zu ſpalten, oder nur eine Menuet zu tantzen. Auch ſieht man nicht, daß die Leute, die ſolche Kleider tragen, ſich mit dieſer Art Geſchäfte ermüden, ſie geben ſich in denſelben keine weitere Bewegung, als daß ſie durch die Gaſſen gehen, die Treppe hinauf ſteigen, und ſich in einen Seſſel pflantzen. Dergleichen Züge mehr werden in dieſem Abſchnitte vorkommen. Von den Falten und den Aufſchlägen wird nöthig ſeyn, eigene Artickel zu verfaſſen. Ich vergeſſe nicht, daß die Spaniſche Mannskleidung unter allen andern das Verhältniß mit den Gliedmaſſen am ſorgfältigſten in Acht nimmt.

Die Bequemlichkeit der Kleidung wird (b) auch darinnen gefunden, daß die Kleider alſo gemacht ſeyn, damit man nicht viele Zeit und Mühe zubringen müſſe, ſich anzukleiden, und wieder auszuziehen. Sie müſſen deßwegen aus wenigen Stücken beſtehen. Die eingeführte Mode iſt etwas thörigtes, nach welcher man für ein jegliches Gliedmaß ein beſonderes Kleid brauchet; denn was ich mit einem Stücke verrichten kan, das verrichte ich vergebens mit vie-

vielen. Aus dieſer Urſache werden hier die Japaniſchen Nachtröcke angeprieſen.

III. Die dritte und letzte Abtheilung handelt von der Schönheit der Kleidung. Dieſe entſtehet zum Theil von eben dieſer oben belobten Uebereinſtimmung der Kleidung und aller Stücke derſelben mit dem Leibe, zum Theile von dem Stofe, der dazu gebraucht wird. Daher wird dieſe Abtheilung in zween Abſchnitte geſondert. In dem erſten wird die Schönheit des Ebenmaſſes durch folgenden Gegenſatz erhoben: Was die Scheide dem Degen iſt, das iſt das Kleid in Anſehung des menſchlichen Leibes. Ein Menſch, der ſeinen Leib in ſolche abentheuerliche und verhinderliche Kleider gefangen ſtecket, machet ſich dadurch eben ſo lächerlich, als einer ſeyn würde, der ſeinen Degen in ein Futter verhüllete, welches in mancherley Falten gekrauſt wäre, und Aufſchläge hätte. Der andere Abſchnitt enthält in ſich unterſchiedene ſeltene Anmerckungen von den kunſtreicheſten Arten von Gewebe, von dem Wircken, dem Sticken, dem Nähen, den Bändern und Schärpen ꝛc. und dergleichen. Ich werde von den Spitzen, desglei-

gleichen von den Franzen, wenig gutes ſagen können.

Zuletzt ſoll eine Vergleichung zwiſchen den Zierrathen, die man an unſerer heutigen Kleidung erblicket, und denjenigen gemachet werden, welche man in den alten gothiſchen Gebäuden wahrnehmen kan; wo es ſehr gewöhnlich iſt, daß man Pfeiler antrift, die nichts tragen, oder unterſtüzen, Saulen, derer Fuß ſchmäler iſt, als der Leib, ſo darauf ruhet, einen groſſen Umfang ohne geraumen Platz, Ründungen, die ſich in den Winckeln verlieren. Das Werck ſoll mit der Anmerckung beendiget werden, daß in eben denen Jahrhunderten, in welchen die Architektur der Wohnungen und Häuſer ſo groteske geweſen war, die Bauart der Kleidung nichtsdeſtoweniger ſich in einem beſſern Zuſtande befunden habe, als ſie heutiges Tages geſehen wird, zu einer Zeit, da der gute Geſchmack in der erſtern wieder hergeſtellet iſt. Ich habe gothiſche Bruſtbilder geſehen, da ein enges Kamiſol auf dem Leibe gantz genau anſchloß, welches die Gliedmaſſen in ihrer wahren Geſtalt abdruckete; der Aermel war mit kleinen Knöpfgen zugeſchnürt, Hoſen und Strümpfe waren

nur ein Stücke, und man ſah auf dem gantzen Kleide keine einzige Falte.

Das ein und ſiebenzigſte Blatt.

Φίλος γὰρ φίλῳ συμπονῶν αὐτῷ πονεῖ.
Gnom. Divers.

MAn hat jederzeit das Capitel von der Freundſchaft für eines der wichtigſten angeſehen, darüber uns die Morale Unterrichte giebt. Die Sittenlehrer reden überhaupt davon, als von einer Sache, die den Menſchen entweder glückſelig machet, oder in das äuſſerſte Elend ſtürtzet; ſie kommen ſämtlich darinnen überein, daß ſie lehren, der Tugendhafte ſey allein geſchickt eine wahre Freundſchaft einzugehen; und die Pflichten, die ſie einem ſolchen vorſchreiben, wollen in dem Grunde nichts anders ſagen, als: Befleiſſe dich tugendhaft zu ſeyn. Der nach ihrer Beſchreibung den Nahmen eines wahren Freundes verdienet, dem können mit Recht alle diejenigen Ehrentitel beygeleget werden, welche vormahls die Stoer ihrem erdich-

erdichteten Weiſen geſchencket haben. Ich kan ſagen, daß er ein guter Bürger, ein kluger Philoſophe, und ein vollkommen Tugendhafter ſey. Sie nehmen Tugend und Freundſchaft für eines, und ſie glauben, daß dieſelben unzertrennlich mit einander verknüpfet ſeyn. Dieſe Lehre hat ihre Abkunſt von der Philoſophie der Stoer, welche in ihren Lehrſätzen von den Sitten die Fähigkeit der ſchwachen Menſchen durchaus aus der Acht gelaſſen, und allein den luſtigen Jdeen ihrer Einbildungskraft nachgehänget haben. Ich habe in einem vorhergehenden Blatt meine Urſachen geſagt, warum ich in Beſchreibung der Freundſchaft dieſe gemeine Lehre der Moraliſten verlaſſen habe. Diesmahl will ich die Aufführung eines Freundes nach allen ihren Theilen in kurtzen Maximen vor die Augen mahlen, und die Begriffe von der Freundſchaft deutlich aus einander ſetzen.

Weil die Beſchreibung der Freundſchaft die Quelle iſt, daraus die Pflichten der Freunde hergeleitet werden müſſen, ſo könnet ihr leicht ermeſſen, daß mein Syſtem von dem gemeinen abgehet, nachdem ich die alte Beſchreibung derſelben habe fahren laſſen.

Ich

Jch nenne Freundſchaft, eine Verbindung zweyer, dreyer, oder mehrer Perſonen, die einander gewogen ſind; welche Gewogenheit von einem abwechſelnden Ergetzen geſtiftet und ernehret wird, das einer aus dem Umgange des andern ſchöpfen kan.

Die Begriffe der Leute von dem Gegenſtande des Ergetzens ſind ſo unterſchieden, als ihre Meinungen, Vorurtheile, Neigungen, ꝛc. welche die Auferziehung bey ihnen gebohren hat. Was den einen ergetzet, das macht einem andern Verdruß. Die Complimente, die Reverentzen, die Wortſpiele, die Zotten, die groben Lügen, ꝛc. haben ungleiche Wirckungen über ungleiche Gemüther; die einen haben Freude und Vergnügen daran, da andre ſie ohne Bewegung, und einige mit Verdruß anhören.

Der Menſch kan nichts lieben, das ſich ſeiner Einbildungskraft als häßlich vorſtellet, und er wird allein von demjenigen eingenommen, das ihn ſchön düncket; da nun die Begriffe von der Schönheit bey den wenigſten einerley ſind, ſo iſt es klar, daß ſich ihre Liebe auf ungleiche Sachen richten muß. Eben dasjenige, was ihr an einer Perſon als häßlich und laſterhaft ausſetzet, wird ein anderer an ihr als ſchön

und

und liebenswirdig hochſchätzen und bewundern. Der Laſterhafte hält ſo viel auf dem Laſter, als immer der Fromme auf der Tugend, weil er das Laſter für die Tugend nimmt, und eine böſe That in dem Wahne verübet, daß er etwas nützliches verrichte. Daher kan die Freundſchaft zwiſchen jenen ſo feſt ſeyn, als bey dieſen.

Ein jeder ſuchet ſolche Freunde, die geſchickt ſind ihm Freude zu machen. Der ſeine Freude im Eſſen ſuchet, wird geneigt ſeyn mit einem Wollüſtigen und Verſchwenderiſchen Freundſchaft zu machen; der Filtzige ſehnet ſich nach einem freygebigen Reichen, und der Schmeichler kan die Freundſchaft eines Stoltzen leicht erhalten.

Der Menſch ſuchet ſeine Beluſtigung in unterſchiedenen Sachen, und darum kan er auch unterſchiedene Freunde haben; als, die Tafel-Freunde, die Spiel-Freunde, die Luſt-Freunde, die gelehrten Freunde, die tugendhaften Freunde, ꝛc. Der mir die wichtigſten Arten Vergnügens machet, den halte ich für meinen beſten Freund.

Da die Leute ſich mehrmahls an närriſchen und unvernünftigen Sachen ergetzen,

und hiemit auch diejenigen Perſonen am meiſten lieben, bey denen ſolche zu finden ſind, ſo ſollte ich ihnen einige Lectionen geben; ich werde es auch in einem eigenen Blatte thun, und erweiſen, daß allein die Tugend eine wahre Freude genieſſen laſſe.

Diesmahlen gebe ich ihnen nur dieſes zu bedencken, daß man einen Menſchen am ſicherſten und gründlichſten aus ſeinen Freunden könne kennen lernen, und daß derjenige, der ſich zu übelberüchtigten Leuten geſellet, alſofort ſeinen guten Nahmen und ſeinen Credit verliere, welche die Stützen des zeitlichen Glückes ſind.

Die Regeln, die ich auf obige Sätze vorſchreibe, ſind ſehr wenige, und beſtehen in folgendem: Daß du erſtlich denjenigen, den du deiner Liebe wirdig achteſt, zum Voraus eigentlich kennen lerneſt, damit du wiſſeſt von welcher Natur dasjenige Ergetzen ſey, welches tüchtig iſt, dir ſeine Liebe und Gewogenheit zu erwerben. Es iſt unſtreitig, daß einer ſich von dem Herzen eines andern, den er kennet, leicht Meiſter machen kan. Darnach ſollſt du es an nichts ermangeln laſſen, ſeine Gewogenheit durch Sachen, die bequem ſind ihn munter zu machen, zu unterhalten und zu ernehren. Der groſ-

ſe Alexander iſt ein Beyſpiel eines klugen Freundes, er bemerckete, daß Craterus und Hephäſtion das beſte Hertz gegen ihn trügen, er entdeckete insbeſondere, daß Craterus ihn liebete als ſeinen König, und Hephäſtion als den Alexander; und er belohnete auch beyde, für ihre Gewogenheit, einen jedweden auf den Fuß, wie er ihn kennen gelernet: Den Craterus erhub er zu Ehren, und den Hephäſtion nahm er in ſeine geheimeſte Freundſchaft auf. Die Freundſchaft hat ein Ende, ſo bald das Ergetzen entzogen wird, welches einer aus des andern Umgang ſchöpfete.

Es giebt gewiſſe Sachen, die über die meiſten Gemüther eine gleiche Wirckung haben; und dem Menſchen überhaupt Freude machen können. Das Geld hat eine verborgene Kraft uns die Gemüther der Leute verbindlich zu machen. Der Reiche, der ſein Gold und Silber mit milder Hand unter die Leute ausſtreuet, wird zu keiner Zeit Mangel an Freunden haben, ſo lange dieſes Ergetzen dauret; Maſſen alle andere Freuden, die den Leib angeben, für bares Geld feil ſtehen. Der aufgeräumte Kopf, und eine verbindliche Höflichkeit, ſind gleichfalls ein Mittel, bey andern eine Lie-

be und Gewogenheit für uns zu erhalten: Allein was dieſe noch weit hinter ſich läßt, iſt ein redliches Hertze.

Die Freundſchaft, welche ſich auf die Freuden des Leibes gründet, iſt bey weitem nicht von der Beſtändigkeit, als die, welche das Ergetzen des Geiſtes oder der Seele zum Grunde hat; inmaſſen die ſinnlichen Freuden nur von den Glückes-Gütern, welche einer beſtändigen Veränderung unterworffen ſind, erwecket werden. Der Reichthum, die Ehre, die Schönheit, ꝛc. verwechſeln faſt alle Tage ihren Sitz; da die Klugheit, die Freude, und die Redlichkeit, dich in das Unglück ſelbſt begleiten.

Die Freygebigkeit gegen andre Leute iſt das ſicherſte Mittel die Unbeſtändigkeit der Glückes-Güter zu beſtreiten. Haſt du dir durch deine Mildigkeit Freunde gemachet, ſo kanſt du verſichert ſeyn, daß du in deinem Unglück Schutz finden werdeſt. Martialis hat in ſeinem fünften B. hiervon eine ſchöne Aufſchrift:

Ein Dieb kan dir das Geld aus deinem Kaſten bringen;
Ein ſchnelles Feuer kan dir Haus und Hof verſchlingen;
Ein böſer Schuldner ſtiehlt dir Hauptgut und Gewinn;
Ein Mißwachs führet dir des Ackers Hofnung hin;

Der Amtmann kan dein Gut mit huren wol verpraſſen,
Ein Sturmwind Schiff und Waar Meerunter gehen laſſen.
Was Freunden wird verehrt, kan frey von Unglück ſeyn,
Und was du weggeſchenckt, das bleibet dir allein.

Opitz.

Wer ſich Mühe giebt ſeinen Freunden zu gefallen, und ihnen Freude zu machen, der kan ſich verſprechen, er werde reichlich dafür belohnet werden; eigentlich zu reden iſt es nicht ſein Freund, dem er Gutes thut, ſondern er iſt es ſelbſt, dem der meiſte Nutzen davon zuwächſt. Die Menſchen ſchencken nicht ſo leicht einem andern was wichtiges ohne Urſachen; der einem andern Dienſte leiſtet, thut es alleine darum/ weil er entweder in der Hoffnung oder in der That ein gewiſſes Ergetzen von ihm empfängt. Diejenigen, welche ſich rühmen, daß ſie vieles ihren Freunden zu gefallen thun, ſagen in dem Grunde nichts anders, als daß ſie ſich ſelbſten mächtig lieben; und wenn ihr die Redensart, ſeinen eigenen Nutzen eines andern ſeinem nachſetzen, nach dieſer Maxime unterſuchet, ſo werdet ihr finden, daß der Verſtand davon dieſer iſt: Ein kleines Ergetzen, das man unmittelbar genieſſen könte, fahren

laſſen, in der Hoffnung ein gröſſeres dafür zu erhalten.

Der über die Treuloſigkeit ſeiner Freunde klaget, der beſchuldiget ſich ſelbſt; maſſen der Grund aller Freundſchaft ein zu beiden Theilen gegebenes und empfangenes Ergetzen iſt; ſo lange daſſelbe dauert, ſo lange dauert auch die Freundſchaft: Und der einem andern ewige Treue zuſaget, der kennet die menſchliche Natur nicht, und verſpricht mehr, als er leiſten kan.

Die Fabel von dem Wieſelchen und dem Mann läſt ſich ſehr wohl bey dieſer Materie anbringen. Ein Wieſelchen ward von einem Mann gefangen, und bat ihn, daß er ihm das Leben ſchencken wollte: Wollet ihr keine Betrachtung für meine Dienſte haben, ſagte es, wie viel Jahre habe ich ſchon euer Hauß vor den ſchädlichen Mäuſen ſicher bewahret? Er antwortete darauf, wenn du es um meines Nutzens wegen gethan hätteſt, ſo wollte ich dir dancken, und dir die Freyheit wieder geben, aber weil du für dich ſelbſt gearbeitet, damit dir die Brocken blieben, welche ſie wegtragen, und damit du auch ſie ſelbſt zu deiner Speiſe gebrauchteſt, ſo bringeſt du mir umſonſt einen Dienſt in die Rechnung, den du mir nicht

nicht gethan haſt. Mit dieſen Worten faſſete er den Streich, und ſchlug es todt.

Das zwey und ſiebenzigſte Blatt.

Weil doch ein Weibesbild
Wird für ein Menſch gezehlet
Und auch nicht minder gilt.
Wer anders ſchon will ſagen,
Der kennt ſich ſelber nicht,
Denn Menſchen Menſchen tragen
An dieſes Tageslicht.

Opitz im erſten B. P. W.

Mein Herr!

Ich habe mich lange nicht entſchlieſſen können, euch mein ehhaftes Anliegen zu entdecken, weil ich fürchten muß, daß ein ſo junger Mann, wie vermuthlich ihr ſeyd, in einer ſolchen wichtigen Sache nicht zulängliche Erfahrung beſitze. Ich will es auf Gerathe wohl thun; aber mit dem Bedinge, daß ihr meinen Brief bey euch ſelbſt behaltet, woferne ihr über den Artickel der Ehe keine eigene Erfahrung habet. Es iſt zwar ſon-

ſten wahr, daß ein Zuſeher in einem Spie-
le die Fehler öfter einſiehet, als diejeni-
gen, die es angehet, aber mit Eheſtands-
ſachen hat es eine andere Beſchaffenheit,
und wer gründlich davon urtheilen will,
muß etwas mehr als eine bloſſe Theorie
haben. Claudia, eine vollkommene Schön-
heit, befand ſich in einer Geſellſchaft, der
ich die Ehre hatte beyzuwohnen. Ihre
ändernde Stellungen, ihre mit ſittſamem
Ernſt vermiſchte Liebkoſungen, ihr Reitz,
brachten mich augenblicks um die Freyheit;
ſie waren Feſſeln, die droheten, mich zu
ihrem ewigen Sclaven zu machen. Ihre
Blicke dünckten mich ſo brennend, als der
Sonnen, und vermögend ein ſteinernes
Hertz zu ſchmeltzen. Ihr Athem kam mir
wohlriechender vor, als alle Specereyen
aus Ceylan. Wenn ich den Schnee mit
ihren Händen verglich, ſo ſchien er mir
ſchwartz, wie Dinte. Ich ſahe auf ihren
Lippen Roſen blühen, welchen die Koral-
len an Farbe weichen mußten. Ein jeder
Zahn war ein Demant. Ihre Geſpräche
erfülleten mein Hertz mit einer Freude, die
ich mit keiner andern mir bekannten ver-
gleichen kan; und ihre Vorrückungen nah-
men mir den Muth und den Willen mich

zu vertheidigen. Ihre bloſſen Wincke ſchrieben mir Geſetze vor, und ich war bemühet, ihrem Willen ſelbſt vorzukommen. Mancher hat keine gröſſere Furcht für dem Himmel, als ich für dieſe Dame hatte.

Alleine es iſt unmöglich, daß ich eine ſo vortreffliche Idee, als ich von dieſer Perſon im Kopfe hatte, vollkommen ausdrücken könne. Ihr habet in einem eurer Blätter die magiſchen Wirckungen der zauberiſchen Schönen beſchrieben, aber ich kan euch verſichern, daß ihrs nicht mit dem erforderten Nachdrucke gethan habet. Eure Metaphern allda kommen den Empfindungen, welche Claudiens Reizungen bey mir verurſachten, nicht bey. Der hohe Begriff von dieſer ungemeinen Schönheit gebahr unmittelbar das Verlangen bey mir, ſie für eigen zu beſitzen, und ich konte nicht gedencken, daß ich würde vonnöthen haben, andere Wünſche mehr zu thun, wenn mir nur dieſer eintzige gewähret würde. Ich ſetzete das äuſſerſte daran, bis ich ſie erlanget hatte. Jetzo ſind vierzehn Wochen verlauffen, daß ich mit Claudien im Ehſtand lebe. Aber ach welche Glücks-Verkehr brachte mir die Ehe! Meine Ehr-

furcht ward von dem erſten Tage derſelben geringer. Nunmehr iſt ſie auf dem unterſten Grade. Ich kan mir jetzo kaum ſelbſt mehr glauben, daß ich droben die Wahrheit geredet habe. Ich beſchweere euch derowegen bey alle demjenigen, was ihr liebet, daß ihr euch nicht beſchwert findet, mir anzuzeigen, durch was für Mittel ich die Hochachtung wieder zurückholen könne, welche ich für mein Liebſte gehabt habe, als wir noch unverbunden waren. Iſt dieſes nicht mehr möglich, ſo erleichtert mein Elend zum wenigſten durch euer aufrichtiges Mitleiden mit dem unglückſeligen

Manneß.

Weil dieſer unglückliche Ehmann das Mißtrauen, das er in meine Wiſſenſchaft in Eheſachen ſetzet, nicht undeutlich zu verſtehen giebt, ſo habe ich die Antwort auf ſein Anliegen nicht auf mich alleine nehmen wollen. Eine von meinen gelehrten Freundinnen hat mir, nachdem ich ſie mit Fleiſſe um ihren Rath gebethen, zur Antwort folgende Geſchichte ſamt etlichen Anmerckungen, welche ich unter meine eigenen eingemiſchet habe, eingeſandt.

Ein

Ein Mahler machete das Bildniß des Hymens, des Gottes der Ehe, für einen verlobten Jüngling. Ihr müſſet ihn, ſagte der verliebte Bräutigam zu ihm, mit allen Gratien und Annehmlichkeiten ausrüſten. Erinnert euch vor allen Dingen, daß Hymen ſchöner ſeyn muß, als Adon; ſeine Fackel muß ein helleres Licht von ſich ſchieſſen als Cupidons. Kurtz, wendet die höchſten Kräfte der Einbildung daran; je mehr Lieblichkeiten das Conterfeit haben wird, deſto reichere Bezahlung ſoll folgen. Der Mahler drückete durch ſeinen Pinſel dieſe Ideen vollkommen aus, und bracht ihm das Bildniß den Abend vor der Hochzeit-Nacht. Aber der Bräutigam fand es von der Einbildung, welche er von dem Hymen hatte, noch allzu weit entfehrnet. Es fehlet dieſer Figur, ſagte er, an einem gewiſſen freudigen Weſen, ich weiß nicht an was für einer Annehmlichkeit, an einer Menge unnennbarer Reitzungen. Dieſes iſt nicht die Idee, die ich mir vom Hymen mache. Ihr habet ihm eine mittelmäſſige Schönheit gegeben, ihr müſſet darum mit einer mittelmäſſigen Bezahlung verlieb nehmen. Der Mahler, der einen ſo geſunden Verſtand, als eine lebhafte Einbildungskraft, hatte,

wußte

wußte ſich im Augenblick darein zu finden. Ihr habet recht, ſagte er zu ihm, daß euch die Schönheit meines Conterfeits nicht vollkommen dünckt; es iſt noch nicht trucken; dieſes Angeſicht iſt zu wäſſerig; die Wahrheit aufrichtig zu bekennen, ich miſche die Farben auf eine Manier, daß meine Gemählde in den erſten Tagen nichts ſcheinen. Ich will euch dieſes Bild nach etlichen Monaten wieder bringen, und dann werdet ihr mirs bezahlen, nach dem es ſchön iſt, ich bin verſichert, daß es euch gantz anderſt düncken wird. Er nahm hiermit ſein Werck wieder zurück. Der Liebhaber hielt den folgenden Tag Beylager; und etliche Monate verlieffen, eh der Mahler wiederkam. Endlich brachte er das Conterfeit wieder. Der neue Ehemann verwunderte ſich, als er es ſahe. Ihr habet nicht vergebens verſprochen, ſagte er, daß die Zeit euer Gemählde würde ſchöner machen; welcher Unterſcheid! Ich kenne es nicht mehr! Ich bewundere die Aenderung, welche die Zeit an euern Farben gemachet hat, aber ich bewundere noch mehr eure Geſchicklichkeit. Indeſſen kan ich mich nicht entſehen euch zu ſagen, daß dieſes Angeſicht ein wenig zu lebhaft iſt, und daß die

Augen

Augen ein wenig zu munter ſind, denn es iſt gewiß, daß Cupidon mehr Feuer haben muß, als Hymen; der Hymen hat eine ernſthaftere Geſtalt. Die Gebehrden eu- ers Gemähldes legen zu groſſe Frölichkeit an den Tag; ſie ſind zu ungezwungen; ihr habet ihm eine gewiſſe Zierlichkeit in dem Schmuck gegeben, den Hymen nicht hat . . Kurtz, dieſes iſt nicht derſelbe. Gar gut mein Herr, fieng der Mahler an, was ich zuvor geſehen habe, iſt begegnet. Der Hymen iſt jezund in eurer Einbildung min- der ſchön als in meinem Bilde. Vor drey Monathen war das Gegentheil. Nicht mein Gemählde ſondern eure Idee hat ſich ver- ändert, damahls waret ihr ein Buhler, jezt ſeyd ihr ein Ehmann. Ich verſtehe euch, unterbrach der Ehmann; es iſt genug ge- redet; die Annehmlichkeit euers Conterfeits übertrifft die Einbildung, die ich mir davon gemachet; es iſt billig daß auch die Bezah- lung eure Einbildung überſteige. Hier ha- bet ihr einen Beutel, der doppelt ſo viel hält, als ihr hoffen könnet. Nehmet ihn hin, und gebet mir das Gemählde. Nein, mein Herr, nein, erwiederte der Mahler, ich gebe es euch nicht; aber ich will euch ein anders verfertigen, das zugleich den

Buhlern und den Ehemännern gefalle. Er machte in der That ein ander Conterfeit, bey welchem er ſich gewiſſer Regeln der Optick und der Perſpectiv ſo kunſtreich bediente, daß das Bildniß des Hymens allen, die ihn in der Ferne anſahen, überaus liebreitzend vorkam, aber in der Nähe war er nichts dergleichen. Er ſtellte ihn auf ein hohes Geſimſe an das Ende einer luſtigen Gallerie. Zu demſelben konte man durch etliche Stafeln hinaufſteigen, unter ſolchen war der reitzende Geſichtspunkt; aber ſo bald man den erſten Tritt gethan, war der Liebreitz verſchwunden.

Manneß hat eine Menge Nachfolger, die plötzlich von einer äuſſerſten Ehrfurcht, die ſie für eine Dame haben, zu einer äuſſerſten Verachtung eben derſelben ſchreiten; ohne daß ſich indeſſen einige andere Veränderung an dieſer Perſon ſpüren laſſe, als dieſe, daß ſie zuvor frey geweſen, hernach aber durch die Eh verbunden worden. Die Frauensperſonen ſind, überhaupt zu reden, eben dieſelben, nachdem ſie verheurathet ſind, welche ſie waren, als ihnen noch der Titel der Gebieterinnen beygeleget ward. Sie verändern ſich nicht, aber die Männer ſehen ſie nach der Hochzeit in einem

andern

andern Geſichtspunkt an. Vor der Verlobung begeben ſie ſich nicht nur der Hoheit, welche ſie ſich über das weibliche Geſchlecht anmaſſen, ſondern machen ſich gar zu den Sclaven ihrer Schönen; ſie verehren ſie als Göttinnen, die von einer edlern Natur ſind, als ſie ſelbſt, und die keinen menſchlichen Schwachheiten unterworffen ſind: Hernach, wenn ſie ihre Frauen bey der Vertraulichkeit des Eheſtandes näher angeſchauet, ſuchen ſie das vermeinte Vorrecht des männlichen Geſchlechtes wieder hervor, und wollen es behaupten. Sie ſtoſſen die Canoniſation ihrer Göttinnen, die doch ihr eigenes Werck war, wieder um, und wollen zugleich Herr und Gemahl ſeyn. Beyde mahl ohne Recht; zuvor waren ihre Buhlſchaften keine Engel, jezt ſind ihre Frauen auch keine Dienerinnen.

Was iſt denn hier zu rathen? Nichts anders, als daß Manneß und andere ſeines gleichen ihren Wahn von einem Recht, das ſie kraft ihres männlichen Geſchlechtes über ihre Frauen zu haben vermeinen, welches Rechtes ſie ſich vor der Hochzeit begeben hatten, und worauf ſie nachgehends wieder Anſprache machen, aus der Phantaſie fahren laſſen; daß ſie dieſelben ſo hoch ſchä-

zen,

zen, als ſie von ihnen wollen gehalten ſeyn. Ihre Frauen ſind Menſchen von ihrer Natur, ſie haben eben ſo viele Fähigkeit, einen ſo guten Kopf, eine ſo vollkommene Seele, als ſie haben. Sie ſollen wiſſen, daß nicht die Natur, ſondern nur die Freundlichkeit, die Liebe, die Aufrichtigkeit und andere Tugenden einem Geſchlechte den Vorzug vor dem andern geben. Erſt wenn dieſe Ehmänner dieſes erkennen, werden ſie anfangen die Luſtbarkeiten der Ehe zu genieſſen; zuvor können ſie dieſes nicht hoffen.

Wer mit dem fatalen Ehband noch nicht verſtrickt iſt, dem rathe ich, das Unglück des Manneß zu verhüten, daß er in der Zeit, da er aufs heurathen gehet, folgenden Text Morgens und Abends fleiſſig überleſe, und in die Gedancken faſſe:

Ich ſage freylich wol, und weiß es wahr zu machen,
Daß ihr gar rein und ſteif bewahret eure Sachen,
Und daß auch ſehr viel ſind voll Hoffart, Stoltz und Pracht,
Die ihr gar weislich doch nicht ſonders habt in Acht.
Daß ich euch aber auch für göttlich ſollt erkennen,
Man möcht es, förcht ich nur, wol Träum und Lügen nennen.
In euerm Leichnam iſt zwar alle Zierlichkeit,
Doch auch nicht wenig ſteht vom Himmel trefflich weit.

Das

Das drey und ſiebenzigſte Blatt.

Mille hominum ſpecies & rerum diſcolor uſus.
PERS. S. V.

Es läſt ſich in den Sitten, die einer gantzen Nation zukommen, wenn verſchiedene Nationen mit einander verglichen werden, eine ſo ſtarcke Ungleichheit wahrnehmen, und dieſe wird, wenn dieſe Nationen von einander weit entlegen ſind, ſo mercklich, daß man zulezt Mühe hat zu glauben, daß Völcker von ſo gar verſchiedenen Manieren, und welche die Sachen ſo ungleich anſehen, zu einem Geſchlechte der Menſchen gehören, und ſich nach einer Vernunft und einem Hertzen regieren. Die umſtändlichen Erzehlungen von dergleichen Verſchiedenheiten ſind das, was die Reiſebeſchreibungen vornehmlich beliebt und merckwirdig machet. Und unter denſelben haben diejenigen, welche das Privatleben angehen, am meiſten Annehmlichkeit, zum Exempel, die Gewohnheiten mit dem Frauenzimmer umzugehen, ſich bey

einer Schönen in Gunſt zu ſetzen, die Ehfrauen zu halten; die Luſtbarkeiten der Herren, des Frauenzimmers, der Landleute; die Gebräuche bey Geburtsfeyern, bey Leichenbegängniſſen, bey Vermählungen, und dergleichen. Je mehr dieſe von den Zuſätzen entblöſſet ſind, mit welchen ſie die Höflichkeit, der Wohlſtand, die Galanterie bey den geſitteten Nationen begleitet, je näher ſie bey der einfältigen Natur geblieben ſind, deſto bequemer ſind ſie die Neugier der Leſer aus eben dieſen wohlgeſitteten Völckern zu unterhalten; und ſie geben ſo viel beſſern Stof zum Nachdencken und Vergleichen.

Wie fremde, wie wunderbar muß unſern Europäern nicht die Manier vorkommen, mit welcher in Canada die Liebeserklärungen gemacht werden! Der junge Menſch geht vor dem erſten Schlafe mit einer brennenden Fackel in die Hütte ſeiner Geliebten, er hält ihr dieſelbe vor das Angeſicht, ohne daß er ein Wort darbey verliehre. Sie verſteht ſeinen Antrag ohne dies, und wenn ihr ſeine Liebe anſtändig iſt, ſo löſcht ſie die Fackel mit ihrem Athem aus: Thut ſie dieſes nicht, ſo kan er nur wieder abziehen, und einem glücklichern Platz machen.

chen. Hier mangelt es an Stof den Liebesroman in zween oder mehr Bande auszubreiten.

Unſere Nachbarn in dem Gebirge haben von der natürlichen Einfalt der Sitten noch ſo viel behalten, daß man recht ſeltſame moraliſche Zeitungen von dieſer Art von ihnen ſchreiben könnte. Ich könnte durch die Beſchreibung derſelben meinem Wochenblatte ohne Zweifel einen neuen Reitz mittheilen. Ich glaube auch, daß dieſe Stücke unterrichtend und lehrreich genug ſeyn würden: Allein ich müſte dieſes Vorhaben auszuführen, entweder eine eigene Reiſe mit dieſer Abſicht auf die helvetiſchen Berge thun, welches mir meine Umſtände nicht zulaſſen; oder ich müſte in denſelben geſchickte Correſpondenten haben, die mir von dieſen Sachen die gehörigen Nachrichten mittheileten; und ſolche Correſpondenten ſind mir bisdahin noch entſtanden.

In Ermanglung deſſen will ich ein paar dergleichen moraliſche Zeitungen, die mir das Gedächtniß an die Hand giebt, zuſammen ſuchen. Die erſte ſoll die Geſchichte des Weiberſchlägels ſeyn, der in einem von uns etwas entfernten Canton bekannt iſt.

Dieſes iſt ein knorrigter Prügel, der an Schwere und Härtigkeit des Herkules Keule nicht viel nachgiebt. Er iſt mit Bändern und Schärpen von allen Farben zierlich umwunden; und wird dem Mann, der ſeine Frau ſchlägt, von muntern Jünglingen mit feyerlichem Pomp vor das Haus gebracht. Es mangelt da nicht an Muſick von Querpfeiffen, Keſſeltrommeln, und polniſchen Böcken. Alles junge Volck von beydem Geſchlechte hängt ſich an den Zug an. Wenn ſich jedermann vor dem Hauſe in Ordnung geſtellt hat, tritt einer von den aufgeweckteſten jungen Leuten auf einen erhöheten Platz, und thut eine ſpitzige Anrede an den Hauswirth. Er ſagt, das gantze Lande wäre voll von ſeinem Preiſe, weil er die Herrſchaft des männlichen Geſchlechtes über das weibliche ſo heldenmüthig mit der Fauſt vertheidigte. Man hätte nicht geglaubt, daß er ein Bübgen wäre, wenn er dieſe Proben ſeiner Mannheit nicht gegeben hätte; im Bette bewieſe er ſie ſchlecht; und da er das Hertz niemahls gehabt hätte, mit einem Mann zu ſchlagen, hätte es ſcheinen mögen, daß er gar kein Hertz hätte, wenn er auch mit Frauen nicht hätte ſchlagen dürfen. Man bittet

ihn, daß er lieber den Schlägel als die bloſſe Fauſt brauchen ſolte, damit er ſich nicht an ſeinen zarten Fingern verletzete. Doch ſollte er niemahls nach dem Schlägel greifen, bevor er ſich zuvor bey einer Kanne Weines Muth und Kraft in den Leib getruncken. Man empfiehlt ihm denſelben in gebührender Hochachtung zu halten, und ihn nur in dem Falle zu brauchen, wenn es die Noth erheiſchete, zum Exempel, wenn die Frau einen Hafen gebrochen hätte, oder Leinwand zu einer neuen Jüppe von ihm forderte, oder wenn er mit ihr zanckete, und an guten Gründen zu kurtz käme; der Schlägel dienete insbeſondere den leichten Worten ein Gewichte zu geben; Seine Frau hätte das übelſte Tractament ohne dieß damit verdienet, daß ſie einen ſolchen Halunken geheurathet hätte. Nach dieſer handfeſten Rede wird der Schlägel an einer Pfoſte des Hauſes feſt gemacht, und der Frau des Hauſes, für welche der Schlägel ſo weit hergebracht worden, befohlen, den Trupp mit einem Glaſe Wein oder Moſt zu beehren, womit die feyerliche Handlung unter Feldgeſchrey und Jauchzen beſchloſſen wird.

Ich habe in meiner Jugend einer ſolchen beygewohnet, welche bey einem recht ſeltſamen Anlaſſe vorgenommen worden; der Sprecher erzehlte ihn mit ſo natürlichen Redensarten in der Mundart des Landes, daß es mir nicht möglich iſt, ſie mit gleich lebhaften zu geben. Ein Mann aß an dem Weihnachtabend mit ſeiner Frauen nach der Gewohnheit des Lands Honigkuchen, als ſie ein Thiergen erblicketen, welches unter der Bancke hervor gekrochen kam. Die Frau ſagte, es wäre eine Ratte; der Mann wollte, es wäre nur eine Maus. Sie bat ihn die Augen recht aufzuthun, ſo würde er ſehen, daß es eine wahre Ratte wäre. Er ſagte, daß er die Augen im Kopfe hätte, und das Leben daran ſetzen wollte, daß es eine junge Maus wäre. Sie erwiderte, ein Narre wettete ſo, der noch keine Ratte geſehen hätte. Es kam von Worten zu Streichen, und dieſe höreten nicht auf, bis ihnen der Einfall kam, daß es Zeit wäre, zu Bette zu gehen. Am Weihnachtabend des folgenden Jahres aſſen ſie wieder die Honigkuchen mit einander, und waren gantz vergnügt, bis der Mann anfieng, und ſagte: Frau denckeſt du auch noch dran, wie thörigt wir vor einem Jahre

mit

mit einander gezancket, ob die Maus, die wir geſehen hatten, eine Ratte wäre. Alſo können aus geringen Urſachen ſchwere Händel entſtehen, nicht nur zwiſchen Mann und Weib, ſondern zwiſchen Fürſten und Herren. Doch ich muß izt ſelbſt lachen, daß wir ſo thörigt geweſen ſind. Es war in der That lächerlich genug, ſagte die Frau, und ich ſchäme mich jezo noch bey mir ſelbſt. Dennoch dörfte ich wohl ſchwören, daß es eine Ratte geweſen ſey. Mir iſt, ich ſehe ſie noch vor Augen. Schwöre doch nicht, erwiderte der Mann, du würdeſt in Wahrheit falſch ſchwören. Es iſt doch nur ein Mäusgen geweſen, ich wollte es nicht ſagen, wenn ich davon nicht überzeuget wäre. Thu mir doch den Gefallen, und laß deine Einbildungen fahren. Soll ich dir zu gefallen, verſetzte ſie, etwas glauben, das dem Zeugniſſe meiner Sinnen entgegen läuft? Du biſt gütig, daß du mirs nicht befiehlſt. Sie bekam zur Antwort: Ich hätte noch wohl ſo viel Recht, daß ich dir dieſes und noch mehrers befehlen könnte. Alſo gieng der Zanck fort, und die Handlung vom vorigen Jahr ward wiederholet, und mit derſelben Anmerckung beſchloſſen.

In demſelben Canton iſt der Gebrauch, daß einem Menſchen, der in den allgemeinen Ruf eines Windmachers und Aufſchneiders gekommen, der Lügenaſer/ wie es in der Landesſprache heiſt, das iſt, der Lügenbeutel gebracht wird; welches mit eben ſo feyerlichen und eben ſo comiſchen Ceremonien geſchieht. Man ſagt, daß durch dieſe ſchimpfreichen Aufzüge mancher rumoriſcher Mann, und mancher Großſprecher gebeſſert worden ſeyn. Ich könnte hier auch der Narren-Landsgemeinde gedencken, die ehemahls in einem gewiſſen Canton vorgenommen ward, aber ſeit etlichen Jahren abgegangen iſt. Sie war eine Nachäffung der wahren, welche durch junge Leute geſpielt ward, wo öfters gantz offenbare Anſpielungen auf die Verwaltung der Regierung gemachet wurden. Man hätte ſie mit einem höflichern Nahmen Democratiſche Schattenſtaaten nennen, und die ungeſchickten Regenten dahin verweiſen können, bey ihnen zu lernen.

Von weiterm Ausſehen war ein Gebrauch, der vor Alters im Lande Walis ſehr gewöhnlich war, da einem Herren von der Regierung, der die ihm zugetheilte Gewalt mißbrauchte, die Matze gebracht ward.

ward. Der alte Geſchichtſchreiber, Sebaſtian Münſter, ſchreibt davon in ſeiner Coſmographie: Das Volck in Wallis hat unter ihnen einen ſeltſamen Brauch und ſo viel als ein Landrecht, das heiſſen ſie die Mazen / welche ſo ſie einem für das Haus tragen, wird er ſo viel als proſcribirt von Haus und Hof, denn es läuft jedermann zu, und zehren von dem ſeinen, dieweil etwas vorhanden iſt. Die Matze iſt ein ſeltſam Gewächs von Wurtzeln der Bäume oder Reben, und dem ſetzt man auf ein geſchnizt wüſt Menſchen-Angeſicht, und ſieht wie ein Faßnachtbutz. „ *

Ich

* Joſias Simler giebt uns in ſeiner Valleſia einen umſtändlichern Bericht davon ; Qui autores hujus rei ſunt, clam & plerunque noctu Matzam betula alligant arbori alicui, aut etiam ſepi, qua maxima hominum frequentia iter facere ſolet. Mane facto prætereuntes inſpecta Matza inſcii forte hujus rei obſtupeſcunt, & illic conſiſtunt viſuri rerum eventum: his ſe adjungunt tragœdiæ authores, & ſe mirari ſimulant quid ſibi Matza velit, tandem aliquis audacior cæteris proſilit & Matzam ſolvit: tacitus interim neque quidquam deinceps loquitur, verum Matzam in campum aut pratum aliquod defert, hunc cæteri ſequuntur atque illum in orbem circumſiſtunt, ac

Ich habe oben der Art von Galanterie erwehnt, welche unter den Wilden in Canada

tum ex horum numero aliquis Matzam alloquitur, & quid ſibi velit, vel quid illi doleat interrogat, quoniam vero Matziger ſilet ac mutus videtur, ſuadet alius ut Matzæ detur advocatus ſeu procurator qui ejus cauſam agat, itaque ex omni numero plerunque cæteris facundior, ſed factioſus & cui voluptati ſint hujuſmodi motus, ad hoc officium deligitur. Is ſimulans ſe omnium conſiliorum ignarum, hæret & dubitat ob quam cauſam Matza in publicum prodierit, ac varias cauſas comminiſcitur, quas Matza, hoc eſt is qui Matzam fert, attente audit, ac tandem ubi veram protulerit murmurando annuit, & præ gaudio exultat. Tum advocatus populum adſtantem hortatur, quoniam Matzæ querelam cognoverint, deinceps conſultent quid faciundum ſit. Hoc idem Matzifer ſupplici geſtu rogat. Tum advocatus ſingulorum, aut ſaltem eorum qui ſeditioſæ plebis duces ſunt, ſententias rogat. Hi vero nulla pacis mentione facta, in eo conſentiunt omnes, Matzæ auxilium ferendum eſſe, ac veteres conſuetudines & libertatem populi defendendam, idque reliquis conventibus indicandum. Neque hic ullo legato opus eſt, nam mox fama hujus rei per totam regionem volat. Dies jus proſequendi decernitur. Interim qui ſibi timent, aut vi, aut conſilio, aut largitionibus tumultum populi ſedant: quod ſi id neglexerint,

nada üblich iſt; in gewiſſen bergigten Gegenden, die zwar nicht mehr zu dem ſchweizeriſchen Bunde gehören, aber unmittelbar an die Schweitzer gränzen, hat bisher eine Gewohnheit regiert, die man in eine Linie mit derſelben ſtellen kan. Die unverheuratheten Bauerſöhne und Knechte haben ohne Scheue ſo lange bey einem Bauermädgen ſchlafen können, bis dieſelbe ein Kind von ihnen bekommen, da dann jene erſt und zwar bey höchſter Strafe verbunden waren, ſie zu heurathen. Dieſe Galanterie heiſſen ſie Fügen, und finden ſie daran ſo wenig auszuſetzen, daß, da man ſeit etlichen Jahren kraft obrigkeitlichen Amts dieſe ſchändliche Gewohnheit abſchaffen wollen, es zu einer Art von Aufruhr gediehen, und die Sache noch in einen Proceß, zu deſſen Führung ſie einen eigenen Advocaten angenommen, verwickelt worden. In einer Verſammlung, welche die Bauern dieſer Sache wegen hielten, ſtuhnd

tunc Matza à furioſa plebe ad ejus ædes defertur quem injuriarum agunt, has illi quibus aliorum bona diripere volupe eſt invadunt & occupant, quicquid invenerint abſumunt & deprædantur.

ſtuhnd ein alter Greis auf, und rieth zu Fortſetzung des Proceſſes mit folgender trefflichen Rede: Mein Großvater hat gefüget, mein Vater hat gefüget, ich habe gefüget, und alſo will ich, daß mein Sohn, und ſeine Nachkommen auch fügen ſollen. Ein glaubwirdiger Reiſender hat dieſer moraliſchen Geſchichte in ſeinem gedrückten Tagbuche gedacht, und wenn man an dem Orte ſelbſt nachfragen will, wird man vernehmen, daß in der That etwas daran iſt, wiewohl die Obrigkeit, wenn ſie einen, der füget, entdecket, denſelben härtiglich ſtraft. Die Einwohner des Ortes ſind es ſonſt ſehr gewohnt, daß ſie einander dergleichen Ausſchweifungen zur Laſt legen. Alſo erzehlen ſie von einem Kirchſpiel aus ihnen, ſie haben vordem bey ihren Obern angehalten, daß ihnen das ſechste Gebot, welches unſer ſiebentes iſt, ſolte nachgelaſſen werden, hingegen wollten ſie ſich verpflichten, des Jahres zween Heilige über die gewöhnliche Zahl zu feyern.

Das vier und ſiebenzigſte Blatt.

Dulce eſt deſipere. - - -
HORAT.

Ich kam vor etlichen Tagen wider meinen Willen an einen gewiſſen Ort, wo an einer Tafel etliche angeſehne Herren ſich mit dem Lomberſpiele beluſtigten. Weil ich dieſe Art die Zeit zuzubringen nicht liebe, ward ich des Zuſehens bald müde, und ſetzete mich zu einem abgelebten Greiſen hin, welchen ich an einer Ecke des Zimmers ſitzen ſah. Das hohe Alter hatte dieſen Mann wieder in den Zuſtand eines Kindes geſetzet, die Kräfte des Verſtandes waren dahin, und in ſeinen Gedancken und Reden war weder Ordnung noch Zuſammenhang mehr. Doch hatte eine luſtige Phantaſie ſich ſeines Gehirns bemächtiget. Er hatte etliche von Holz grob ausgeſchnittene kleine Pferde vor ſich auf einem Tiſchgen, welche er mit groſſem Fleiſſe aufzäumte, und tummelte. Er gab ihnen die Nahmen der berühmteſten Pferde der alten Romanzen, ſie hieſſen Bajard, Brigliadoro, Broiſſart. Er ritt ſie den

Paß,

Paß, den Mittelpaß, den Tritt, den Trab, den Trott, den Zelter, den Dreiſchlag. Nachdem ich ihm eine Weile zugeſehen, ſagte er zu mir, indem er auf einen ziemlichen Kloß wies: Sehet da, mein Freund, einen ſtarcken frieſiſchen Hengſt, ich habe ihn erſt neulich in Zurzach kauffen laſſen, er ſoll euer ſeyn, es iſt ein gutes Roß, nicht von den höchſten, aber arbeitſam und ſtarck. Es wird euch mit führen und tragen gute Dienſte thun. Ich ſchickte mich in ſeine Schwachheit, und nahm den Frieſländer mit Danck von ihm an. Die Herren an dem Lombertiſche hatten ſeine Rede vernommen, und erhoben ein heftiges Gelächter über dieſe Freygebigkeit.

Mir machte dieſes Begegniß mehr zu dencken als ich ſagte; nach einer kleinen Weile kam einer von der Spielgeſellſchaft zu uns, und fragte mich, worüber ich ſtaunete. Ich antwortete ihm, daß ich dem Zuſtande dieſes zum Kinde gewordenen Alten nachgeſonnen hätte, es dünckete mich, daß er in einem recht glücklichen Stande wäre, welchen ſich viele Menſchen wünſchen, und ihn darüber beneiden würden. Seine Einbildungen wären angenehm, er hätte einen wohlverſehnen Marſtall, er

tummelte ſeine Pferde herum, und machte treffliche Reiſen mit ihnen, ſein Kopf wäre voller zierlichen Bildniſſe von fremden Ländern und Städten, prächtigen Aufzügen, und dergleichen. Alles was ſein vergangenes Leben anmuthiges gehabt hätte, ſchwebete ihm noch vor Augen, hingegen wäre alles verdrießliche aus ſeinem Kopfe verſchwunden.

Dieſer Herr, den ich Lucius nennen will, hatte andere Gedancken, und ſagte zu mir: Das müſten mir nichtsdeſtoweniger unverſtändige und thörigte Leute ſeyn, die ſich wünſchen wollten, in einem ſolchen Zuſtande zu ſeyn; und dergleichen närriſche Freude mit Verluſt ihrer geſunden Vernunft zu erhalten; welcher vernünftige Menſch wollte gern um ſolche phantaſtiſche obgleich angenehme Einbildungen die Vernunft, die allein uns zu Menſchen machet, hingeben?

Ich erwiederte darauf: Die vernünftigen Menſchen vergeſſen zuweilen der Vernunft gerne, wenn ſie ihnen zu ernſthaft ausſieht. Ich hatte geglaubt, daß ich aus euerm Herzen geredet hätte, und daß ihr ſelbſt einer von denen wäret, welche ſich wünſchen möchten, daß ſie, wenigſtens für eine Weile

le, in dem vergnügten Stande dieſes alten Kindes begriffen wären.

Lucius machte groſſe Augen, und ſagte: Wofür habet ihr mich doch angeſehen, daß ihr auf dieſe Gedancken gefallen ſeyd?

Ich verſetzte: Für einen Mann, der vernünftige Gründe dafür hätte. Ich dachte, ihr würdet bey euch ſelber überleget haben, daß die Einbildungen, welche nichts wahres und würckliches haben, dennoch ſo heſtige und ſo würckliche Eindrücke und Würckangen verurſachen, als ob ſie den feſteſten Grund in der Natur hätten. Jemand, dem ihr keine Urſache habet zu mißtrauen, brächte euch die Nachricht, daß ein von euch zärtlich geliebtes Frauenzimmer einem jungen Herren gewiſſe Freyheiten über ihre Perſon geſtattet hätte; es wäre mithin ſchlechterdings erdichtet; würde dieſer Bericht euch nicht gantz eiferſüchtig und bekümmert machen, ungeachtet er falſch wäre, welches ihr aber nicht wüſtet?

Lucius geſtuhnd dieſes, und ich fuhr fort: Da alſo dieſer Alte in der völligen Einbildung ſteht, dieſe hölzernen Pferde ſeyn wahre Pferde, er bereite ſie, er thue Reiſen mit ihnen; meinet ihr, daß ſein Vergnügen geringer und ſchwächer ſey, weil

weil er ſich damit betrieget, als es ſeyn würde, wenn er einen würcklichen Marſtall hätte?

Lucius antwortete, daß dieſe angenehme Einbildung dem Alten eben ſo wohl ein wahres Vergnügen machen müſte, als die Einbildung von der Untreue ſeiner Geliebten ihm einen wahren Kummer verurſachen würde. Ich fuhr deßwegen in meiner Rede fort, und ſagte: Weil denn durch den Betrug der Einbildungen ein eben ſo ſüſſes Ergetzen erlanget wird, als man von der wahren Sache erhalten kan, ſo ſchloß ich nicht ohne Urſache, daß ihr, und viele andere verſtändige Leute, es euch nicht würdet verdrieſſen laſſen, wenn ihr zuweilen auf eine ſo angenehme Art der Vernunſt beraubet, und zu euerm Vergnügen betrogen würdet.

Lucius machte hierauf eine übel zufriedene Miene, und ſagte, er ſchämete ſich, daß ich einen ſo übeln Glauben von ihm hätte; ich ſollte ſo gütig ſeyn, und mich verſichert halten, daß er mehr auf die Vernunſt und Wahrheit hielte, als daß er ihrer um dergleichen eingebildete Ergetzlichkeiten beraubet ſeyn wollte.

So ſeyd ihr, verſetzte ich gleichſam verwundert, ein ſonderbarer Menſch. Ich frage euch, wenn ihr, welches nichts unmögliches iſt, durch eine Kranckheit in die Einbildung verfielet, daß ihr in einem einſamen Saal, wo kein Menſch als ihr alleine wäret, Operſänger und Sängerinnen, Recitatiſe und Arien von der vortrefflichſten Compoſition abſingen hörtet; wolltet ihr denen dafür dancken, welche euch mit Arzneyen an dieſer angenehmen obgleich betrüglichen Einbildung heileten?

Freylich wollte ich ihnen dafür dancken, antwortete Lucius; ſo groß die Luſt ſeyn möchte, welche von dieſer ſeltſamen Einbildung entſpringen würde, wollte ich ſie allezeit lieber miſſen, als ein hirnſchäliger, und wahnſinniger Menſch ſeyn.

Würden dieſe Einbildungen, fragete ich ferner, euch auch in dem Falle nicht anſtändig ſeyn, ſo fern ſie euch nicht hinderten, die Geſchäfte und Pflichten eines wackern Mannes, eines ehrlichen Bürgers, einer obrigkeitlichen Perſon, mit der erfoderten Treue, Geſchicklichkeit und Sorgſalt zu verrichten? Lucius ſagte, daß er auch unter dieſer Bedingung nicht gern ein Don Quichote ſeyn wollte.

Viel-

Vielleicht aber, nahm ich das Wort wieder, würdet ihr euch kein Bedencken machen, die Vernunft auf eine Zeitlang beyſeite zu ſetzen, damit ihr dergleichen eingebildete Luſt genieſſen könntet, wofern es bey euch ſtühnde, die Vernunft wieder hervorzunehmen, und zu gebrauchen, ohne daß ihr nöthig hättet, zu dieſem Ende Artzneyen zu nehmen.

Lucius verſetzte: Ich verſtehe nicht, was vor ein groſſer Unterſcheid zwiſchen dieſen beyden iſt, die Vernunft haben/ und nicht gebrauchen/ und, der Vernunft beraubt ſeyn. Wer die Vernunft nicht gebraucht, iſt wenigſtens dieſelbe Zeit, da er ſie nicht gebraucht, ihrer beraubet, wenn es gleich in ſeinem Vermögen geſtanden war, ſie zu brauchen. Darum wollte ich auch nicht gerne mich ſelbſt der Vernunft berauben, wenn es gleich nur auf eine kurze Zeit wäre.

Das werde ich euch nimmermehr glauben, ſagte ich mit einem entſchloſſenen Tone der Stimme; Ihr trauet euch allzu viel zu, und ich kenne euch beſſer als ihr ſelber.

Er ſagte, das wäre viel, wenn ich ihn beſſer kennte, als er ſelber; er wollte doch

gerne wiſſen, worauf ich meine Reden gründete. Ich verſetzete:

Ich will euch ſelbſt davon urtheilen laſſen, aber ſagt mir zuvor, wolltet ihr es dem Lucilius verdencken, wenn er zu einer unſchuldigen Luſt in ſeinem Zimmer Kirſchenſteine zwiſchen den Fingern nach einem Scheibgen abglitſchen lieſſe, und frolockte, ſo oft er in das weiſſe träffe?

Lucius ſagte, daß er den Lucilius deßwegen für einen kindiſchen, hirnloſen, und zum dencken untüchtigen Menſchen anſehen würde, weil das ein Geſchäft wäre, welches für einen jeden erwachſenen Menſchen unanſtändig wäre.

Und was hieltet ihr von einem Verliebten, fuhr ich fort, der mit groſſer Sorgfalt von einer vielblätterichten Bluhme ein Blättgen nach dem andern ausriſſe, und zehlete, in der Meinung, daß die gerade Zahl ihm einen glücklichen Fortgang, die ungerade einen unglücklichen prophezeyete, ſo daß er ſich erfreuete oder betrübete, je nachdem dieſes Orackel einen Ausſpruch thäte?

Lucius gab zur Antwort: In Wahrheit, niemand als wer einen groſſen Mangel an Vernunft hat, wird eine ſo zufälli-

ge Sache für etwas prophetiſches halten, und ſich darüber erfreuen oder betrüben.

Dem ſey alſo, machte ich den Schluß, aber wie viel vernünftiger iſt derjenige, der entweder ein paar Würfel in einen Tiegel wirft, oder fünfzehn Steine auf einem Brette gegen fünfzehn andere in eine Streitordnung ſtellt, oder ſechs und dreiſſig Kartenblätter tauſendfältig durch einander miſchet; und von dem ungefährlichen Falle derſelben Glück oder Unglück, Freude oder Leid erwartet?

Lucius ward über dieſen Schluß feuerroth, er beſann ſich eine lange Weile, eh er ein Wort ſagte, endlich ließ er ſich vernehmen: Es giebt der wahren Luſtbarkeiten ſo wenig, hingegen des wircklichen Uebels ſo viel, daß mans einem Menſchen zu gute halten muß, der zuweilen mit der ernſthaften Vernunft einen Anſtand macht.

Ich verſetzte zum letzten mahle: Jezo redet ihr einmahl euerm Thun gemäß. Ich habe es wohl gewuſt, daß ihr euch kein Bedencken machetet, nicht nur närriſch zu ſcheinen, ſondern zu handeln, damit ihr eine eingebildete Luſt haben könntet.

Das fünf und ſiebenzigſte Blatt.

- - - Mors ſola fatetur,
Quantula ſint hominum corpuſcula.
JUVEN. SAT. X.

Geſpräche der Todten.

Diogenes.

Iſt es auch wahr, Themiſtocles, daß der groſſe König dir fünf Städte für deine Unterhaltung angewieſen habe? Das iſt viel.

Themiſtocles.

Es iſt freylich wahr, und dieſe Städte waren Magneſia, Lampſakus, Myunte, Percote, und Paläſkepſia. Die erſte muſte mir mein gebackenes anſchaffen, die zweyte meinen Tranck, die dritte geſottenes und gebratenes, die vierte die Kleider, die fünfte das Schlafgezeuge.

Diogenes.

Schatten des Themiſtocles; wie kömmt es doch, daß ein Leib, der von fünf Städten ernähret worden, keinen fettern Schatten in dieſe untere Welt herunter gebracht hat,

hat, als der ausgehungertſte Menſch mit ſich bringet?

Themiſtocles.

Iſt dieſes hier der Ort zu ſchertzen, Diogenes?

Diogenes.

Nein! aber bekenne mir, haſt du dir das Leben nicht darum mit Gift verkürzt, weil du fürchteteſt, daß du Hungers ſterben müſteſt?

Themiſtocles.

Wie froſtig iſt dein Gelächter an dieſem ungeheuren Orte! und was vor ein Geſpenſtmäſſiges Ausſehen haſt du dabey!

Diogenes.

So ſage mir denn im wahren Ernſt, von was vor Statur und Gröſſe war dein Körper?

Themiſtocles.

Ha! von der Statur eines Menſchen; ſechs Schuhe hoch, oder etwas kürtzer.

Diogenes.

Ich dachte, du wäreſt ein Berg von Knochen und Fleiſch geweſen, daß du eine Stadt zum Brodkaſten, eine andere zur Speiſekammer, noch eine andere zum Keller, und noch zwo zu Kleider- und Gerätheladen nöthig gehabt hätteſt. Mein Leib war ſo groß als deiner, und ich hatte doch

zu dieſem allem nichts mehrers nöthig, als mein Faß.

Themiſtocles.

Ja dein Faß war das rechte Hundesloch für ein ſolch kyniſches Thier!

Diogenes.

Mein Faß ſtuhnd mit der Gröſſe meines Körpers in der gehörigen Proportion; deine fünf Städte hatten keine Proportion mit deinem ſechsſchuhigen Leib.

Themiſtocles.

O du haſt niemahls erfahren, wie angenehm es iſt, aus einem groſſen Vorrathhaufen zu nehmen.

Diogenes.

Schmeckt denn ein Scheffel Weitzen, der aus einem groſſen Magazine genommen wird, beſſer, als einer aus dem kleinſten Fruchtkaſten? Und iſt ein Krug Waſſer aus dem Strohme niedlicher, als einer aus der Bache?

Themiſtocles.

Aber ein Krug Lampſackerwein iſt niedlicher als ein Krug Waſſer, und ein Acipenſer iſt ſchmackhafter als ein Schwamm, den die faule Erde hervor ſtößt.

Diogenes.

Ein hungriger Magen wird in der ſchlechteſten Speiſe und Tranck eben ſo viel Schmack-

Schmackhaftigkeit finden, als in der leckernſten.

Themiſtocles.

Die Geſchichte mit den fünf Städten, ſo unnöthig und überflüſſig ſie zu meiner Unterhaltung waren, wird doch immerfort ein Beweisthum ſeyn, daß ich gewuſt habe, mir die Gunſt und Gewogenheit der groſſen Herren zu erwerben.

Diogenes.

Es wäre ein gröſſerer Ruhm für dich geweſen, wenn du die Kunſt gewuſt hätteſt, ihre Gunſt ſo gut zu entbähren, als ich gethan habe.

Themiſtocles.

Du haſt lieber dem Pöbel für einen Pickelhering gedienet, und ihm mit deinem poſſierlichen Leben täglich etwas zu lachen gegeben.

Diogenes.

Wenn du der Sache recht nachdenckeſt, ſo wirſt du finden, daß der Pöbel nicht über mich, ſondern über ſich ſelber gelacht hat, indem mein Leben nichts anders war, als eine Verſpottung des gemeinen Lebens der Menſchen. Ich erwarb mir die Gunſt der Leute damit, daß ich ihnen ihre Wahrheiten herausſagte: Du kaufteſt des Perſen Gnade mit ſklaviſchen Schmeicheleyen.

Themiſtocles.

Ich konnte mich in Zeit und Ort ſchiken, und wuſte mit Reverentzen und Verbiegungen dem Glücke ſo geſchickt aufzuwarten, daß ich ſeine Gunſt erhielt.

Diogenes.

Ich weiß deine Geſchichte. Du muſteſt dich entſchlieſſen, ein Ding von Bein, Adern, Fleiſch und Haut, von einer gleichen Art, wie deine war, kniefällig zu verehren. Was noch ſchändlicher iſt, du muſteſt die Rolle eines Verräthers auf dich nehmen.

Themiſtocles.

Du willſt den Nahmen haben, daß du an niemanden gebunden geweſen ſeyſt, und wareſt doch denen, die dir ein Gerichte Zugemüſſe mittheileten, dein Leben ſchuldig.

Diogenes.

Du irreſt. Ich foderte es von ihnen, als etwas, darauf ich Anſprache hatte, weil es die allgemeine Speiſekammer, die Erde, für mich hatte wachſen laſſen. Haſt du nicht gehöret, was ich einem Freunde, der mich zum Nachteſſen eingeladen hatte, zur Antwort geſagt habe. Ich werde nicht erſcheinen, ſagte ich, denn ich kan es dir nicht verzeihen, daß du das lezte mahl, da

ich

ich bey dir geſpeiſet habe, aus der Acht gelaſſen haſt, mir zu dancken.

Themiſtocles.

O des ſtoltzen Bettlers!

Diogenes.

Sage vielmehr, des freyen Menſchen; der niemands vonnöthen hatte; weil er nichts weiters begehrete, als was mit dem kleinen Maaſſe ſeines Körpers übereinſtimmete. Haſt du meine Geſchichte mit dem Macedonier nicht vernommen? Er ſchickte einen von ſeinen Officieren, daß ich zu ihm kommen ſollte: aber ich ſchlug es ihm ab, weil ich mit ſchlafen beſchäftiget wäre. Er kam darauf zu mir, und fragete mich über viele Dinge; daneben bot er mir treffliche Geſchencke an. Ich beantwortete die Fragen; aber die Geſchencke ſchlug ich hartnäckigt aus.

Themiſtocles.

War es dir ein ſolcher Ernſt beym Ausſchlagen als beym Antworten?

Diogenes.

Ich ſchlug mich lange in den Gedancken, damit ich ausfände, was ich nicht hätte, oder nicht entbähren könnte, mein Vorhaben war, daß ich es dann von ihm begehren wollte. Aber ich fand nichts, das mir ge-

gemangelt hätte, als die Sonne, der er mich mit ſeinem Zwiſchenſtande beraubet hatte. Jch foderte demnach von ihm, daß er mir das Licht der Sonne, das er mir nicht geben könnte, nicht nehmen ſollte. Dieſes vermochte ihn zu ſagen; wenn er nicht Alexander wäre, ſo wollte er Diogenes ſeyn.

Themiſtocles.

Wuſte er, was er ſagte?

Diogenes.

Das iſt keine Frage. Ariſtoteles hatte ihn von dem wahren Werth der Dinge unterwieſen, und ihm die Grundſätze und Lehren aller philoſophiſchen Sekten erkläret. Nichtsdeſtoweniger konnte er ſeine Begierden nicht beherrſchen. Sie waren ſo übermäſſig, daß der Erdboden ihn ein kleiner Raum zu ſeyn danckete. Hingegen ſchien mir mein Faß ſo geraum als eine Erde. Warum? Weil ich ein gröſſeres Gemüthe hatte, das von keinem Raume eingeſchloſſen war. Er weinte, weil nur eine Erde wäre, die er einnehmen könnte. Jch betrübte mich niemahls, daß ich nur ein Faß, und nicht noch mehrere hätte, die ich beſitzen könnte. Alexander erkannte meinen Vorzug, und daher entſtuhnd ſein

Ur-

Urtheil. Mein kleines Faß machte mir Ehre; mehr als deine fünf Städte dir. Hätteſt du mit einem Faſſe verlieb nehmen können, ſo hätte ſich der Neid nicht an dich gewaget, der dir das Leben ſo mühſelig und beſchwerlich gemacht, indem er hundert Verleumder und Meuchelmörder auf dich loosgelaſſen hat. Du wäreſt dann nicht genöthiget worden, daß du dir das Leben mit deiner eigenen Hand verkürtzeteſt.

Themiſtocles.

Die Großmuth meines Todes wird mir allezeit Ruhm und Ehre machen; maſſen ich mir lieber den Tod anthun, als wider mein Vaterland zu Felde gehen wollen, ungeachtet daß ich in dieſem Kriege meinen Ehrgeitz und meiner Rachgier eine Gnüge hätte thun können. Biſt du nicht auch durch deine eigene Hand geſtorben?

Diogenes.

Ja. Aber keine fremde Umſtände nöthigten mich dazu. Du hatteſt dich dem groſſen König verbindlich gemacht, daß du wider die Griechen zu Felde gehen wollteſt; doch ſchämeteſt du dich, die Waffen wider dein Vaterland zu führen; noch mehr fürchteteſt du, daß du geſchlagen werden möchteſt. Aus dieſer Noth konnteſt du dir nicht

an-

ders, als durch einen gewaltthätigen Tod helffen. Ich erwürgte mich ohne dergleichen Zwangurſachen, nur damit ich mir von einem Fieber hülffe. Ich konnte Arzneyen nehmen, oder warten daß es auswütete: Aber ich wehlete freywillig dieſes geſchwindere Mittel.

Themiſtocles.

Wahrhaftig ein bewährtes Mittel wider alle Kranckheiten! Aber dieſes Mittel muß mit dem Leben bezahlt werden.

Diogenes.

Kanſt du ſagen, daß wir nicht mehr leben, da wir ſo dencken, uns unſer dergeſtalt bewuſt ſind, und ſo mit einander ſprechen?

Das ſechs und ſiebenzigſte Blatt.

Der gantze Helikon iſt bey dir eingezogen.
Opitz im I. B. der P. W.

Nrilla, die ernſthafteſte von dem lernensbegierigen Kleeblatte meiner Freundinnen, erinnerte mich neulich an mein gethanes Verſprechen, daß ich das Verzeichniß einer Bibliotheck für das Frauenzimmer ausfertigen wollte, und bat mich mit dringenden Gründen, die Erfüllung deſſelben nicht länger aufzuſchieben. Sie ſagte bey dieſer Gelegenheit unter anderm, das männliche Geſchlecht wäre nur allzu ſorgfältig, dem weiblichen die Mittel zu entziehen, durch welche es eine genauere Einſicht in die menſchlichen Geſchäfte und die Treibräder derſelben bekommen könnte; das Buch der Wiſſenſchaften wäre ihm verſchloſſen worden; man hätte das Vorurtheil ſchier allgemein gemacht, die Gelehrtheit wäre den Leuten von ihrem Geſchlechte ſchädlich, ſie machte ein Frauenzimmer ruhmräthig und lächerlich; ſie hielte es von den nöthigern Geſchäften ab; denn ſie wären nur dazu gebohren, daß ſie den Männern

nern kocheten, wäſcheten, näheten, bey ihnen ſchliefen, und wenn es hoch käme, mit ihnen tändelten; ihr Geſchmack, meinte man, wäre vollkommen genug, wenn er durch eine fertige Empfindung, wie durch einen ſechſten Sinn, von der Geſtalt einer Palatine oder Volante richtig urtheilete. Orilla klagte ſich insbeſondere über einen gewiſſen jungen moraliſchen Scribenten, der in einem Sittenbuche ſo unbillig mit ihrem Geſchlechte verfahren wäre, daß er eine Tochter für untüchtig zum heurathen erkläret hätte, wofern ſie viel Wercks von Büchern und Leſen machete. Er hätte das Urtheil über ſie ausgeſprochen, eine Frauensperſon, die verheurathet iſt, oder ſich verheurathen will, ſollte die Bücher in Frieden und Ruhe laſſen, diejenigen aber, die auſſer der Ehe bleiben wollen, ſollten ſich wohl auf die Wiſſenſchaften legen dörffen. * Ich gebe zwar zu, ſagte ſie, daß ein Gelehrter in dem Verſtande, wie dieſer Nahme öfters entweihet wird, und ein Pedant, oder ein Charlatan, nahe mit einander verwandt ſeyn: Aber das iſt nicht meine Meinung, daß wir den Kopf zu einem

* S. das 34ſte Bl. des Berniſch. Zuſehers 1722

nem Magaſin unnüzlicher, und auf gut Glück zuſammengeplackter Wörter, Nahmen und Sätze machen, oder daß wir triefende Augen, blaſſe Wangen, blöden Magen, Eigenſinn, murriſches Weſen, und Kalmäuſerey erſtudieren wollen. Jch will nicht, daß die Perſonen meines Geſchlechtes es weiter treiben, als daß ſie aus den Büchern geiſtreiche und angenehme Freundinnen, Bräute und Ehefrauen werden. Jch räume gern ein, daß eine Pedantin ein lächerliches Thier ſey, wiewohl man auch geſtehen muß, daß ſie eine wirdige Geſellſchaft für einen Pedant ſey. Die Männer werfen uns öfters vor, daß unſere Unterredungen nur Bagatellen betreffen/ und ſie ſelber haben doch Schuld daran, indem ſie uns alle Mittel abſchneiden, die Kräfte des Verſtandes und des Witzes hervorzurufen, und durch die Uebung ſtärcker und fertiger zu machen.

Vielleicht, fuhr Orilla nach einer kleinen Pauſe fort, hat dieſes Verfahren der Mannsperſonen mit uns eine ganz politiſche Urſache. Sie fürchten vielleicht, wenn wir es in der Wiſſenſchaft der menſchlichen Händel auf einen gewiſſen Grad gebracht hätten, ſo würden wir Anſprache auf of-

ſentliche und obrigkeitliche Aemter und Bedienungen machen, wir würden ſodern, daß die Männer uns an den Geſchäften, die den Staat und die Gerichte betreffen, Antheil geben, und uns zu ihnen in die Raths- und Gerichts-Säle aufnehmen ſollten. Wenn ſie dieſe Furcht hegen / ſo wollen wir ihnen alle Sicherheit geben, ſo ſie verlangen können, daß wir uns dieſer Vorrechte der Regierung auf ewig begeben. Wir ſind damit vergnügt, daß wir über die Hertzen herrſchen, unſer Ehrgeitz erſtrecket ſich nicht weiter, und die ehrſüchtigſten unter uns haben ihre Abſicht erreicht, ſobald man ſie liebenswirdig findet. Ich darf darum, nicht in meinem Nahmen allein, ſondern in dem gemeinen Nahmen des weiblichen Geſchlechtes bezeugen, daß derjenige von uns keinen Befehl dazu gehabt, der jüngſt in einem öffentlichen Brief hat behaupten wollen, es wäre nur ein unbegründetes Vorurtheil, welches verhinderte, die vornehmſten und wichtigſten Bedienungen den Frauensperſonen anzuvertrauen. Wir wiſſen, daß es uns an der Kunſt mangelt, uns zu verſtellen, daß wir zu aufrichtig, zu offenherzig, und auſſer Stande ſind, unſere Gedancken lange zu verbergen. Wir

ſind

ſind zu empfindlich, als daß wir uns bey allem, was mit dem abſonderlichen Nuzen des Herren, der uns in ſeinen Geſchäften verſchickete, keine genaue Verbindung hat, gleichgültig aufführen könnten. Und wir wollen die Männer nicht der Unanſtändigkeit ausſetzen, daß ſie, wenn ſie neben uns Gehör ertheilen, oder zum gemeinen Beſten rathen ſollten, heimlich ihre Beyſitzerinnen anblicken, oder einige verliebte Seufzer ausſtoſſen würden, anſtatt dem nachzudencken, was ſie reden wolten, oder einen Abſatz der Rede zu ſchlieſſen.

* * *

Ich nehme in einem vertraulichen Umgange mit meinen drey Freundinnen den trefflichen Schatz ihrer Verſtandes- und Gemüthes-Gaben / welche durch keinen Nachtheil oder Mangel der gewöhnlichen Auferziehung, noch durch ungleiche Vorurtheile, haben unterdrücket werden mögen, je mehr und mehr wahr. Was für Mittel die Mannsperſonen gebraucht haben mögen, ihr Geſchlechte in der Unwiſſenheit zu behalten, damit es ſich nicht aus der Niedrigkeit und Unterthänigkeit, zu welcher ſie es verurtheilet haben, heraus

 ſchwün-

ſchwünge, haben bey dieſen großmüthigen Töchtern nichts verfangen, ſie feige und niederträchtig zu machen. Und ich habe ſolche Proben von ihren natürlichen Talenten des Verſtandes und des Witzes geſehen, welche mir zu erkennen gegeben haben, wie wenig das iſt, was die Männer diesfalls von Natur zum voraus haben. Ich halte mich darum für verpflichtet, das Unrecht, ſo ihnen und ihrem Geſchlechte von dem meinen in einigem Stücke, deſſen ſie ſich mit Grunde beklagen können, angethan wird, ſo viel in meinem Vermögen ſtehet, zu verhindern und zu beſſern. Deßwegen will ich ihnen das Verzeichniß einer Frauenzimmer-Bibliotheck nicht länger vorenthalten. Sie beſtehet aus ſolchen Schriften, in welchen das Wahre und das Nützliche durch die geiſtreiche Form des Vortrages lebhafter und angenehmer vorgeſtellt wird; der Witz wird darinnen gebraucht, den Verſtand durch die Schönheit, die er ihm mittheilet, zu verſtärcken. Insgemein hat der Witz, nach der Anmerkung eines einheimiſchen Scribenten, den Nachtheil, daß er das Gemüthe vielmehr einnimmt, und in Verwunderung ſetzet, als daß er die Wahrheit durch die Anmuth,

mit der er ſie verſiehet, beſſer empföhle. Daher iſt nöthig, daß man, wenn er ſeinen rechten Nutzen haben ſoll, geſchickt damit umzugehen, und ihn ſchier unvermerckt anzubringen wiſſe. Die Wahrheit die er ſchöner machen ſoll, muß die Oberhand über ihn haben, dergeſtalt, daß ſie ihm keine Zierrathen ſchuldig werden muß, als ſolche, die er von ihr ſelbſt empfangen hat; wie eine ſchöne Perſon ſich daran begnüget, daß ſie das Angeſicht mit denen Haaren ziere, die von Natur an demſelben wachſen; die ſie zu ihrem Vortheil anzuordnen weiß, ohne daß ſie genöthiget ſey, fremde Zierrathen zu entlehnen, welche für ſich ſelbſt die Augen auf ſich ziehen. Eben beſagter Verfaſſer hat dieſen Witz, der das Gute und Wahre begleiten und erheben ſoll, das weibliche Vermögen der Seele genennt, ohne Zweifel weil derſelbe zu dem Erbtheil des weiblichen Geſchlechtes gehöret.

Ich hoffe, daß ich in dieſer neuangelegten Frauenzimmer-Bibliotheck keinen Wercken Platz gegeben habe, in welchen eine ſchlechtere und unächte Art Witzes herrſchete. Ich fürchte auch nicht, daß ſie mir vorwerffen werden, ich habe ſolche

Schriften in dieſes Verzeichniß geſtellt, in welchen das männliche Vermögen der Seele, der Verſtand, allzu abſtract gearbeitet hätte. Ein paar der vornehmſten, die dergleichen Vorwurff verurſachen könnten, ſind mit allem Fleiſſe für Perſonen des ſchönen Geſchlechtes geſchrieben worden, und die Verfaſſer haben es nicht für unwahrſcheinlich gehalten, vorzugeben, daß Frauenzimmer darinnen eine Hauptperſon ſpieleten. Ich hätte meinen Freundinnen unrecht gethan, wenn ich weniger Vertrauen auf ihre Scharfſinnigkeit geſetzet hätte.

Nachdem die Anſprache des Frauenzimmers auf die Wiſſenſchaft ſich nicht über das Maaß und den Charakter ihres Geſchlechtes erſtrecket, welcher in ſeinem Grunde, und nach der Uebung aller Nationen eine gewiſſe Eingezogenheit und Einſamkeit erfodert, die ſie von der Beſorgung öffentlicher Aemter und Geſchäfte entfernet, ſo habe ich ihnen etliche Hundert ſolcher Bücher erſparen können, welche die Staats- und Regierungs-Wiſſenſchaft bis auf die niedrigſten Grade der Proceſſierkunſt den Mannsperſonen nöthig machet.

Wenn dieſe Bibliotheck meine Freundinnen für ihre Wiſſensbegierde zu klein düncket, ſo bitte ich ſie zu bedencken, daß eine groſſe Bibliotheck eben ſo wohl als ein groſſes Buch leicht zu einem groſſen Uebel werde, weil man dann allzuviel mittelmäſſiges und ſchlechtes unter dem guten mitlaufen läſt. Gnug, daß ſie in dieſer Bibliotheck die beſten Muſter in der Wahl der Materien, und in der Art des Vortrages finden werden. Die Grundwahrheiten gehen in einen kleinen Raum; wer ſie wohl gefaſſet hat, und zu gebrauchen weiß, der kan ſich dann für ſich ſelber helffen, er kan dann, wie es die Lateiner geben, ohne Korkenrinden ſchwimmen. Ich bin verſichert, daß ihr Geſchmack ſich aus dieſen wenigen ſo gut formiren wird, daß er die guten Schriftſteller mit einer verſtändigen Fertigkeit aus den erſten Blättern eines Werckes erkennen wird.

Aus dieſer Urſache habe ich die Mühe erſparen können, an dieſe Bibliotheck noch ein Verzeichniß verbothener Bücher anzuhängen, welche die Frauensperſonen mit Fleiſſe meiden müſſen, wiewohl ſie bey den jungen Herren, die ſich Witzes und

Geſchmackes anmaſſen, in groſſer Hochachtung ſtehen.

Meine Frauensperſonen bringen zum Leſen den Vortheil, daß ihre Kräfte des Verſtandes und Witzes nicht abgenuzt und abgeſchliffen ſind; daß ſie noch keine fremde Falte an ſich genommen haben. Die jungen Leute von dem männlichen Geſchlechte werden insgemein auf den niedern und den hohen Schulen mit einer Menge gelehrten Plunders beſchweret, den man ihnen in die Hirnſchal eindrücket und einnöthiget, ſo daß ſie, wenn ihnen der Verſtand aufgehet, eine Anzahl Bücher zu leſen nöthig haben, nur damit ſie des unnüzlichen Pakes von Sophiſterey, Wortgrübeley, unverdauter Beleſenheit, Schulwitze, und ſektieriſchen Vorurtheilen wieder loos werden. Davor ſind die Frauensperſonen durch ihr gutes Glück bewahret worden, indem man ſie von den Oertern, wo die Wiſſenſchaften handwercksmäſſig gelehrt werden, ausgeſchloſſen hat. Ihr Geſchmack iſt um ſo viel reiner, je weniger er durch das Leſen ſchlimmer Muſter aus der natürlichen Einfalt geſetzet worden. Weil man ſie nicht kranck gemacht hat, ſo müſſen ſie keine Artzneyen einnehmen, wieder geſund zu werden.

den. Es iſt leicht zu begreiffen, was vor eine groſſe Zahl Bücher ſie daher entbähren können.

Ich hätte nichtsdeſtoweniger dieſe Bibliotheck um ein halbes Duzend Wercke verſtärcket, wenn ich in unſerer deutſchen Sprache alle die vortrefflichen Schriften gefunden hätte, welche man in der franzöſiſchen und der engliſchen hat. Ich habe mich genöthiget geſehen, etliche frantzöſiſche Bücher in mein Verzeichniß zu ſezen, die nicht überſetzet ſind, und etliche, die von den Ueberſetzern ſo übel mißhandelt worden, daß meine Freundinnen ſie in ihrer Grundſprache leſen müſſen, wenn ſie den Verfaſſer und nicht den Ueberſetzer leſen wollen.

Verzeichniß einer Frauen-Bibliotheck.

Der Zuſchauer, von Addiſon und Steele.

Der Hofmeiſter, von denſelben.

Der allgemeine Zuſchauer, in Zelle.

Pamela, von Richardſon.

Lok von der Auferziehung der Kinder.

Verſuch einiger vernünftigen Gedancken von der Auferziehung und Unterweiſung der Kinder.

Kanitzens Gedichte.

Der Freydencker, aus dem Engliſchen.

Die Gedancken der unſichtbaren Geſellſchaft.

Thirſis und Damons freundſchaftliche Lieder.

Ein Halbes hundert neuer Fabeln, von Meyer.

Die Begebenheiten des Robinſon Cruſoe.

Fenelons Telemach.

Die Geſchichte der Severamben.

Der hochgeſtiegene Bauer, von Marivaux.

Mariane, von demſelben.

Der Haarlockenraub, von Pope.

Opizens Gedichte.

Cervantens Don Quixote.

Addiſons Cato.

Hallers Gedichte.

Hagedorns.

Drollingers.

Thomſons Jahrszeiten.

Barclaiens Argenis.

Joſeph Andreas Abentheure, von Fielding.

Miltons verlohrnes Paradies.

Racinens Gedichte über die Religion.

Neue

Neue Beyträge zum Vergnügen des Verſtandes und des Witzes.

Schertzhafte Lieder, von Gleim.

Die Täntzerin, von R.

Pygmalion von S. Hiacinth.

Briefe der Frau von Sevigne.

Xenophons Cyropädie.

Charakter und Sitten des gegenwärtigen Weltalters, von la Brüiere.

Xenophons ſocratiſche Geſpräche, von Tomaſe überſezt.

Platons Geſpräche Socrates, von Müller überſetzt.

Müllers Geſpräche der alten Weltweiſen.

Theophraſts Charakter der menſchlichen Sitten.

Charakteriſtica, von Schaftsbüry.

Trüblets Gedancken über Gelehrſamkeit und Sittenlehre.

Charrons Schatz der Weisheit, von der Fräulein von Greifenberg überſetzt.

Holbergs moraliſche Abhandlungen.

Boethius von Knorren überſetzt.

Antonins Betrachtungen ſeiner ſelbſt.

Fontenellens Geſpräche der Todten.

Montesquious perſiſche Briefe.

Popens Verſuch vom Menſchen.

Tillotſons Predigten.

Clarks geiſtliche Reden.

Mosheim heilige Reden.

Schauſpiel der Natur, von Plüſche.

Verſuch einiger moraliſchen Betrachtungen über die Wercke der Natur.

Derhams Naturleitung zu Gott.

Fontenelle von mehrern Welten.

Algarotti neutoniſche Philoſophie für das Frauenzimmer.

Erasmi Lob der Narrheit.

Liſcovs ſatyriſche Schriften.

Meyer vom Schertze.

Rollins alte Geſchichte.

Briefe über die Engelländer und die Frantzoſen, von Muralt.

Lebensvergleichungen durchlauchter Helden, von Plutarch.

Leben Carls des zwölften, Königs von Schweden, von Voltaire.

Die alten Geſchichte der Juden, von Prideaux.

Voltairens Briefe von den Engelländern.

Das ſieben und ſiebenzigſte Blatt.

Gut Land, gut Mägdgen.
Zollickofer.

Als ich vor etlichen Tagen zu Dürer gehen wollte, nahm ich wahr, daß ein Frauenzimmer, indem ſie ihr Schweißtuch hervorzog, und wegen des ſcharffen Windes vor das Angeſicht hielt, einen Brief auf die Erde fallen ließ. Ich hob ihn auf, und wollte ihn derſelben gleich wieder zuſtellen; aber als ich ſah, daß es eine meiner vertrauteſten Baſen war, änderte ich meinen Vorſatz, und ſteckte ihn in die Taſche. Er war an eine ihrer Geſpielinnen geſchrieben, welche ich bitte, es meinen guten Abſichten zuzuſchreiben, daß ich ihr ſelbigen auf dieſem Blatte gedrückt übergebe.

Wertheſte Freundin!

Ihr verlanget von mir zu wiſſen, wie weit ich mit dem Nachwerber gekommen ſey, von welchem ich euch neulich erzehlet habe,

habe, daß ers ſich um meine Perſon einen rechten Ernſt ſeyn laſſe. Es ſcheint ſchier, ihr ſeyd einiger maſſen beſorget, daß ich mich von ihm überreden laſſe. Ihr meldet, man müſſe von keinem eckeln Geſchmacke ſeyn, wenn man zugeben könne, daß ein ſolches plumpes Geſicht uns küſſe, ſo oft als es ihm beliebt; und ihr führet mir den Entſchluß ins Gedächtniß zurück, den wir beyde ehemahls mit einander gefaſſet hatten, nämlich, der Bräutigam, der uns gefallen wollte, müßte wohl gewachſen, männlich braun, luſtig, nicht karg und nicht eiferſüchtig ſeyn. Ihr ſehet dieſe Tugenden bey meinem diesmahligen Freiwerber nicht; und ich kan in der That ſelbſt nicht ſagen, daß dieſe Partey denen Vorſtellungen, welche ich mir vor der Zeit von meinem künftigen Manne gemacht hatte, eine Gnüge thue. Alleine, wenn ich bedencke, daß dieſes der vierte wäre, welchen ich in einer Zeit von ſechs Monaten ausgeſchlagen hätte, ſo fürchte ich, daß ſich derer wenige mehr im Vorrathe finden mögten. Ich ruffe mir zugleich ein paar Denckſprüche in den Sinn, welche ich in einer moraliſchen Schrift geleſen habe. Der erſte lautet: die eckle

Zärt-

Zärtlichkeit vermindert nur die Anzahl der Beluſtigungen; der andere: Derjenige wird ſpäthe glücklich werden, der ſich nicht ſelber ein wenig betriegen hilft. Dieſe Betrachtungen geben meinem erſtern Vorſatz einen groſſen Stoß, und wenn ihr heute Abends nicht zu mir kommet, und mir durch euern Zuſpruch einen Muth machet, ſo ſtehe ich in groſſer Gefahr unter dieſen Verſuchungen zu erliegen.

Stratonice.

Hieſige Töchter ſind insgemein mit Korb austheilen und gebratenes auftiſchen/ wie ſie es heiſſen, sehr freygebig, ungeachtet ſie ſich dadurch in die Gefahr begeben, daß ſie zulezt, indem die Blüthe der Jugend allmählig und unvermerckt verwelcket, keinen Ausweg mehr aus dem verachteten Jungfernſtande finden können. Es war ein ſonderbares Glück meiner Baſe, daß ſich in ſechs Monaten vier Freiwerber bey ihr angegeben haben. Die Freiwerber kommen nicht aus dem Boden hervor, wie die Schwämme; ſie ſind auch nicht von der Natur des Drachen Pythons, dem jeder Kopf, den Apoll herunterſchlug, mit einem neuen erſetzet ward.

Da-

Damit ich ihnen dieſe Gefahr, in welche ſie ihr verzärtelter Geſchmack ſtürtzet, deſto lebhafter vorſtellete, habe ich mit Hülffe einiger Freunde eine Berechnung aller derjenigen Perſonen von beyderley Geſchlechte zwiſchen 18 und 36 Jahren gemacht, welche zu dieſer Zeit in unſrer Stadt zu verheurathen ſtehen. Wir haben die gantze Stadt ſamt den Vorſtädten in ſechs Quartiere eingetheilt, und jeder von uns eines derſelben abzuzehlen übernommen. Wir fanden an der Zahl

Weiblichen Geſchlechtes.			Männl. Geſchl.	
Im erſten Quartier Perſonen		70	Perſ.	43
Im zweyten	=	114	=	69
Im dritten	=	91	=	73
Im vierten	=	98	=	83
Im fünften	=	60	=	50
Im ſechſten	=	93	=	71
		526		389

Man ſtelle ſich hier vor, daß die 389 Junggeſellen ſich in ſolchen Umſtänden befinden, in welchen ehmahls die Benjamiter ſtuhnden, und daß die 526 Töchter in der Stelle des Frauenzimmers von Silo ſtehen. Es bedünckt mich, ich ſehe dieſe ihre Ballete auf den Spatzierplätzen vor der Stadt anordnen, und alle ihre Gedan-

ken

ken eintzig auf die Kleidung, und die Leibesbewegung ſencken, als die 389 Freier plötzlich aus den Weinbergen hervor eilen, und unter dieſe ſichern Dauben fallen. Dieſer ergreiffet diejenige, welche ihm der Zufall zuerſt in den Weg geführt hat; jener lieſt ſich eine aus, welche durch ihren Schönheitsglantz unter den übrigen hervorſcheinet, wie der Mond unter den kleinern Sternen; ein anderer wird durch das Feuer der edeln Steine, der Perlen, und den Glantz des Goldes zu einer hingezogen; noch ein anderer wird durch das Schrecken ſelbſt und die ſittſame Zagheit und Verwirrung einer Tochter zu ihr gelencket; Mancher hat ſchon eine angefaſſet, aber verläßt ſie wieder, und greifet nach einer andern, welche mehr Munterkeit und Feuer zeigt; Mancher ſtellet eine, die ſich in ſeinen Armen allzu ungebehrdig ſträubet, ſachte auf die Erden, und kehret ſeinen Weg zurücke, eine zu ergreiffen, die mit langſamen Schritten flieht, und mit einer Freundlichkeit zurücke ſchauet, die zu ſagen ſcheint, daß ſie ſich mit Luſt ergreiffen lieſſe. Indeſſen bleiben noch 137 Töchter übrig, welche niemanden gefunden, der ſie hätte rauben wollen. Dieſe

bezeigen in ihrer Mine und Gebehrdung ein gezwungenes Vergnügen, daß ſie ihre Freyheit behalten haben, da ihre Geſpielinnen ſämtlich weggeraubet worden.

Dieſe Vorſtellung iſt deſto gegründeter, weil der Liebes- und Heuraths-Handel als eine Art Krieges geführt wird. Meine Correſpondentin Muſidora hat ſich umſtändlich darüber erklärt, und es iſt nicht wohl zu läugnen, daß nicht die gröſten Vortheile in dieſem Kriege auf der Seite der Männer ſeyn.

Ich zweifle nicht die heurathszeitigen Töchter, welche dieſes mit ihr betrachten, werden dadurch ſorgfältig gemacht werden, auf ihrer Hut zu ſtehen, damit ſie nicht entweder im Frieden übergangen, und des Streites nicht einmahl gewähret werden, oder, wenn ihnen Fug zum Kampfe gegeben wird, ſie aus unzeitiger Begierde den Streit zu verlängern, und den Sieg ſchwer zu machen, auf daß ſie ihre Geſchicklichkeit in den Vertheidigungskünſten ſehen laſſen, den Feind nicht wider ihren Vorſatz bewegen, die Waffen niederzulegen, und von dem Kampfplatz abzuziehen.

Ich will ihnen über dieſen leztern Punkt keine Lehren geben: Aber wenn ſie be-

greiſen, wie viel überhaupt einer jeden daran gelegen ſey, daß ſie ſich vor allen andern zeige, ſo bitte ich ſie ferner zu betrachten, daß ſie ſich auf keine vortheilhaftigere Art hervorthun können, als wenn ſie ſich befleiſſen, die andern an Sittſamkeit, Gütigkeit, und Artigkeit des Verſtandes zu übertreffen. Das ſind Eigenſchaften, welche die häßlichen ſelbſt liebenswürdig, und die ſchönen noch liebenswürdiger machen.

Im übrigen gebe ich einem jeden unverheuratheten Frauenzimmer in dieſer Stadt zu bedencken, wie viel ihr daran liege, daß ſie mit den jungen Mannsperſonen in eine gewiſſe ehrliebende Bekanntſchaft komme. Es herrſchet ein altes Vorurtheil bey uns, daß die Töchter, die den jungen Herren vergönnen, ſie auf den öffentlichen Spaziergängen zu begleiten, ſie nach Hauſe zu führen, und ſie daſelbſt ein Stündgen mit aufgeweckten Geſprächen zu unterhalten, nach ihrem Fall eilen. * Sobald ein Frauenzimmer ſich von einem jungen Herren en deshabillé oder bey ihrem Nachtiſche ſehen, oder ſich von ihm die Hand

t 2 küſſen

* Dieſe Anmerckung iſt im Jahr 1721 gemacht worden.

küſſen läßt, ſo ſchreyt die Verleumdung, ſie lauffe in ihr Verderben, und, man würde eine ſolche vor Alters in dem Laſterkorb ins Waſſer geſetzet haben. Insgemein iſt eine gewiſſe wilde Unvertraulichkeit zwiſchen den Leuten von beyden Geſchlechten bey uns eingeführt. Dieſe macht die Zuſammenkünfte und mündlichen Unterredungen zwiſchen ihnen überaus ſchwer. Daher machet ſich mir die Verfertigung meiner wöchentlichen Blätter unter andern auch durch die Betrachtung beliebt, und angenehm, daß ſie eine Art von Umgang ſind, welche ich mit dem Frauenvolck allhier ohne Aergerniß haben kan. Die Rechnung, die ich ihnen vorgeleget habe, beweiſet ihnen indeſſen unwiderſprechlich, wie nothwendig es für ſie ſey, daß ſie dieſe gefährliche Gewohnheit verwerffen, und den Zutritt zu ihren Perſonen etwas leichter machen, daß insbeſondere diejenigen dieſes thun, welche gegen die Süſſigkeit, die Hymen ſeinen Untergebenen mittheilet, nicht gleichgültig ſind, welche ſelbige nicht ohne Reue miſſen können, und nicht gnugſame Reitzungen um ſich haben, die jungen Männer durch den Glantz des Goldes, der Ehren, oder der Schönheit zu ſich zu ziehen. Ich überlaſſe

laſſe demnach ihrem Verſtande, wie ſie nach und nach eine gröſſere Vertraulichkeit zwiſchen beyden Hauptſtämmen des menſchlichen Geſchlechtes einführen wollen, ohne daß ihr guter Nahme dadurch in böſe Nachrede komme.

Die Geſetzgeber, welchen die Vermehrung des Staates durch den Weg der Fortpflantzung angelegen geweſen, haben die Vertraulichkeit zwiſchen beiden Geſchlechten für ein bequemes Mittel angeſehen, zu dieſem Endzwecke zugelangen. Der Geſetzgeber der Severamben hat deßfalls geordnet, daß die Weibsperſonen, welche das ſechszehnte, und die Jünglinge, welche das achtzehente Jahr erreichet haben, einander in Gegenwart ihrer Aufſeher auf den Spatzierplätzen, bey Balleten, auf der Jagd, bey den Muſterungen, und an allen offentlichen Feſten ſehen mögen. Bey dergleichen Gelegenheit mögen bey dieſem Volcke die Jünglinge ſich bey den Töchtern anmelden, und ihnen mit aller Freyheit ſagen, daß ſie lieben, und die Töchter dürfſe ihr Gewerbe ohne Schande anhören. Sie haben achtzehn Monate lang Zeit und Friſt, einander zu ſehen, kennen zu lernen, und zu lieben, ohne daß ſie zum Schluſſe

ſchreiten. Der Geſetzgeber von Sparta hat ſich von der Begierde das Heurathen zu befödern verleiten laſſen, die Vertraulichkeit zwiſchen den jungen Leuten auf einen Grad zu erheben, der eben nicht nöthig war. Er ließ die jungen Töchter in Gegenwart der Jünglinge halbangekleidet tantzen und kämpfen. Plutarch ſagt zwar zu ſeiner Entſchuldigung, daß das nichts ſchändliches geweſen, weil Sparta der Thron der Zucht und Schamhaftigkeit geweſen wäre. Nichtsdeſtoweniger hat Euripides in der Andromacha dem Menelaus durch Peleus vorwerffen laſſen, die Ausſchweifungen ſeiner Frau kämen von ihrer ſpartaniſchen Auferziehung her. Die Worte des Peleus lauten: Die ſpartaniſchen Töchter können nicht ſittſam ſeyn, wenn ſie gleich wollten. Denn ſie gehen auf den Gaſſen mit halboffenen Röcken, ſo daß man ihnen die Hüften ſehen kan; ſie gehen mit den jungen Herren, ſie fechten und ringen mit ihnen.

Damit ich auch etwas beytrüge, unſere jungen Leute mit einander bekannter zu machen, und dadurch die Heurathswerbungen zu erleichtern, habe ich meinen Buchdrukker beredet, daß er alljährlich eine voll-

ſtändige Matrickel aller Perſonen beyderley Geſchlechtes, die zum Endzwecke der Heurath taugen, mit ihren Vornahmen und Geſchlechtesnahmen, ihrem Alter, der Gaſſe und dem Hauſe, wo ſie wohnen, ihrem Stande und Gewerbe, in den Druck geben ſollte. Er bittet derowegen alle diejenigen, die in Furcht ſtehen, daß ſie vergeſſen werden möchten, ihm in drey Monathen ihre Perſonen durch einen Zedel, ſo an ihn ſelbſt geſtellt iſt, nahmhaft zu machen. Wenn dieſes Vornehmen ein oder mehr hundert Jahre wird fortgeſetzt werden, ſo werden unſere Nachkommen dann das ſeltſame Vergnügen haben, einen ganzen Band voll dergleichen Liſten zu durchlauffen, worbey ſie Anlaß haben werden, allerhand theils ſeltſame, theils lehrreiche Anmerckungen zu machen.

Das acht und ſiebenzigſte Blatt.

Hoc necque in Armeniis Tigres fecere latebris,
Perdere nec fœtus auſa leœna ſuos.
At teneræ faciunt, ſed non impune puellæ.
OVID. Amor. L. II.

Die Römer hatten vormals eine ſeltſame Gewohnheit, das Geſchicke ihrer Kinder zu prognoſticieren; Sie pflantzten an dem letzten Tage der erſten Woche ihren neugebohrnen Kindern zu Ehren ein abgebrochnes junges Schoß von einem Myrten- oder Ceder-Baum in einen fetten Grund, aus deſſen Wachsthum ſie hernachmals das Glücke ihrer Kinder, und die Länge ihres Lebens errathen wollten. Ich halte dieſe Gewohnheit für ein moraliſches Hieroglyphicum, welches uns die ſo nöthige Sorgfalt in der Auferziehung der Kinder vorſtellig machen ſoll. Die Philoſophen nennen den Menſchen einen umgekehrten und wandelnden Baum, eben aus der Urſache, weil dieſe beyden eine groſſe Aehnlichkeit haben. Ein junges Propf wird weder wurtzeln noch kei-

keimen, wenn es nicht fleiſſig gewartet, gewäſſert, und beſchnitten wird; So fodert die Pflege eines Menſchen eben ſo vielen Fleiß, Mühe und Sorgfalt; und man kan alle Regeln der Pflantzkunſt durch geſchickte Metaphern auf die Kinderzucht ziehen. Der Wachsthum und die Geſundheit einer Pflantze wird allein von der gemäßigten Luſt und dem anſtändigen Nahrungsſaft erhalten und befördert. Es liegt am Tage, daß die unverdroſſene Arbeitſamkeit unſrer Voräldern die unfruchtbaren Wildniſſe und Hügel unſers Landes bezwungen, und fruchtbar gemachet hat; Und niemand wird in Abrede ſeyn, daß der Feldbau und die Pflantzkunſt in unſern Gräntzen ſeit wenigen Jahren ſehr in das Aufnehmen gekommen ſeyn. Hingegen wird die Pflege des Menſchen verſäumet und aus der Acht gelaſſen. Die Aeltern, welche in figürlichem Verſtande Gärtner heiſſen, ſind ſo verzärtelt, daß ſie aus einer wollüſtigen Weichlichkeit ihre biegſamen Pflänzgen in den Grund verderben helffen, indem ſie ihnen den angewöhnten und geſunden Nahrungsſaft entziehen, und ſie in einen ſchlimmen Grund verſetzen. Es hat ſich ſeit wenigen Jahren eine ſchlimme und ſchädliche Mode

in unſren Bergen eingeſchlichen, die ſich von Tage zu Tage weiter ausbreitet, und die Geſundheit vieler Kinder ſchwächet, daß viele Mütter aus bloſſer Trägheit das Amt ihre Leibesfrucht zu ſäugen, ohne Wahl, fremden und manchmahl ungeſunden, hitzigen und laſterhaften Ammen abtreten; maſſen bekandt iſt, daß mehrmahlen diejenige Dirnen zu dergleichen Amt gedungen werden, ſo zu Falle gekommen ſind. Ich glaube, daß nichts bequemer und dringender ſey, dieſen unbarmhertzigen Müttern eine ſo ungerechte und unnatürliche Gewohnheit verhaßt zu machen, als wenn ich ſie das Geſpräche des groſſen Philoſophen Phavorinus in dieſen Blättern leſen laſſe, welches er mit einer vornehmen Frauen zu Athen über dieſe Materie gehalten hat. Gellius beſchreibet uns daſſelbe nach der Länge alſo:

„ Es wurde einsmals dem groſſen Philoſophe Phavorinus, da ich und etliche gute Freunde zugegen waren, zu wiſſen gemachet, daß die Frau eines vornehmen Rathsherrn, der ehdeſſen ſein Schüler und von ſeiner Sekte war, vor wenig Minuten eines jungen Söhngens glücklich geneſen wäre; er entſchloß ſich auf der Stelle,

ſo fern es uns gefiele, wollten wir bey ihm ohne Anſtand einen Beſuch abſtatten, und ihm wegen des jungen Erbens glückwünſchen; uns war dieſer Vorſchlag angenehm, und wir giengen mit ihm. Kaum waren wir in das Haus hinein getreten, ſo ſahen wir den erfreuten Vater uns entgegen eilen, welcher uns ſehr höflich empfieng, und nach abgelegten Gratulationen niederſitzen hieß. Unſer Philoſoph erkundigte ſich alſofort um die Stunde der Geburt, um die Gröſſe der Geburts-Wehen, und den Zuſtand der Frau Sechswöchnerin, damit er nemlich wüſte, ob er dieſelbe ohne ihre Ungelegenheit ſehen könnte. Nachdem er aber vernommen, daß ſie in der Geburt groſſe Schmertzen erlitten, und aus Mattigkeit in einem tiefen Schlaf begraben läge, fuhr er dergeſtalt fort: Ich trage keinen Zweifel, die Mutter werde ihr Kind ſelbſt ſäugen und ſtillen. Sie verzeihen mir, mein Herr, verſetzte des Rathsherrn Frau Schwieger, die ungeſehr dazwiſchen gekommen war, dieſe Geburt hat die gute Mutter ſo vielen Schweiß und Schmertzen gekoſtet, daß es die gröſte Ungerechtigkeit wäre, ihr ein ſo beſchwerliches und mühſames Amt, wie dieſes iſt, auf-

aufzubürden, man kan dieſe Sorge den Säugammen überlaſſen. Allein Phavorin begegnete ihr: Meine Frau, wollet ihr, daß eure Tochter allein die Mutter von dieſem Kind ſey, ſo wehret ihr nicht, daß ſie das Amt einer Mutter vollkommen und in allen ſeinen Theilen erfülle; bedencket wie grauſam und unnatürlich es iſt, ein Kind an dieſe Welt gebohren haben, und ſtracks nach der Geburt daſſelbe mit Gewalt von ſich ſtoſſen; etwas unter ſeinem Hertzen getragen, und mit ſeinem Blute geſpeiſt haben, das man noch nicht gekannt hat, und es dann ſeiner Milch berauben, nachdem es allbereit gebohren und beſeelet iſt, einen vernünftigen Menſchen, der die Brüſte ſeiner Mutter, ſeine ihm geordnete Speiſe, mit Thränen ſuchet. Vielleicht ſtehet ihr auch in dieſem Wahne, der Schöpfer habe dem weiblichen Geſchlecht die gewelbten Brüſte über dem Hertzen gepflantzet, allein ihre Schönheit dardurch vollkommner zu machen, nicht aber in dem Abſehen, daß ſie dienen ſollten, die kleinen Kinder zu ernehren. Dieſer Wahn, welcher faſt durchgehends regieret, hat einiche Frauen zu der Schwachheit verleitet, daß ſie mit groſſer Gefahr ihrer eigenen Geſund-

ſundheit ſich unterfangen haben, die natürlichen Quellen ihres Leibes auszuſchöpfen, und die Milch aus den Brüſten, den Säugammen des menſchlichen Geſchlechtes, abzuzapfen; gerade als wenn dieſelbe ein bloſſer Auswurff wäre, welcher den Glantz ihrer Schönheit verdunckeln hülffe. Dieſe handeln in dem Grund eben ſo ungerecht, als diejenigen, welche aus allzu groſſer Sorge für die Schönheit, und aus einer närriſchen Forcht, daß das Gewölbe ihres polierten Leibes zuſammenfallen mögte, die empfangene Leibesfrucht durch unerlaubte Künſte abzutreiben ſuchen. Es iſt ohne Widerrede eine unmenſchliche That, davon jedermann mit Abſcheue redet, einen Menſchen in ſeinen erſten Anfängen, da er gebildet und belebet wird, gleichſam unter der Hand des Schöpfers zu zernichten; aber die andere wird euch nicht minder grauſam vorkommen, wenn ihr ſie mit dieſer vergleichet; einen vollkommenen Menſchen, der ſeiner Mutter die Zeit über da ſie ihn getragen hat, ſo viele Pein und Schmertzen verurſachet hat, die eigene Leibesfrucht, der natürlichen und mitgebohrnen Nahrung des Blutes ſeiner Mutter zu berauben. Man höret insgemein zum

Schu-

Schutze dieſer ſchädlichen Mode ſagen, es lieget ja nichts daran, wenn das Kind ernehret wird, von wem es geſchehe: allein dieſe Rede iſt eben ſo unvernünftig, als wenn ſie ſagen würden, es ſey nichts daran gelegen, in weſſen Leib und aus weſſen Blut der Körper eines Kindes zugerichtet und formiert werde, maſſen die Milch der Mutter eben dasjenige Blut iſt, davon es vor der Geburt genoſſen hat, als welches ſich, nach einer weiſen Verordnung des Schöpfers, bey der herzurückenden Geburtsſtunde in die Brüſte ergieſſet, und daſelbſt durch die Hitze entfärbet. Man hat wahrgenommen, daß ein Zicklein, wenn es mit Schafmilch geſpeißt wird, die zärteſten Haare krieget, da im Gegenſatz ein Lamm, das von einer Geiſſen geſäuget worden, die gröbſte Wolle trägt. Man gläubt auch nicht ohne Grund, daß die Beſchaffenheit und Natur der Milch, zu der Geſundheie des Kindes, welches davon ernehret wird, beynahe ſo viel beytrage, als die Natur des Saamens. Dieſes kan man bey den Pflantzen und Früchten klar ſehen, maſſen es unſtreitig iſt, daß der Grund, in dem ſie gewurtzelt, und der ihnen den Nahrungsſaft mittheilet, mehr beyträgt,

den-

denſelben einen gewiſſen Geſchmack zu geben, als der Saame ſelbſt. Und es iſt nichts ſeltenes, daß eine blühende und trächtige Pflantze verdorret, wenn ſie in eine ſumpfigte Erde verſetzet wird, und einen ungeſunden Saft empfängt. Eben auf dieſe Weiſe wird auch die Geſundheit und die gute Art eines Kindgens geſchwächet, wenn es von einer Amme geſäuget wird, die eines niedrigen und ſklaviſchen Gemüthes, die laſterhaft, heßlich, geil, oder vertruncken iſt: Welches alles Sachen ſind, die bey der Wahl der Säugamme in keine Betrachtung gezogen werden. Eben dieſes iſt auch die Urſache, daß man öfters Kinder ſiehet, die ihren Aeltern weder an den Lineamenten, noch an den Sitten gleich ſind. Ihr müßtet dieſemnach alle natürliche Anmuthung ausgezogen haben, wenn ihr euer Söhngen in eine ſo augenſcheinliche Gefahr ſetzen, und ohne Noth durch fremde Milch ſeine Geſundheit, und angebohrnes munteres Weſen würdet zerſtören laſſen. Der groſſe Poet Virgilius, den ich ſehr hoch ſchätze, hat folgende Verſe des Homers glücklich nachgeahmet und vermehret:

'Ουκ

Ουκ ἄρα σοὶ γε πατὴρ ἦν ἱππότα πηλεὺς,
Ου δὲ Θέτις μήτηρ, γλαύκη δὲ σ' ἔτικτε θάλασσα
Πέτραι τ' ἠλίβατοι. Ὅτι τοὶ νόος ἐστὶν ἀπηνής.

wenn er in dem vierten B. ſeiner Ae-neis ſinget:

Nec tibi diva parens, generis nec Dardanus Auctor
Perfide, ſed duris genuit te cautibus horrens
Caucaſus, Hyrcanæque admorunt ubera tigres.

Zu dieſem allem kömmt noch, daß ſolche Mütter, die ihre Kinder fremden Säugammen überlaſſen, das feſte Band der Liebe, in welches die Natur Aeltern und Kinder zuſammen verbunden hat, entzwey ſchneiden, oder wenigſtens abſpannen und erweitern; denn ſo bald das Kind aus dem Geſichte weggeſchaffet iſt, ſo vermindert ſich die mütterliche Liebe; und die kindliche Zuneigung wird derjenigen verſchwendet, die es ernehret hat.

* * *

Ich will dieſe nachdrücklichen und lebhaften Vorſtellungen des Philoſophen Phavorins durch unnöthige Wiederholungen nicht ſchwächen, wie andere vor mir gethan haben; und die Exempel des Titus, Nerons,

Nerons, und Caligula ſind ſo bekannt, daß es überflüſſig wäre, dieſelben hier anzuführen; vielweniger werde ich meine Leſer von dem ſchönern Geſchlechte zu den witzloſen Thieren hinweiſen, daß ſie von ihnen diejenigen Pflichten erlernen, welche die Natur vorgeſchrieben hat. Es hat auch unſer Philoſoph ſchon angemercket, daß diejenigen Ausdrücke, derer ſich die Poeten bedienen, wenn ſie z. Ex. von einem Grauſamen ſagen, er habe an den Brüſten eines wilden Tiegers gehangen, nicht als Hyperbolen anzuſehen ſeyn. Ich erinnere mich einer Hiſtorie, welche dieſe Anmerckung kräftig unterſtützet: Juſtinus erzehlet, daß ein gewiſſer Menſch ſo ſchnell habe lauffen können, als ein Hirſch, weil er von einer Hirſchenkuh geſäuget worden. In der alten Hiſtorie iſt des Cato Frau ein berühmtes Exempel einer klugen Aufführung gegen ihre Kinder; Plutarch meldet von ihr, daß ſie nicht allein ihr eigen Söhnchen, ſondern auch öfters die Kinder ihrer Dienſtmägde geſäuget habe; damit ſie demſelben dadurch die künftigen Knechte treu und gewogen machete, denn ſie glaubte, daß eine gleiche Nahrung tüchtig ſey, die Gemüther junger Kinder zuſammen zu verbinden.

Wenn die Frauen unſers Landes ſich durch die Ehrbegierde würden bewegen laſſen, dieſem rühmlichen Exempel nachzufolgen, ſo wollte ich ihnen verſprechen, ſie in meinen Blättern der Nachwelt anzurühmen; wiewohl ich nicht Bürge ſeyn kan, daß dieſe ſo lange dauern werden, als die Schriften des Plutarchs. Es düncket mich indeſſen, daß derjenige Grund, welchen Phavorin zuletzt anführet, die ſicherſte Wirckung in den weichen und empfindlichen Gemüthern unſrer Frauen thun werde; ich will ihnen dahero denſelben nochmahls in einer Fabel zu Gemüthe führen.

Es kam eine Haus-Daube, die von den Eyern in das Feld geflogen war, und durch einen Flinteſchuß verwundet worden, zu der Wald-Daube geflogen, und bat ſie ſehr dringend, daß ſie ihr den Dienſt erweiſen, und ihre Eyer ausbrüten wolte, weil ſie für die Wiederherſtellung ihrer Geſundheit beſorget wäre; ſie ſuchte auch ihrer Bitte durch unterſchiedene Verſprechungen einen Nachdruck zu geben. Die wilde Daube ließ ſich endlich erbitten, ihr dieſen Dienſt zuzuſagen, und leiſtete denſelben ſo treulich, daß ſie mit ihren Jungen aus-

ausſliegen konnte, bevor noch die Haus-Daube geheilet zurücke kam, welches nichts-deſtoweniger in wenig Tagen darauf geſchahe. Dieſe nun, als ſie ihre Jungen nicht antraf, ward ſehr beſtürtzt, und flog eilends dieſelben zu ſuchen, erblickte ſie auch aus der Luft, wie ſie nebſt der Wald-Daube auf dem Gipfel einer Buche ſaſſen. So bald ſie ſich herabließ, rief ihr die Wald-Daube zu: Sieheſt du, wie treulich ich mein Verſprechen gehalten habe; hier haſt du deine Jungen, bezahle mir nun auch, was du mir verheiſſen haſt. Die Haus-Daube lockte ihren Jungen herzu, allein ſie flogen auf, und ſchoſſen gantz wild und ſchüchtern durch die Luft. Da ſagte ſie zu der Wald-Daube: Jch habe dich gebeten meine Eyer auszubrüten, damit ſie nicht verderben, aber ich bin dir nicht mehr Danck ſchuldig, als wenn du es mir rund abgeſchlagen hätteſt, weil du ſie nicht mir, ſondern dir ausgebrütet haſt, begnüge dich damit; und flog davon.

Das neun und ſiebenzigſte Blatt.

Auxilium multis, ſuccus & herba fuit.
OVID. de Med. Am.

Mein Herr!

WEnn ihr die leibliche Naſe ſo unverderbt behalten habet, als die figürliche Naſe bey euch rein und geſund iſt, ſo werdet ihr dieſes Blatt, das mit Tabacksrauche durchbeitzet iſt, ohne Eckel überleſen. Jedermann, der es in einer Sache hoch gebracht hat, will gerne davor angeſehen ſeyn; Phryne eine ungemeine Löſlerin hat gewünſchet, daß ihre Galanterien auf die Nachwelt kommen mögten, und ſich darum anerboten, daß ſie die Stadt Thebe wieder aufbauen wollte, wofern man folgende Schrift in die neuen Mauern wollte hauen laſſen: Alexander hatte dieſe Ringmauern zerbrochen; aber Phryne die Meiſterin im Buhlen hat ſie wieder gebauet. Ich bin ein auſſerordentlicher Tabackſchmaucher, und ich wünſchte, daß mich die Leute durch euer Zuthun hochſchätzen lerneten.

Der

Der Boden des Zimmers, wo ich dieſe Zeilen ſchreibe, iſt mit Tabacksaſche überſtreuet, in welche meine Fußtapfen ſich ſo deutlich eindrücken, als der Prieſter des Beels ehmahls in dem Tempel zu Babel gethan hatten. Aus dieſem Tabacksſande ſteigen allerorten Stücke von den engliſchen Pfeifen hervor, welche darinn begraben liegen, und ihn einem Todtenacker gleich machen, wo der Todtengräber einen Haufen weiſſer Beine von abgefleiſchten und verfaulten Menſchen hervorgeworfen hat, dergleichen der gute Opitz in ſeinen Kriegesvollen Lebenstagen geſehen, und davon geſchrieben hat:

Drum ſind die Felder itzt ganz weiß von Todtenbeinen.

Ich bin geſonnen, alle dieſe weiſſe, gelbe und ſchwartze Reliquien meiner hingefallenen Pfeifen in der Form einer Pyramide aufzuthürmen, welche mit ihrer Spize etliche Schuhe in die Höhe ſteigen ſoll. Ich verſpreche mir von dieſem Tropheo eben ſo viel Ruhm als andere von Pyramiden aus Menſchenbeinen erhalten haben. An den Wänden ſieht man neben einem kleinen Schrancke von Büchern, die ich nach dem Taback am meiſten liebe, nichts

anders als Tabackspfeiſen, die ich aus allen Ländern geſammelt, und wie Muſketen, Feuerrohre, Spieſſe, und Hirſchfänger auf kleinen Geſimſen aufgeſtellt habe. Die vornehmſte darunter, die ich niemahls, als an meinem Geburtstage und dergleichen Freudenfeſten zu ſtopfen pflege, habe ich von einem Frantzoſen theuer gekaufet, welcher ſie aus Canada gebracht, und mich verſichert hat, daß die Iroqueſen ſie für eine Friedens-Tabackspfeiſe gebraucht haben. Ueber meinem Haupte hangen etliche hundert Pfunde von Tabackrollen, die ich an langen Kräntzen von einer Wand zur andern gezogen habe. In dieſem Zimmer zünde ich alle Tage ein Opfer an, das beym Aufgange der Sonne ſchon brennet, und ſpäter erlöſchet, als die Strahlen des Abends. Es giebt Leute, die mich mit einem Alchymiſten vergleichen; meine Pfeiſen ſind nach ihrer Vorſtellung geſchmeidige Brennöfen mit einem engen und länglichten Rauchfange; aber dieſe betrachten nicht, daß ich nicht bloß und alleine Rauch, wie die Alchymiſten, ſondern auch Speiſe aus meinem Deſtillierkolben ziehe. Sie könnten mich mit beſſerm Rechte einem Philoſophe an die Seite ſtellen, wenn ich mit dem

Rauche, den ich zugleich mache, und verblaſe, über die Eitelkeit und den Dunſt der menſchlichen Gedancken und Geſchäfte philoſophire. Der Taback lehret mich auch die Mäſſigkeit, weil er mich zugleich ſpeiſet und träncket, und zu beweiſen, daß die Natur mit wenigem geſättiget werde, will ich nur zu betrachten geben, daß ein Loth Tabacks mir eine gantze Mahlzeit erſetzet. Der Engelländer, dem ihr nicht unglücklich nachfolget, ſagt uns in ſeiner Hiſtorie, daß er eine Reiſe nach Alkair gemacht habe, eine Pyramide zu ſehen; das ſcheint ſchwer zu glauben, doch wird es euch glaubwirdiger werden, wenn ich euch verſichere, daß ich vor etlichen Jahren feſt entſchloſſen geweſen, eine Reiſe zu den Hottentoten zu thun, damit ich mit dieſen guten Leuten, aus einer Pfeiſe, zwo Fäuſte breit und tief, ſchmauchete, ich hätte auch dieſes Vorhaben ins Werck geſetzet, wenn nicht ein Liebesverſtändniß, in welchem ich mich zu ti:fe verwickelt hatte, mich von Rechts wegen zu Hauſe behalten hätte. Man hat vormahls den Leuten von zerrüttetem Gehirn und feuchten Köpfen gerathen, eine Reiſe nach Anticyros zu thun. Sie ſollten. vielmehr zu den Hottentoten reiſen,

und ihnen ein Dutzend Pfeifen Beſcheid thun, das würde ihnen den Kopf ſo gut in die Falten legen, als die Nießwurzen von drey gantzen Anticyren. Ein munterer Gelehrter, der überaus viel von meinem Rauchwerck gehalten, hat öfters im Schertz philoſophirt, die vorhandenen Jdeen ſpiegelten ſich in dem blauen Tabackswölcklein, welches in das Gehirn ſteiget, ſie würden in demſelben ſichtbar und gegenwärtig, ja ſie reverberirten und vielfältigten ſich, wie der Regenbogen in den unterſchiedlichen Stellungen der Wolcken. Er ſagte, die erlegenen Sinnen würden dadurch hurtiger gemachet, gleichwie ein träges Pferd, unter welchem man ein Feuer anzündet. Dieſer aufgeräumte Kopf hat eine eigene Lobſchrift des Tabacks geſchrieben, in welcher man die luſtigen Einflüſſe dieſes Krautes an den artigen Einfällen deutlich wahrnimmt. Wie manche melancholiſche Grille, heißt es unter anderm, die uns am Leib und am Gemüthe überläſtig iſt, fliegt nicht mit dem Tabacksrauche in die Luft? Man ſagt mir von den Fröſchen in dem Nilfluſſe, daß ſie ein Rohr überzwerch in das Maul nehmen, und damit verhindern, daß ſie von den Crocodilen nicht verſchlungen werden können.

Alſo

Alſo kömmt unter irdiſchen Mitteln die Pfeife manchem Menſchen wohl zu ſtatten, daß er von Grämen und Schwermuth nicht gantz und gar verzehret wird. „

Damit ich wieder in mein Zimmer zurücke gehe, ſo iſt es der Geſellſchaftsſaal der vortrefflichſten Tabacksſchmaucher unſerer Stadt, welche ſich wöchentlich an einem beſtimmten Abend allhier verſammeln, ohne daß ſie einen weitern Endzweck bey ihren Zuſammenkünften haben, als daß ſie ihren leckernen Geſchmack an dem Tabacke, als an Ambroſia, oder Nektar, oder Nepenthe, ergetzen. Der Rauch, den wir in strömenden Wellen aus dem Munde blaſen, verfinſtert das helle Licht des Tages, und bedecket den Horizont des Zimmers mit einer dicken Nacht, aus welcher kein mehreres Licht hervor ſchießt, als dasjenige, das wir auf dem Feuerheerde unſerer Pfeifen angezündet haben. Ihr könnet nicht glauben, mit welcher ſtillen Vertraulichkeit wir einen gemeinen Rauch mit einander führen. Wir haben dieſes zum Theil einigen nüzlichen Ordnungen zu dancken, zu welchen wir uns verbunden haben, z. Ex. wer nicht einen Abend durch bey einem Glaſe Weines rauchen kan, der iſt unfähig

in unſere Geſellſchaft aufgenommen zu werden; wer eine Frau heurathet, die den Tabacksrauch nicht leidet, noch ſich bequemet, ihm auf ſein Begehren den Taback zu ſchneiden, und die Pfeife zu ſtopfen, der wird ſeines Platzes in der Geſellſchaft verluſtig; wer mit einem Eifer ſchwazet, daß ihm die Tabacksglut darüber in der Pfeife auslöſchet, der ſoll ein Vierteljahr aus der Verſammlung bleiben.

In unſerm kleinen Bücherſchrancke wird kein Autor gelitten, der ſein Werck nicht die Pfeife im Munde geſchrieben. Wir verbrennen jährlich an einem gewiſſen Tage mit groſſen Solennitäten den elenden Epigrammatiſt Owen, nicht um ſeiner ſpitzfündigen, ſchüleriſchen und zweydeutigen Worte und Sinnenſpiele wegen, wie vormahls ein gelehrter Venetianer um eben dergleichen falſcher Waar halben alle Jahre einen Martial zum Feuer verdammt hat, ſondern um der unflätigen Zeilen willen, womit er den Taback zu beſchmitzen vermeint hat:

Tabificum non accendat liber iſte Tabaccum;
Terge liber potius - - - -

Die

Die Hofzucht erlaubet mir nicht, den Vers auszuſchreiben. Das ſchätzbarſte Stück in dieſer Bibliotheck iſt die erſte und ächte Handſchrift der Elegia Tabaccaria des gelehrten und aufgeräumten Kopfes, welchen ich ſchon oben angezogen habe. Sie fängt an:

Deſpectus plantas inter dixiſſe Tabaccus
 Fertur: Surgetis, non procul hora, mihi.

Wir finden in dieſem kleinen Gedichte tauſend Schönheiten, doch kan nach unſerm Geſchmacke nichts artigers geſagt werden, als was der Poet dem Tabacke, darüber, daß er verbrannt wird, zum Troſte ſagt:

Hoc forſan mordet, crepitante quod uſtulat igne
 Te quicunque uſus in jubet ire ſuos?
Sed fletus moderare frutex! ſic itur ad aſtra,
 Sic meliore ſecas aera parte tui!
Quâ ſuper expires, portatilis Aetna, tenellis
 Argillis figuli ducta labore nitet.
Quisque tabaccicremâ cum cærulam arundine nubem
 Eglomerat, laudes vertit in, ora, tuas,
Quæ malum! erat, didiciſſe velim, tam vita tuenda
 Quam tu tam pulcræ præ velis ire neci?

Wir ehren dieſen Mann für den Patriarch unſerer Geſellſchaft, und haben ſein

Con-

Conterfeit von der geſchickten Hand des Kunſtmahlers F = = oben an unſerm Bücherſchrancke aufgeſtellet. Und jüngſt haben wir einem berühmten Augſpurgiſchen Kupferſtecher befohlen, ihn in den Umſtänden auf eine Kupferblatte zu ſtechen, welche er ſelbſt in folgenden Versgen beſchrieben hat:

Dum mea contorquet nocturno ſtamina fuſo
Uxor & haud feſſo pollice fila vocat:
Cantillo interdum & nigrantem exſugo tabaccum,
Laſſus quippe libris, non ſatiatus eis.
Multa ſuper Priamo narrat, ſuper Hectore multa,
Non reſponſurum garrula multa rogat.
Hanc ego dum vitam contemplor, ſæpe videtur
Cum Junone mihi Jupiter eſſe ſuâ.

Wir laſſen dieſe Zeilen unter den Kupferſtich graben; und ihr ſollet eines von den erſten Stücken haben, welche abgedrücket werden.

Wenn ich für meine Perſon einen Beſuch von Frauenzimmer empfange, ſo führe ich ſie gemeiniglich in dieſes Tabackzimmer; wenn ſich dann ihre eckeln Naſen über dem Geruche krümmen und winden, ſo ſtelle ich ihnen ihre Unbilligkeit mit dieſen oder dergleichen Worten vor: Meine wertheſten Damen, ich mercke, daß ihnen der Geruch von meinem Taback etwas ſtarck in die Naſe ſticht;

ſticht, darum mögen ſie nur dieſe leckerhaften Naſen zurückziehen; aber ſie vergönnen hingegen auch meiner Naſe, daß ſie flüchte, weil dieſer Bieſam und Dunſt, der von ihren Kleidern ausfliegt, mich eben ſo heftig in der Naſe beißt. Der Bieſam und Zibeth ſtincken eben ſo ſehr, als der Taback, das ſagt mir meine Naſe, und ich habe ſo gutes Recht der meinen desfalls Glauben zuzuſtellen, als ſie den ihrigen.

Ich halte mich für ſchuldig, meinen Taback auf dieſe Weiſe zu rächen, und zu vertheidigen. Wenn er mich manches Beſuches und mancher Geſellſchaft beraubet, ſo kan ich es ohne Ueberdruß vertragen. Die Tabackspfeiſe erſetzet mir dieſen Verluſt völlig, indem ſie mich in einer ſtillen Beſchäftigung bey mir ſelbſten aufhält, ohne daß ich mir ſelbſt zur Laſt werde. Die Perſonen von dieſem Charakter ſind etwas ſonderbares, und verdienen ohne Zweifel eure Aufmerckſamkeit, und Freundſchaft. Ich überreiche euch meine groſſe Iroqueſiſche Friedenstabackspfeife, wie dieſe wilden nach ihrer Landesart zu thun pflegen, wenn ſie Freundſchaft und Frieden aufrichten wollen.

Reuchlin.

Die Frauensperſonen haben insgemein eine groſſe Liebe zum Thee, Caffe, und der Chocolate, gleichwie die Mannsperſonen ſchier durchgehends überaus viel auf den Taback halten. Dieſe Ungleichheit des Geſchmackes giebt dann Anlaß zu mancher Verdrießlichkeit, wann ſie ſich mit einander in Geſellſchaft befinden. Die Liebhaberinnen des Thees müſſen manchen widrigen Tabacksgeruch einnehmen, und die Tabackraucher müſſen manche Schaale Thee wider ihren Willen ſchlürffen. Dieſes iſt mir ſelbſt mehr als einmahl begegnet, und ich wünſchete auch um meines eigenen Vortheils willen, daß ich beyde Partien zu einem förmlichen Vergliche verbinden könnte, kraft deſſen weder dieſe den Geruch, noch jene den Geſchmack der andern zu meiſtern ſich anmaſſete, oder ſie zwänge aus bloſſer Willfährigkeit etwas zu riechen oder zu trincken. Die Ungelegenheit iſt zu beyden Seiten gleich groß, und durch dergleichen Vertrag würde beyden geholfen. Uebrigens muß ich meinem Freunde dem Hr. Reuchlin zur Erſtattung ſeiner Gewogenheit einen ſchönen Gedancken aus dem Buche des Sohnes Sirach vor Augen legen, welche er zur Anpreiſung und Beſchützung

des

des Tabacks mit gutem Nutzen gebrauchen kan, weil es ſcheinet, daß derſelbige bey Gelegenheit des Tabackſchmauchens darauf gekommen ſey: Das Schnauben in der Naſe des Menſchen iſt ein Rauch, und ſein Verſtand iſt ein Funcke, der in dem Herzen aufglimmt. Wann derſelbe verlöſcht, ſo geht der Leib dahin, wie eine lodernde Aſche, und der Athem zerflatert wie eine dünne Luft.

Das achzigſte Blatt.

Ergo non ſatis eſt riſu diducere rictum
Auditoris. HOR. SAT. X. LIB. I.

Mein Herr!

Ich kan mit denen Sittenlehrern nicht übereinſtimmen, welche behaupten wollen, das Gelächter, das über Ausſchweifungen entſtehet, habe ſeinen Urſprung in dem Stoltze der Menſchen, und ſey nichts anders als eine vergnügte und fröhliche Bewegung, die man empfinde, wenn man an andern Menſchen Unvoll-

vollkommenheiten wahrnehme, von welchen man ſich befreyt ſehe. Wenn man dieſes glauben ſoll, ſo muß man vorausſezen, daß in dem Grunde des menſchlichen Hertzens eine gewiſſe Bosheit vorhanden ſey, welche ich ihm nicht gerne zuſchreiben wollte. Es ſtimmt mit dem Vertrauen, das ich auf die innerliche Beſchaffenheit des Menſchen habe, beſſer überein, und es hat keine geringere Wahrſcheinlichkeit, wenn wir ſagen, das Gelächter ſey zwar eine fröhliche Bewegung, die aber nicht von der Vergleichung unſrer Vollkommenheit in einem gewiſſen Stücke mit andrer Leute Unvollkommenheit, die vielmehr Mitleiden erwecken müſte, ſondern von der bloſſen Entdeckung der Ausſchweiſung verurſachet werde. Es freuet uns das ungereimte Weſen in einer Ausſchweifung zu erblicken, weil wir dem Ungereimten von Natur abgeneigt ſind. Der bloſſe Anblick der Tugend, der Ordnung, der Weisheit, wenn ſie mit leiblichen Augen geſehen werden könnten, würde bey dem Menſchen Liebe, Hochachtung, und Bewunderung gebähren; und eben dergleichen Empfindungen entſtehen bey ihm, wenn dieſelben durch eine lebhafte Beſchreibung vor

Augen

Augen gebracht werden: Im Gegentheil erwecken Laſter, Ungereimtheit, Unvernunft durch ſich ſelbſt und in ihrer eigenen Geſtalt Haß, Verachtung, Schand und Hohn; und ſie werden niemahls entdecket, oder betrachtet, daß dieſe Empfindungen nicht erfolgen. Beydes, die Betrachtung der erſtern, und der andern, iſt mit einem gewiſſen Vergnügen begleitet, das von einerley Urſache entſtehet. Das Vergnügen bey Erblickung der Tugend und der Weisheit entſteht von der Schönheit derſelben unmittelbar; und die Freude bey Wahrnehmung der Thorheit und des Laſters, rühret von der Betrachtung eben dieſer Schönheit her, aber etwas mittelbar; nämlich ſo ferne wir dann auf die Tugend und die Weisheit durch die Betrachtung ihres Gegentheiles zurückgeführt werden. Der Vorzug dieſer beyden wird von uns in der Häßlichkeit der beyden andern entdecket, und leuchtet uns in dem Gegenſatze deſto ſtärcker in die Augen. Mithin unterläuft in dieſer Betrachtung kein Gedancke, wie wir uns ſelbſt gegen die Thorheit, oder das Laſter verhalten, ob wir davon befreyt ſeyn, oder nicht. Es iſt uns angenehm, dieſe in ihrer häßlichen Geſtalt zu ſehen,

weil wir ihr ihre Häßlichkeit gönnen, und unſere Hochachtung der Weisheit und Neigung zur Tugend alsdann vergnüget wird. Das iſt alle Bosheit und aller Stoltz, die ſich dann in unſerm Hertzen einſtellen. Von derſelben Freude iſt das Gelächter denn ein Triumphzeichen, womit wir den Sieg der Schönheit, der Weisheit und Tugend, über die Häßlichkeit der Ungereimtheit und des Laſters öffentlich ausrufen. Ich halte demnach das Gelächter für ein charakteriſtiſches Merckmahl der urſprünglichen und in dem menſchlichen Hertzen noch unerlöſchten Hochachtung des Verſtandes und der Tugend; dieſe liegt darinnen tief eingeſencket, und macht ſich durch dieſen Laut unvermerckt, und öfters dem lachenden unbewuſt, offenbar.

Man wendete wider dieſe Erklärung vergeblich ein, das Gelächter entſtühnde öfters über ein Geſpötte, wo die Tugend und Weisheit ſelbſt herumgenommen würden. Denn wenn wir ein ſolches Geſpötte im Grunde betrachten, ſo werden wir ſehen, daß es nur den Schein hat, als ob es eine von dieſen beyden treffe; ich behaupte, es ſey nicht möglich, daß man aus Tugend oder Weisheit ein Geſpötte machen könne;

denn

denn ſie haben nichts lächerliches in ſich; nun iſt aber das Geſpötte nichts anders, als eine wahre Beſchreibung des Lächerlichen, der Ausſchweifungen, des Ungereimten. Eine geſchickte und gründliche Beſchreibung der Weisheit, der Tugend, kan denn niemahls ein Geſpötte wenden, oder lächerlich seyn, und das Gelächter verurſachen. Man gläubt zwar insgemein witzige Köpfe haben die ſchädliche Gabe alles ins Geſpötte und Gelächter zu ziehen, verſtändige und tugendhafte Menſchen und Handlungen ſeyn vor ihnen ſo wenig geſchützet, als Ausſchweifungen und Ungereimtheiten. Wenn dieſe etwann ihren muthwilligen Witz wider rechtſchaffene und untadelhafte Dinge gebrauchen, ſo entſteht ein Gelächter darüber, und die meiſten von den lachenden glauben denn, ſie lachen über etwas ungereimtes, das man in denſelben entdecket hätte. Allein wenn man die Sache beym Lichte betrachtet, ſo lachen ſie zwar über etwas ungereimtes, welches aber nicht in denen Dingen, von welchen dann geredet wird, beruhet, ſondern in einer unbegründeten Zulage, in einem falſchen Umſtande, in einem ungeſchickten Ausdruck, womit die Sache verſtellet und verkleidet

wird, daß ſie nicht mehr erkannt wird. Man lacht denn eigentlich nicht über die Sache, ſondern über ihre ungereimte Vorſtellung, und folglich über die Ausſchweifungen des Luſtigmachers ſelbſt. Der Pöbel hat ſo unbeſtimmte Begriffe von dem Tugendhaften und dem Weiſen, von dem Natürlichen und dem Schönen, daß er ſich ſehr leicht darinnen verwirren läſt, und öfters eine vollkommen redliche That für falſch oder ungereimt hält; er lacht dann nicht über dieſelbe, ſondern über ſeine eigenen ungeſchickten Vorſtellungen, ſo er ſich davon gemachet hat. Ich übergebe dieſe unſchuldigen Betrachtungen ihrer tiefern Unterſuchung, und verbleibe

Eurimedon.

Der Verfaſſer dieſes Schreibens heget von der Tiefe des menſchlichen Hertzens ſo gütige Gedancken, daß ich aus dieſer einzigen Urſache ſeine Theorie von dem Urſprunge des Gelächters nicht gerne ſcharf unterſuchen wollte. Die geheime und innerliche Urſache des Gelächters mag indeſſen ſeyn, was es vor eine wolle, ſo bin ich mit Eurimedon eins, daß alles Gelächter nur von dem Unnatürlichen und Ungereimten

ten entſtehe, wenn dieſes an Menſchen oder Sachen wahrgenommen wird. Lachen iſt der natürliche Laut, den der Menſch von ſich giebt, wenn er eine Abweichung von den Regeln der Natur und der Ordnung entdecket, oder ſich nur einbildet. Man ſchreibt von einem alten Griechen, er habe ſich zu Tode gelacht, als er einen Eſel mit groſſer Begierde Feigen aus einem Korbe naſchen geſehen. Er glaubte nämlich, daß es nicht in der Natur der Eſel wäre, Feigen zu freſſen, daß dieſe nur für den Menſchen wären, und der Eſel dadurch den Menſchen nachahmen wollte. Dieſes dünckete ihn ſo widerſinnig, daß er in ein ſo heftiges Gelächter ausbrach, als es ihm ungereimt vorkam. Ein anderer zerberſtete vor Lachen, als er das Conterfeit eines vollkommen ungeſtalteten alten Weibes betrachtete. Er bemerckete, daß es das Gegentheil der Schönheit wäre, daß alle Regeln des Ebenmaſſes und des Lichtes daran übertreten waren. Er lachte deſto hertzlicher, weil ihn kein Mitleiden hemmete, wie vielleicht geſchehen wäre, wenn ihm ein ſolches häßliches Bild im Leben vor Augen gekommen wäre. Dieſe beyden Menſchen waren ohne Zweifel in

einem ſolchen Zuſtande des Gemüthes und des Leibes, daß die Betrachtungen des Lächerlichen nicht das geringſte Hinderniß bey ihnen antrafen, daher ſie mit unzertheilter Macht würcketen, und die Lebensgeiſter durch ihr Preſſen und Drängen erſticketen. Auch war ihre Empfindung des Unnatürlichen deſto nachdrücklicher, weil ſie dieſe Vorſtellungen mit eigenen Augen ſahen, und nicht bloß erzehlen höreten. Aus derſelben Urſache entſteht das Gelächter, da Leute aus dem Pöbel ſich aus dem Athem lachen, wenn ſie einen andern fallen ſehen, daß er in Gefahr iſt, Hals und Bein zu brechen. Sie lachen nämlich über die ungereimten Verzückungen der Geſichteszüge, und die unmenſchlichen Krümmungen und Verdrehungen aller Gliedmaſſen und Theile des Körpers, welche dann aus ihrer ordentlichen Stellung und Symmetrie heraus kommen.

Parmeniskus von Chio war ſo ernſthaft geworden, daß er, was vor Gewalt er ſich anthat, über nichts mehr lachen konnte. Endlich kam er nach Delos, wo ihm die vortrefflichſten Statuen des Apollo in die Augen fielen. Sie waren von Marmor oder von Gold, und von der Hand der beſten

ſten Künſtler. Mitten unter denſelben ward er einer Latone von Holtz gewahr, die recht ungeſchickt geſchnitzet war, und einer alten Vettel gantz gleich ſah. Dieſes machte, daß er in ein überlautes Gelächter ausbrach, ohne Zweifel weil er die Bildſaulen des Sohnes mit der Mutter ihrer verglich. Sein Gelächter fiel nicht auf den Gott oder die Göttin, ſondern auf die Menſchen, welche dieſe Statuen in den Tempel geſetzet. Die Göttin machte ſich hier nicht ſelbſt lächerlich, maſſen ſie die elende Statue nicht gemacht hatte. Es dünckte ihn über die maſſen ungereimt zu ſeyn, daß die Menſchen ſich vornahmen, den Sohn mit marmornen und goldenen Statuen zu gewinnen, in der Zeit, daß ſie die Mutter in einer ſo verächtlichen Geſtalt ſtehen lieſſen.

Da das Gelächter ſo leicht über das ungereimte entſteht, das man ſich nur einbildet, weil man nicht genugſame Einſichten in die Ordnung einer Sache hat, als über dasjenige, was würcklich wider die Regeln läuft, ſo iſt es auch keine ſchwere Kunſt dasſelbe zu erregen; wenn man keinen weitern Endzweck hat. Aber ein gegründetes, billiches und unſchuldiges Gelächter zu verur-

ſachen, braucht keinen geringen Talent, und vor allen Dingen eine genaue Einſicht in das Unnatürliche. Ich habe darüber etliche ſonderbare Betrachtungen angeſtellt, welche ich, wiewohl ſie noch etwas rohe ſind, ein wenig aus einander ſetzen will.

Die Natur hat ſo gute Vorſorge für die Menſchen gethan, daß ſie ihnen gerade ſo viel zugeleget hat, als ſie nöthig haben, das Leben in Geſundheit und einem ruhigen Stande zuzubringen. Sie hat ſie von denen Arten der Speiſen und des Tranckes unterwieſen, die für die Geſundheit vorträglich ſind, ſie hat ihnen in den Sinn geleget, wie ſie ſich gegen die Anfälle der Hize und der Kälte verwahren ſollen, ſie hat ihnen eben ſo unſchuldige als reitzende Ergetzlichkeiten der Sinnen in Beſitz gegeben, ſie hat ihnen ſolche Neigungen und Begierden eingepflantzet, welche das Wohl des Körpers und der Seele befödern, wenn ſie in der Ordnung bleiben. Aber die Menſchen gehen insgemein von dieſer Ordnung ab, ſie überſchreiten das Maaß der natürlichen Bedürfniſſe und Begierden, indem ſie den Körper zu ofte und zu ſtarck reizen und bewegen, weil ſie die Luſt, ſo

damit

damit verbunden iſt, unvergnüglich vermeh-ren wollen. Dadurch verliehren ſie dann die Empfindung des rechten Grades, auf welchem die Neigungen ſtille ſtehen ſollten, und was ſie zur Erhaltung ihres Weſens und der Geſundheit empfangen haben, ver-urſachet durch den Mißbrauch ihren Un-tergang. Gleichwie wir nun das, was von der Natur unmittelbar herkömmt, was ihren Geſetzen und Abſichten gemäß iſt, und was der Menſch nicht mangeln kan, wenn er in gutem Stande bleiben ſoll, Natür-liches heiſſen, alſo iſt das Unnatürliche hingegen alles, was das Maaß der natür-lichen Neigungen und die ordentlichen Gra-de derſelben überſteigt, und daher den Men-ſchen zu ſeinem Verderben führet. Dem-nach iſt das Natürliche ſchlechterdings noth-wendig, das Unnatürliche allemahl über-flüſſig und übermäſſig. Die Betrachtung oder Beſchreibung der natürlichen und noth-wendigen Dinge werden nun das Geläch-ter bey verſtändigen und billigen Menſchen niemahls erwecken. Wer darüber lachte, würde einen unvernünftigen Hochmuth ver-rathen, die Natur und ihre Wege zu ſchelten: Hingegen braucht es nur eine bloſſe Beſchreibung des übermäſſigen, wor-

innen die Menſchen die Ordnung und das Maaß der Natur verlaſſen haben, und über die Grade der natürlichen Empfindungen und Neigungen hinaus getreten ſind, ſo entſtehet das Lächerliche von ſich ſelbſt, und fließt aus der Sache hervor. Dieſe Beſchreibungen machen denn eigentlich das wahre und rechtſchaffene Geſpötte aus; welcher Nahme den Beſchreibungen des Natürlichen und Ordentlichen nur durch einen Mißbrauch beygeleget wird; und doch eben deßwegen verhaßt worden iſt.

Es iſt aus obigem abzunehmen, wie unzählig die Dinge ſeyn, welche die Menſchen zu dem Maaſſe und den Graden der natürlichen Bedürfniſſe und Neigungen hinzugeſetzet haben, und täglich hinzuſezen, nachdem ſie einmahl von dem rechten Maaß derſelben abgewichen ſind, oder es verlohren haben. Die natürlichen und nothwendigen Handlungen ſind mit dieſen Zuſätzen ſo gantz umgeben, daß man ſie öfters davor ſchwerlich wahrnehmen kan. Man kan ſchier ſagen, daß die Handwercke und Künſte gröſtentheils dienen, ſolche fremden Dinge, Anhänge, und Franſen zu unterhalten. Daraus ſcheint zu folgen, daß die Handwercke und Künſte mit denſelben in

einer Verdammniß ſtehen, und mit ihnen dem Geſpötte Preis zu geben ſeyn. Dem iſt beynahe alſo, ſie ſind an ſich betrachtet gröſtentheils unnothwendig; nämlich in ſo weit der Menſch ohne ſie natürlich, ruhig und ordentlich leben kan; und ſie ſind auch in ſoweit lächerlich. Doch iſt hier nicht aus der Acht zu laſſen, daß ſie durch die bürgerliche Verfaſſungen von geſellſchaftlichen Staaten und Königreichen zum Leben und Unterhalt der Menſchen nunmehr allerdings nothwendig gemacht worden. Die natürlichſten Handlungen ſind bey den gegenwärtigen Eintheilungen vielen Menſchen nicht nothwendiger als die Handwercke, und die Künſte. Wir können daher dieſe nicht mehr an ihnen ſelbſt und mit Beyſeiteſetzung ihres Zweckes und Nutzens betrachten, weil wir die Menſchen, die ſich damit zu ſchaffen machen, nehmen müſſen, wie ſie in der bürgerlichen Verfaſſung ſtehen. Ich ſage zum Exempel: Ein Schmiedknecht iſt vom Morgen bis zum ſpäten Abend in Bewegung, er dähnet ſeine Nerven aus, und ſchleiſt ſeine Gliedmaſſen ab, indem er ein ſchweres Stücke Eiſen auf ein noch ſchwererers ſchlägt. Dieſe Handlung iſt unnatürlich und unnothwendig, an ſich ſelbſt betrachtet,

ſie hat darum etwas lächerliches an ſich; Aber ihr Endzweck, und Nutzen macht ſie nothwendig, denn der Schmiede ſieht ſich in dem geſellſchaftlichen Leben genöthiget, dieſes Eiſen vom Morgen bis in die Nacht auf ein anders zu ſchlagen, damit er ſich und andern Nothwendigkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens verſchaffe.

Wiewohl denn die Handlungen von dieſer vermiſchten Art einen Zuſatz von dem Lächerlichen an ſich haben, ſo wäre doch eine Unbilligkeit, ſie zur Materie des Geſpöttes zu erwehlen, weil die Umſtände, welche das Ueberflüſſige und Lächerliche ausmachen, von der Nothwendigkeit, die von ihrem Endzweck entſteht, gerechtfertiget werden. Man kan dieſe Nothwendigkeit nicht davon ſondern, und die lächerliche Arbeit ohne den Nutzen, der dadurch erhalten wird, betrachten, ausgenommen in dem Gehirne und den bloſſen Gedancken. Ich habe mir in einem geſchickten ausländiſchen Scribenten ein Exempel angemercket, wo eine ſolche vermiſchte Handlung allein in ihren lächerlichen Umſtänden betrachtet, und ihre Nothwendigkeit aus dem Auge gelaſſen wird. Er ſagt: Ich habe öfters aus meinem Kammerfenſter zwey edlen Ge-

ſchöpfen Gottes zugeſehen, welche beyde mit Verſtandesvermögen begabet, und tüchtig gemacht waren, die Stirne aufrecht zu tragen, und die Augen nach dem Himmel zu wenden; ich habe dieſe zwey vernünftigen Weſen vom Morgen bis in die Nacht beſchäftiget geſehen, einen Stein an einen andern zu reiben; das iſt nach dem gewöhnlichen Ausdrucke, Marmor zu polieren.„ Dieſe Betrachtung iſt gantz unbillig, weil ſie nur das Lächerliche in dem Marmorpolieren erzehlet, und die Abſicht, die daſſelbe nothwendig macht, aus dem Geſichte läſt. Dieſelben beyden verſtändige Kreaturen, welche, wie dieſer Scribent ſagt, einen Stein an einen andern reiben, wollen ſich mit dieſer Arbeit ein Stücke Brod verdienen, welches ſie zu ihrem Unterhalt nöthig haben. Wir verurtheilen demnach alles Geſpötte, das man durch dergleichen halbigte und unvollkommene Betrachtungen und Beſchreibungen anzuſtellen meint, maſſen dieſe nicht viel beſſer als Falſchheiten ſind, weil ſie nur des nachtheiligen gedencken, und das vortheilhafte mit Stillſchweigen vorübergehen.

Ein anderer ebenfalls ausländiſcher Scribent hat ſich vermeſſen, dasjenige Leben

ſelbſt,

ſelbſt, das in den Schrancken der natürlichen Bedürffniſſe und Begierden geblieben, und das wahre Maaß der Lüſte in Obacht behalten hat, lächerlich zu machen. Er hat ſich ſo gar an den Zuſtand der beyden erſten, beſten, und natürlichſten Menſchen gewaget, bevor ſolche noch durch die Sünde aus der urſprünglichen Unſchuld gefallen waren; er redet von denſelben in folgendem Tone: Mein guter Vater Adam, was thateſt du in den Gärten von Eden? Arbeiteteſt du für das thörigte Geſchlechte der Menſchen? Pflegeteſt du der Liebe, mit der Frau Eva, meiner Mutter? Aber bekennet mir, daß ihr beyde lange, etwas ſchwartze und unſaubere Nägel hattet; daß euer Haar in ziemlich ſchlechter Ordnung hieng; daß die Wangen ſchwärzlich, die Haut angebrannt, und haarigt war. Die glücklichſte Liebe iſt ohne Reinlichkeit keine Liebe, ſondern ein ſchimpfliches Bedürfniß. Sie waren ihrer ſchönen Liebesgeſchichte bald müde, und nahmen ihr Mittagsmahl unter einer Eiche recht galant ein; es mangelte ihnen nicht an Waſſer, Linſen, und Eicheln. Nach der Mahlzeit ſchliefen ſie auf dem harten Boden; das iſt der Zuſtand der einfältigen Natur. Sie

waren

waren mäſſig, ich glaube es gern, Martialo iſt kein Autor aus dem güldenen Weltalter; die traurige Kehle der Eva wuſte nichts von der Mouſſe eines guten friſchen Weines.„

Dieſe Schilderey verräth einen Verfaſſer, der durch den Gebrauch des Uebermäſſigen die Empfindlichkeit für das Mäſſige verlohren hat; den das ordentliche und geſunde nicht mehr reizt; deſſen Kehle nur noch durch etwas verſtärcktes und verſchärftes gekitzelt wird; der nicht mehr für den Hunger ißt, noch für den Durſt trincket, ſondern für die Einbildung; der die urſprünglichen und einfältigen Bedürfniſſe mit ſelbſtgemachten verwechſelt hat. Sie iſt vornehmlich darinnen falſch und ungetreu, daß ſie dem Stande der Natur alle Reinlichkeit abſpricht. Diejenigen, welche Umgang mit ſolchen Nationen gehabt, die am nächſten bey der Natur geblieben ſind, werden euch ſagen können, wie reinlich, wie ſauber, und ſchamhaft ſie ſeyn. Die Exempel von einigen verwilderten Völkern ſagen uns nichts anders, als daß dieſe eben ſo wohl von dem Mittelwege der Natur abgegangen, als die geſittetſten Nationen. Die Natur iſt auch freygebiger

gewe-

geweſen, als daß ſie den Menſchen nur Eicheln und Hirs vorgeworffen. Sie hat ihnen Aepfel und Birnen, Beere, Trauben, Oliven, Feigen, Kirſchen, Datteln, in der gröſten Verſchiedenheit gegeben, wovon einige ſo ſchmackhaft ſind, als die Ananas, der Cacao, die Cocos, daß kein Martialo ihren Geſchmack durch die Kunſt nachmachen kan. Eben dieſelbe hat ſie ſchattigte Lauben wider die Hitze, verſchränckte Zweige der Bäume wider den Regen, federweiches Moos, Peltz, und ſanfte Federn, wider die Kälte zu bereiten gelehret, und ſie daneben an der gantzen Haut ſo ausgehärtet, wie bey uns die Haut im bloſſen Angeſichte iſt. Und ſie hat unter den eintzigen warmen Himmelsgegenden für alle Menſchen, die jezo auf der Erdkugel überall zerſtreuet leben, Früchte genug wachſen laſſen; der Mangel iſt erſt entſtanden, ſeitdem man das Mein und Dein eingeführt hat; da insgemein einer alleine ſo viel zu ſeinem Theile bekommen hat, als Tauſend ſeines gleichen zu ernähren genugſam geweſen wäre, welche jezo deſſen entbähren müſſen. Wobey zu bemercken iſt, daß die bürgerliche Eintheilung nichts anders als eine Folge der un-

ver-

vergnügten und ausſchreitenden Begierden geweſen, nachdem die Menſchen ſich an gewaltthätige, ungeſtüme, Bewegungen und Thaten allzuſehr gewöhnt hatten, und aus der natürlichen Stille getreten waren. Denn dadurch ward denen, die noch bey dem Maaſſe der Natur verblieben waren, die Nothwendigkeit auferleget, ihre Kräfte zuſammenzuſetzen, und ſolche Verfaſſungen zu erdencken, wodurch ſie ſich vor den Ueberfällen, und ausgelaſſenen Begierden der andern ſicher ſtellen könnten: Und dieſe Nothwendigkeit allein rettet das bürgerliche Leben vor dem Lächerlichen, welches ihm ſonſt das Unnatürliche, das daran klebet, anwerffen würde. So fern iſt es, daß der angeführte Scribent uns ein wahres Conterfeit von dem Stande der Natur gemacht habe. Ein ſolches wird man mit mehr Aufrichtigkeit in Miltons Schilderungen Adams und der Even im Paradieſe verfertiget finden.

Das ein und achtzigſte Blatt.

Was andre frölich macht, iſt Urſach meiner Pein.
Canitz.

Des Socrates Geſpräche mit Glaucon.

Es waren noch kaum zwey gantze Jahre verfloſſen, daß Glaucon mit der ſchönen Theodoreta ſich verehlicht hatte, da ſie ſchon im Unfrieden mit einander lebten; und ſie zerfielen endlich über einem gewiſſen Begegniß ſo ſehr, daß ſie ihre Ehe wollten aufheben laſſen. Socrates ein guter Freund dieſes unglückſeligen Ehemanns kriegte ſo gleich Wind davon, und ſuchte durch ſeine Vermittelung das zerbrochene Bündniß wieder aufzurichten, und ein gutes Vernehmen zwiſchen dieſen beyden Ehegenoſſen zu ſtiften. Es fügte es auch das Geſchicke ſo gelegen, daß dieſe beyden Freunde einander gleich an dem Tage begegneten, welcher von den Richtern zu der Unterſuchung und Entſcheidung dieſes Eheſtreites angeſetzet war. Socrates redte darum den Glaucon folgendergeſtalt an:

Mein

Mein Freund! ich bedaure, daß der eheliche Stand dich unglückſelig machen ſoll, welcher an ſich ſelbſt eine Quelle der Freude und des Ergetzens iſt, eine koſtbare Arzney wider das Elend und den Jammer, dem das menſchliche Leben unterworffen iſt. Erinnerſt du dich, wie oft du geſagt haſt, es mangle dir deine Glückſeligkeit vollkommen zu machen nichts mehr als eine Frau. Ich weiß die liebe Zeit noch wohl, da du ſangeſt:

Recht ſo: wer nicht ſtandhaft liebt,
Und der Ehe ſich ergiebt,
Pflegt nur gleichſam halb zu leben;
Halb zu leben pflegt ein Mann
Dem kein Weib gefallen kan.

Mein lieber Socrates, antwortete Glaucon, es gehet den verliebten Gecken eben wie den Fiſchen, welche vermittelſt eines ſchmackhaften Aaſſes leicht können gefan-

Eine koſtbare Arzney wider das Elend) Der groſſe Philoſophus Salomo drücket dieſe Idee nachdrücklich folgender Geſtalt aus: Ergetze dich in den Armen deiner Geliebten alle Tage von dieſer müheſamen Zeit, die du auf der Erde lebeſt; denn das iſt dein Theil für das Elend, das du in deinem Leben leideſt.

fangen werden; ſo wenn die Menſchen in der Wahl einer Liebſten von den feinen Schönheiten einer Perſon ſich nicht anziehen lieſſen, und mehr ihrer Vernunft als dem ungeſtümen Triebe ihres eiteln Herzens folgen würden, ſo würde mancher ein ruhigeres Leben führen können. Ich bin der Stifter meines eigenen Unglückes gewesen, ich muß mich ſelbſt anklagen.

Haſt du denn gar alle Hoffnung verlohren, fragte Socrates, das Hertze deiner Frau zu gewinnen, daß du es auf eine rechtliche Eheſcheidung willſt ankommen laſſen? Ach ja, widerredete Glaucon, ich kan nicht hoffen, daß ich jemahls einige vergnügte Stunden bey ihr haben werde; ſie iſt nicht geſchickt eine rechte Freundſchaft zu unterhalten. Wir wollen ſchauen, fuhr Socrates gegen ihn fort, ſage mir, kan ſich deine Frau mit andern Leuten eben ſo wenig vertragen, als mit dir? oder iſt ſie tüchtig derſelben Liebe und Gewogenheit ſich zu verſichern? Mich dünckt daß ſie es ſey. Eben dieſes erwecket mir den meiſten Verdruß, verſetzete Glaucon, daß ſie ſich bey andern Leuten ſo geſchickt einzuſchmeicheln weiß; und hingegen, wann ſie bey mir allein iſt, nichts anders blicken

läßt,

läßt, als ob ſie ſich verredet habe, mich zu beleidigen. Wie, fragte Socrates ferner, weiſt auch du mit andern Leuten umzugehen und ihnen gefällig zu ſeyn? Ich bin kein Menſchenfeind, war Glaucons Antwort, ich habe viele Freunde, und ich darf ohne Ruhmräthigkeit ſagen, daß ſie oft bezeugen, ſie ſchöpfen aus meinem Umgange das beſte Vergnügen. So ſeyd ihr hiemit, ſchloß Socrates, beyde fähig in enger Freundſchaft und Vertraulichkeit mit einander zu leben, es mangelt alſo nicht an der Geſchicklichkeit, ſondern nur an dem Willen. Aber ſage mir inzwiſchen, wie macheſt du es, daß du andrer Leute Freundſchaft erwerbeſt? Glaucon verſetzte, ich erweiſe mich gegen ihnen gefällig, ich leiſte ihnen alle mögliche Dienſte, und gehe mit ihnen freundlich um. Haſt du dich auch ſo gegen deiner Frau aufgeführet; fragte Socrates. Und Glaucon gab zur Antwort: So wenig als dieſelbe gegen mir. Vielleicht, verfolgte Socrates, wäre dir deine Frau liebreicher begegnet, wenn du ſie auch ſo tractirt hätteſt, wie du deine Freunde zu tractiren pflegeſt. Aber ich bin begierig zu wiſſen, was dich bewege, daß du dich um anderer Leute Freundſchaft ſo ſehr

bemüheſt? Dieſes iſt eine einfältige Frage, erwiederte Glaucon, für einen ſo klugen Mann, wie du biſt. Weiſſeſt du denn nicht, daß eine Hand die andre waſchen muß; daß vier Augen mehr ſehen, als nur zwey; daß vier Arme ſtärcker ſind, als allein zween. Meine Freunde machen mir manche fröliche Stunde, ſie rathen mir, ſie ſtehen mir bey, ſie tröſten mich. Gut, gab Socrates darauf, du bemüheſt dich hiermit, deinen Freunden zu gefallen, weil ſie dir nützlich ſind: Aber du haſt wohl noch niemahls daran gedacht, daß dir deine Frau noch weit mehr Nutzen ſchaffen könnte, als alle deine Freunde, wenn ſie gegen dir ein gutes Hertz hätte. Du gemahneſt mich eben an einen Tyrann, der durch ſeine ungerechte Regierung ſeinen Unterthanen die Waffen gegen ihn gleichſam in die Hände liefert; und indeſſen alle Mittel anwendet mit fremden Fürſten Bündniſſe aufzurichten. Haſt du noch niemahls von dem klugen Ehemann Chereon reden gehöret? Wird er nicht von jedermann für den glückſeligſten Bürger von Athen gehalten? Wie vergnügt lebt er nicht mit ſeiner Frau, ohne ſich um die Freundſchaft andrer allzuſehr zu bekümmern? Ich habe nie-

niemahls anders als mit Ruhme von ihm reden gehöret, antwortete Glaucon. Und Socrates verſetzte gleich: Wenn denn die eheliche Freundſchaft vor der gemeinen Freundſchaft ſo viele Vortheile hat, wie kömmt es, daß du dich lieber um fremder Leute, als um die Gewogenheit deiner Frau bemühen willſt? Sage mir wenn du zween Knechte hätteſt, der eine verdiente dir durch ſeine Unverdroſſenheit in einer Woche ſechs Kronen, der andere aber nur drey, gegen welchem würdeſt du dich am freundlichſten bezeigen, und welchen würdeſt du dem andern vorziehen? Dieſes iſt leicht zu errathen, antwortete Glaucon. Und wenn du zween Freunde hätteſt, deren einer dir zwar niemahlen keinen Dienſt abſchlagen würde, wenn du ihn darum anlangeteſt; der andere aber für dein Wolſeyn ſo ſorgfältig wachen würde, als für ſein eigenes; welchem würdeſt du am meiſten liebkoſen? Auch dieſes hat kein Bedencken; verſetzete Glaucon. Nun denn, erwiederte Socrates, weil du ſelbſt erkenneſt, daß die Freundſchaft deiner Frau dir weit erſprießlicher ſeyn kan, als keines andern Menſchen; was iſt billicher, als daß du dich zuförderſt um derſelben Gewogenheit

bekümmerſt? Ich kan nichts dawider einwenden, antwortete Glaucon; und ich bezeuge dir aufrichtig, daß ich meiner Frau in allem meinem Thun und Reden an Freundlichkeit und Höflichkeit eben ſo wenig wollte ſchuldig bleiben, als meinen Freunden, wenn ſie ſich gleich alſo gegen mir erwieſe. Dieſes liegt nur an einer geſchickten Art die Sache anzugreiffen, erwiederte Socrates. Wenn ſie ſehen wird, daß du ihr freundlich entgegen geheſt, ſo wird ſie dir auch freundlich begegnen.

Glaucon bat darauf den Socrates inſtändig, daß er ihn dieſe Kunſtgriffe, wodurch ein Ehemann das Hertz ſeiner Frau ſich gewogen machen kan, lehren möchte; und Socrates ſagte dagegen, dieſes kan leichte geſchehen. Du weiſſeſt, daß einer, der ein muntres Pferd, das Geiſt und Feuer bläſt, nicht regieren kan, davon nichts als Verdruß hat; die Kunſt aber ein ſolches zu regieren, beſtehet darinn, daß man ſeinen Kopf kenne, ſeine Tücke und Sprünge wohl in Wiſſen habe; und daß man ſich darnach ſchicke. Von dieſer Art iſt auch die Kunſt mit einer Frau wohl umzugehen, ſie will daß man ſich nach ihrem Sinne richte, daß man ſie mit Sanft-

muth

muth und Beſcheidenheit leite. Glaucon: Du willſt damit ſagen, ich müſſe meiner Frauen nachgeben, und meine Aufführung nach ihrem Kopf einrichten, d. i. ich müſſe mich von ihr regieren laſſen, dieſes wäre eine ſchändliche Blödigkeit für einen Mann. Uebereile dich nicht, mein Freund, antwortete Socrates, dieſes iſt vielmehr eine Blödigkeit, wenn man wegen einer jeden Bagatelle in den Harniſch kriecht, und ſich anſtellet, als ob man ſo gleich zum Dach hinaus fahren wollte; erſt der iſt dapfer, der viel ertragen kan und ſeinen Zorn zu hinterhalten weiß. Ein Reuter würde thöricht handeln, wenn er ſich über die muntern Sprünge ſeines erhitzten Pferdes erzörnen wollte; oder meineſt du, daß es der Ehre eines ſolchen nachtheilig ſey, daß er ſich nach dem Muthe ſeines Pferdes richtet? Auf dieſe Antwort des Socrates erklärte ſich endlich Glaucon alſo: Ich würde mich ſchämen, dir noch länger zu widerſprechen, und ich gelobe dir an, daß Theodoreta für das künftige einen getreuen und liebreichen Ehemann an Glaucon haben ſoll, wenn du ſie zu einem gleichen Entſchluß bewegen kanſt. Das wird vielleicht nicht viel Mühe

brauchen, widerredete Socrates, laß es nur an mich.

Er verfügte ſich darauf auf die Gerichtsſtätte, woſelbſt er ſich mit Theodoreta faſt in ein gleiches Geſpräche einließ, und nachdem er ſie durch ſeine Fragen ſo ſehr in die Enge getrieben, daß ſie die Erklärung von ſich gegeben, ſie habe den beſten Willen dem Glaucon zu Gefallen zu leben, wenn nur derſelbe eine gleiche Neigung gegen ſie ſpüren ließ, beſchied Socrates den Glaucon an den Ort, da er mit ſeiner Frau ſich unterredet hatte; und forderte von beyden daß ſie ihren Entſchluß gegen einander mündlich eröffneten; worüber ſie einander um den Hals fielen, und unter tauſend verliebten Küſſen weineteu. Glaucon und Theodoreta lebten von der Zeit an mit einander in zärtlicher Liebe, und ehelicher Anmuth. Den Socrates nenneten ſie ihren Schutz-Gott, ſein Bildniß verehrten ſie neben ihren übrigen Hausgöttern, und hielten ihm alle Jahre ein feyerliches Feſt, an welchem ſie das Andencken dieſer Vereinigung erneuerten.

Das zwey und achtzigſte Blatt.

- - - - Vitio Parentum
Rara Juventus.
HORAT.

Es iſt eine weitläuftige und gebähnete Straſſe, auf welcher alles, was lebet und Athem ſchöpfet, in die andere Welt, das Reich der todten Schatten gehet; ſie wird darum auch der Weg alles Fleiſches genennet. Die Natur ſelbſt, da ſie alles ſichtbare der Zerbrüchlichkeit unterworffen, hat ſo viele Zugänge und Wege zu dem Tode eröffnet, als verſchiedene Arten ſind, nach welchen die Körper können aufgelöſet und zerſtöret werden: Und die ſcharffſinnige Bosheit der Menſchen hat ſich zu Trotze der Natur unzehlige ſteile und gefährliche Nebenwege gebähnet, die in dieſes düſtere Reich der Todten führen. Aber alle dieſe Wege des Todes ſind ſo beſchaffen, daß ſie nicht wieder zurücke führen.

Die bekannten Geſchichtſchreiber der Todten Lucian, Fontenelle, Guedeville, haben

haben einen neuen Weg erfunden, der in das unterirdiſche Reich und wieder aus demſelben zurücke führet. Derſelbige iſt ſehr einſam und wird von den wenigſten betreten, er iſt aber dabey ohne Gefahr und überaus angenehm. Ich habe denſelben ſchon oft, und wieder zurücke, gemeſſen; wie ich denn meine Leſer ſchon etliche mahl mit dem unterhalten, was ich von den Todten gehöret und gelernet habe. Ich habe abſonderlich vor wenigen Wochen in einer kleinen Kranckheit mit ihnen gute Bekanntſchaft gemacht, und kein geringes Vergnügen aus ihrem Umgange geſchöpfet. Ich habe Länder und Völcker geſehen, die nichts als den äuſſerlichen Schein mit uns gemein haben, todte Lebendige, und unſterbliche Todte, bey denen keine Verſtellung mehr Platz findet, die von der Tyrannie der Affekte gantz frey ſind, die von allen Dingen nach ihrem innerlichen Werthe ohne Scham und Furcht urtheilen. Ich habe den glückſeligen Aufenthalt geſehen, wo ſich das gantze Geſchlecht der Menſchen, die von Adam entſprungen ſind, verſammeln muß; den glückſeligen Ort, wo die Freyheit und die Unſterblichkeit einen ewi-

gen Sitz aufgeſchlagen, nachdem ſie von der Erden vertrieben worden.

Als ich auf einen Tag eine Reiſe in dieſes unterirdiſche Reich vornahm, kam ich an einem Orte an, wo zween anſehnliche Schatten in der Einſamkeit ſich mit einander in ein Geſpräche einlaſſen wollten, ich näherte mich ihnen, und hörte hinter einem wohlverwachſenen Buſche folgender Unterredung zu, die ich hier ohne einige Veränderung mittheile.

Julius Cäſar.

Hola Schatten!

Criſpinus Hilarus.

Wer kömmt mich in meinen luſtigen Gedancken zu ſtören? Habe ich mich doch mit Vorſatz in dieſe angenehme Einſamkeit verkrochen, damit ich mich ungehindert über dem Andencken und der Betrachtung meines ehemahlen auf Erden geführten Lebens beluſtigen könnte.

Julius Cäſar.

Ich bin der wegen ſeiner Dapferkeit und Klugheit berühmte Kriegsheld Julius Cäſar; und es iſt ſo ferne, daß ich deine Freude ſtören wolle, daß ich vielmehr zu dir gekommen bin, an derſelben mit Theil zu nehmen. Es deucht mich, du habeſt auf

Erden wichtige Geſchäfte verrichtet, daß dich das bloſſe Andencken derſelben noch beluſtiget.

Criſpinus Hilarus.

Es fehlt nicht: Ich hatte niemahls andere als ſolche Abſichten, die von allem Eigennutzen entfernet, und auf das gantze Geſchlecht der Menſchen gerichtet waren; in deſſelben Wolfahrt ſuchte ich meine gröſte Freude, und in deſſelben Vermehrung meinen wichtigſten Ruhm und Verdienſt. Die Götter gönneten mir auch das Vergnügen, daß ich noch in meinem Leben 74. Perſonen zehlen konnte, die aus meinen Lenden entſprungen waren, und die mir ihre Exiſtentz zu dancken hatten. Man lieſet in meiner Hiſtorie zu meinem ewigen Nachruhme dieſe merckwirdige Nachricht, daß ich eines Tages in Begleitung 9 Kinder 36 Denckel und 29 Enenckel in feyerlicher Proceßion auf das Capitolium hinaufgezogen, und den Göttern für dieſe von mir ſo hochgeſchätzte Gutthat ein Danckopfer abgeſtochen habe. Gerade da du durch deinen unerwarteten Zuruf meine Betrachtungen unterbracheſt, war ich mit der Ausrechnung beſchäftiget, wie ſtarck ich mich ſeit meiner Ankunft in dieſes mächtige Reich des Todes

des in meinen Nachgelaſſenen auf Erden mögte vermehret haben, und ich brachte die Summe gegen zweytauſend fünfhundert Perſonen, in denen ich nach meinem Tode auf Erden gelebt habe, und noch lebe.

Julius Cäſar.

Ich ſorge, du habeſt wenig gute Eigenſchaften beſeſſen, oder es habe dir an der Geſchicklichkeit gefehlet, dieſelben wohl anzuwenden und geltend zu machen, daß du alle deine Bemühungen und Verdienſte in den Kreis eines ſo gemeinen und niedrigen Handwerckes, als das Kinderzeugen iſt, eingeſchräncket haſt. Ein Handwerck, deſſen ſich ja die Menſchen ſelbſt ſchämen, dahero ſie nicht allein die natürlichen Zeugungs-Inſtrumente auf das ſorgfältigſte verbergen, ſondern ſie nicht einmahl können nennen hören, ohne darüber ſchamroth zu werden; wie ſie denn das gantze Werck der Erzeugung und Geburt eines Menſchen in nächtliche Dunckelheit und ein ſchamhaftes Stillſchweigen einhüllen! Ein Handwerck, dazu weder Verſtand, noch Wiſſenſchaft; weder Klugheit, noch Dapferkeit erfodert wird; worinne der Geck, der Dumme, der Feige es dem Verſtändigen und Tugendhaften

ten nicht alleine gleich, ſondern insgemein noch weit bevor thut!

Criſpinus Hilarus.

Wenn ſich die Menſchen ihrer Zeugung und Geburt beſchämen, warum ſchämen ſie ſich nicht aus demſelben Grunde, daß ſie Menſchen ſind? Aber was ſind Verſtand, Klugheit und Dapferkeit, womit du ſo ſehr prahleſt, wenn ſie nur zur Beunruhigung der menſchlichen Geſellſchaft, zur Kränkung des unſchuldigen Nebenmenſchen, und zur Ausübung ſeines Muthwillens angewandt werden, anders als ſchändliche Laſter mit einem ſchönen Nahmen übertüncht, oder was ein Meſſer in der Hand eines Raſenden iſt, der nach meinem Urtheil einem Kriegshelden nahe verwandt iſt?

Julius Cäſar.

Du halteſt gleich meinen Character noch ſo verächtlich; ſo iſt derſelbe dennoch zu allen Zeiten bey den Sterblichen in groſſer Achtung geſtanden. Dapfern Kriegeshelden mangelte es niemahls an ſtattlichen Belohnungen; die Ehre, die Macht/ das Anſehen, die Unſterblichkeit folgeten ihnen auf dem Fuſſe nach. Man ſetzte ihnen Statuen, man richtete ihnen Siegeszeichen und Triumph-Bogen auf; man goß ſie

ſie in Ertz, bildete ſie in Marmor; alles vereinigte ſich den Ruhm und Verdienſt ſolcher Männer von meinem Charakter bis auf die ſpäte Nachwelt zu bringen: da hingegen für die Fortpflantzung des menſchlichen Geſchlechts und die Vermehrung der Welt niemahls kein Preis aufgeſetzt worden.

Criſpinus Hilarus.

Ich habe meinen Ruhm niemahls in der thörichten Einbildung der Menſchen geſucht, und ich gebe dir gerne zu, daß du mir in dieſer Abſicht überlegen ſeyſt: Aber was ſind dieſe Ehrenzeichen anders, als ſo viele Denckmahle deiner verübten Grauſamkeit? Du wirſt übel gefürchtet haben, die Nachwelt mögte einmahl vergeſſen, daß du in deinem Leben eine Million, hundert und zwey und achtzig tauſend Menſchen umgebracht habeſt, die dir niemahls was zu Leid gethan, als daß ſie deiner Grauſamkeit Einhalt zu thun, und ihr Leben gegen deine ungerechte Gewalt zu beſchützen ſich vermeſſen haben. Wahrhaftig, wenn die Sterblichen den wahren Werth der Sachen kenneten, ſie könnten die Ehrenzeichen, Säulen und Statuen, die dir und deines gleichen Verwüſtern des menſchlichen Geſchlechts aufgerichtet wor-

den, nicht anders anſehen, als ſo viele Schmachſäulen, die ihnen ihre Knechtſchaft und das Elend, in welches ſie durch die Gewaltthätigkeit eines herſchſüchtigen Mannes, und durch ihre eigene Zagheit gerathen ſind, noch immer unbarmhertziger Weiſe vorrücken. Und was vor ſchlechten Grund hat man endlich ſich auf ſolche Denckmahle groß zu düncken, die der Zwang und die Furcht aufgerichtet haben? Geſetzt aber dieſe Säulen und Statuen wåren von allem Vorwurff der Ungerechtigkeit frey, und unparteyiſche Zeugen eines wahren Verdienſtes, ſo ſind es doch nur ſtumme Zeugen, und von ſchlechter Dauer; da ich hingegen in meinen Nachkindern, als ſo vielen lebendigen Denckſäulen, wircklich noch auf Erden lebe, und was dieſelbigen rühmliches verrichten, in meine Rechnung bringen kan, mit mehrerm Recht, als du die Thaten ſo vieler tauſend Menſchen, die dich weiter nichts angehen, als daß ſie ſich haben mieten laſſen, deine ungeheuren Abſichten auszuführen, dir alleine zueigneſt.

Julius Cäſar.

Und wenn ich noch einſt die Wahl haben ſollte, mich unter den Sterblichen hervor-

zu-

zuthun, ſo würde man ſehen, daß ich mich meines ehmahls geſuchten und erworbenen Ruhmes nicht gereuen laſſen, und daß ich deinen eingebildeten Vorzug nicht beneide. Iſt es doch weit rühmlicher ſich nach hohen Dingen beſtreben, als immerhin auf der Erden kriechen, und ſeine Zeit in der Stille zubringen, wie die Thiere, oder ſich mit ſo leichten und verächtlichen Dingen ſchleppen, als die Erzeugung der Menſchen iſt.

Criſpinus Hilarus.

Du bildeſt dir viel darauf ein, daß du ſo vielen tauſend Menſchen den Ruhm der Grauſamkeit ſtreitig gemachet haſt; und daß es ſchwer iſt eben ſo laſterhaft zu ſeyn, als du geweſen wareſt. Geſetzt, das Handwerck, ſo ich in meinem Leben getrieben, und welches du ſo ſehr verkleinerſt, ſey noch ſo leicht und allgemein, ſo iſt es doch natürlich, und ich habe es darinne keiner geringern Anzahl Menſchen, als du in dem deinigen zuvorgethan. Ja wenn man die Sache bey dem Licht betrachtet, ſo ſtehet es noch dahin, ob nicht mein Verdienſt auch in dieſer Abſicht über deinen weit hervorſtehe. Iſt es doch ohne Wiederrede weit rühmlicher ein regelmäſſig und künſtliches Gebäude aufzuführen, als ein

ſolches zu zerſtören. Zudem iſt ein einziger Eingang in das Leben; dagegen ſind viele tauſend Wege des Todes, die du wohl gekennt haſt, und auf welchen du eine unzählbare Menge Menſchen vor dir her geſendet haſt.

Julius Cäſar.

Die Unſterblichkeit machet dich kühn und dreiſte. Aber es iſt nunmehro zu ſpäte, deinen Verdienſt in dieſem düſtern Reiche geltend zu machen: Es wäre dir weit vorträglicher geweſen, wenn du den Werth deſſelben ſo wol würdeſt gekennet, und eben ſo geſchickt gewuſt haben an den Mann zu bringen, da du noch auf Erden gelebt hatteſt; damahls hätteſt du vermuthlich durch deine Beredſamkeit manchen Proſeliten gemachet, der ſonſt nicht ſo klug war, daß er den hohen Raug und Vorzug eines Vaters vor einem dapfern Kriegeshelden von ſich ſelbſt hätte einſehen können.

Criſpinus Hilarus.

Habe ich in meinem Leben die Gröſſe meines Verdienſtes nicht in ihrem wahren Licht eingeſehen, ſo habe ich es für ein Glück zu achten: denn bey einer ſolchen Einſicht würde mich das ungerechte Urtheil der Menſchen, welches mir ſo manchen laſter-

ſterhaften Mann vorgezogen, nur deſto empfindlicher gekräncket haben. Aber ich wünſchte, daß uns die Gemeinſchaft mit den Sterblichen nicht gäntzlich abgeſchnitten wäre, um unſere dermahlige Unterredung durch das Mittel derſelben auf Erden bekannt zu machen; oder daß im Mangel deſſen wenigſtens einem geſchickten Verfaſſer in den Sinn kommen mögte, uns in eine Vergleichung zu ſtellen, und unſere Verdienſte genau und unparteyiſch gegen einander abzuwägen. Die Summe einer ſolchen Vergleichung würde ungefehr alſo lauten: Du wareſt in deinem Leben ein groſſer Mörder und Verwüſter des menſchlichen Geſchlechts; ich habe daſſelbige angepflantzet und vermehret. Du haſt ſo vielen tauſend Menſchen das Leben genommen, welches du keinem wieder zu geben vermochteſt; ich habe niemandem ſein Leben geraubet, aber das meinige auf ſo viele tauſend fortgepflantzet. Du ſuchteſt deinen gröſten Verdienſt in der Verheerung des menſchlichen Geſchlechtes und deine Unſterblichkeit in dem unſchuldigen Tode ſo vieler tauſende: gerade als ob es in deiner Gewalt geſtanden hätte, den Lebensfaden, den du andern abgeſchnitten, an den deinen zu verknüpfen, und denſelben dadurch

durch zu verlängern; ich hergegen brachte mein Leben in Sicherheit, indem ich es meinen Nachkindern auslieferte, bevor es noch von mir zurücke gefodert ward, und fand alſo meine Unſterblichkeit nicht nur in der Einbildung der Menſchen, ſondern in der That. Kurtz, wenn tauſend eben ſo herrſchſüchtige und grauſame Tyrannen, als du wareſt, zu gleicher Zeit auf dem Erdboden gewütet hätten, ſo hätten ſie in kurzer Zeit das gantze Geſchlecht der Menſchen aufgerieben und vertilget: Aber tauſend andere von meinem Charakter wären in dem Stande geweſen, den Schaden, den eine ſolche Verwüſtung würde angerichtet haben, wiederum zu erſetzen, und das menſchliche Geſchlecht wiederum zu pflanzen.

Julius Cäſar.

Du biſt in deinem Kopf, und hinter dem Ofen eben ein groſſer Held, und wichtiger Mann geweſen! Mit dem allem iſt es hier in dieſem unterirdiſchen Reiche gar nicht der Ort, da du auf deinen Verdienſt viel zu trotzen habeſt; Ich hingegen bin hier an einem Orte, wo mein Verdienſt erſt recht erkennet wird. Ich war in meinem Leben ſo viel als ein Werber des Todes; ich ſendete dem Pluto von Zeit zu Zeit

nahmhafte Colonien und zahlreiche Ergänzungen, wodurch dieſes Reich mächtig angewachſen.

Criſpinus Hilarus.

Aber wo wollteſt du dieſe zahlreiche Colonien und Ergäntzungen hergenommen haben, wenn nicht meines gleichen Leute geweſen wären, die dir ſolche auf die Beine geſtellt hätten?

* * *

Die Morale von dieſem Geſpräche will ich in eine kleine Erzehlung einkleiden: Die Obrigkeit zu Ternate, einer Haupt-Stadt der Moluckiſchen Inſeln, hatte eine ſo groſſe Sorgfalt für die Fortpflanzung und Vermehrung ihrer Bürger, daß ſie gewiſſe Klappermänner oder Wächter verordnete, die alle Morgen bey anbrechendem Tage durch alle Gaſſen der Stadt gehen, und nach einer gewiſſen Melodie nachfolgendes Ständgen zur Aufmunterung der Ehmänner ſingen muſten:

Ihr Männer auf, erwachet wieder,
Verſchlaft den neuen Morgen nicht;
Denckt vielmehr an des Ehſtands Pflicht
Und ſtreckt die ausgeruhten Glieder.

Vermehrt mit jungem Volck den Staat;
Dafür erſuchet euch ein weiſer Rath.

Wie lange ſollen eure Frauen
Des ſüſſen Wercks noch müſſig gehn?
Seht wie ſie längſt ſchon fertig ſtehn,
Und herzhaft euch entgegen ſchauen.
Vermehrt mit jungem Volck den Staat:
Dafür erſuchet euch ein weiſer Rath.

Das drey und achtzigſte Blatt.

Omne vafer vitium ridenti Flaccus amico
Tangit, & admiſſus circum præcordia ludit
Callidus excuſſo populum ſuſpendere naſo.
PERS. SAT. I.

Das Leben der Menſchen iſt ſo voller Widerwärtigkeiten und Müheſeligkeiten, daß dieſelben ſehr unglücklich ſeyn würden, wenn ſie nicht den koſtbaren Talent empfangen hätten, ſich die Sachen mit einer groſſen Fertigkeit in ihrem lächerlichen und thörigten Geſichtes-Punkten vorzuſtellen. Dieſes Lächerliche iſt in ſo groſſer Menge in ihren Handlungen, Gedancken, und Reden vorhanden, daß es ihnen niemahls an neuen Entdeckun-

deckungen deſſelben mangelt, und ſie genieſſen deſſelben dergeſtalt zur Verjagung, oder doch zur Zerſtreuung des Traurigen, daß die Bürde des Jammers, die auf ihnen liegt, ihnen dadurch ungemein erleichtert wird. Aus dieſer Betrachtung können wir den Werth des Geſpöttes, und ſeiner Arten, der Satyre, und des Scherzes erkennen, wenn wir ſolche gleich ohne weitere Abſicht auf ihre Nutzbarkeit betrachten, ſo ſie in Verbeſſerung der menſchlichen Handlungen haben. Sie ſind eine heilſame Artzney des Gemüthes. Sie haben eine Kraft die Milze zu reinigen, die Sinnen aufzuräumen, und eine gewiſſe Munterkeit in alle Gliedmaſſen einzudrüken, daß der Menſch darüber ſeines Elends vergißt, und die ernſtlichſten Geſchäfte deſto hurtiger unternimmt. Man wird aus der täglichen Erfahrung wahrnehmen können, ob nicht eine Geſellſchaft Menſchen aufgeräumter, freundlicher, und gütiger ſeyn werden, nachdem ſie ſich ein paar Stunden mit angenehmen Schertzreden unterhalten haben, als eben dieſelben ſind, wann ſie von dem Leſen oder Zuſehen einer ernſtlichen Tragödie kommen. Alſo iſt ihre erſte Nutzbarkeit, daß ſie uns zu nützlichen

Wercken zubereiten. Ich halte darum die Zeit nicht vor verlohren, welche ich auf die Unterſuchung des Schertzes gewendet habe, wofern ich mir nicht umſonſt ſchmeichle, daß ſolche dienen werde, den Genuß des Lächerlichen deſto allgemeiner, vielleicht auch reitzender zu machen.

Ich halte den Schertz für eine Art des Geſpöttes, weil er das Ungereimte und Lächerliche bemercken, und einen kleinen Stachel auf daſſelbe führen muß. Er ſoll fähig ſeyn zum lachen zu bewegen, und wie kan er dieſes thun, wenn er nicht auf das Ungereimte ſtichelt? Ohne Stachel wäre es bloß ein artiger, ſinnreicher, ſcharfſinniger Einfall. Ein ſolcher iſt noch kein Schertz. Zu jedem Schertze gehöret ſich zwar ein geiſtreicher Einfall, aber er wird erſt zum Schertze durch den kleinen Stich, den er giebt. Das Epigramma des Auſonius auf die Dido,

Infelix Dido nulli bene nupta marito &c.

des Sannazars auf Venedig, das anfängt:

Viderat adriacis Venetam Neptunus in undis
Stare urbem &c.

ſind zwar ſcharfſinnig, neu, unerwartet, aber

aber niemand wird darum ſagen, daß ſie ſchertzhaft ſeyn. Sie ſind vielmehr ernſtlich; ſie ſticheln nicht auf etwas ungereimtes, ſie enthalten kein Geſpötte in ſich. Damit ein guter Einfall ſpaßhaft werde, muß man ihn mit einem Stachel verſehen, der auf etwas lächerliches ſticheln muß. Wenn oft ein Einfall, der bloß ernſthaft und geiſtreich iſt, in aller Unſchuld vorgebracht worden, ſo ſpitzet ein ſchertzreicher Kopf denſelben, indem er ihn mit einer geheimen Anſpielung bey einem Anlaß anbringt, da er auf etwas lächerliches trift; und dieſes geſchieht, ohne daß er in ſeiner äuſſerlichen Form verändert werde. Alſo kan eine Lobſchrift durch die bloſſe Zueignung auf einen nicht lobeswürdigen Mann, das iſt durch die Figur der Ironie, zum Schertze werden. Und man hat gantze und die ernſthafteſten Tragödien durch bloſſe Verwechſelung der Perſonen zu ſchertzhaften, ja manchmahl zu poſſierlichen Parodien gemacht. Gleichwie man auf der andern Seite dem Scherze und dem Geſpötte insgemein alle ihre Kraft benimmt, und ihr Weſen ſelbſt zerſtöret, wenn man macht, daß ſie für ſtrenge Wahrheiten gehalten werden. Dieſes wiederfährt dem beſten Schertz bey plumpen

pen Leuten, die deſſen Sticheley nicht mercken.

Bey dem Schertze muß demnach ein Geſpötte unterlaufen, von welchem er die Kraſt zum lachen zu bewegen empfangen ſoll. Woraus ohne mein Erinnern fließt, daß er ſo wenig als das rechte Geſpötte in dem Gehirne gebrütet, ſondern gründlich, und die Beſchreibung eines würcklichen Ungereimten ſeyn muß. Daher ein ſpaßhafter Kopf die Wiſſenſchaft zu ſpotten, das iſt das Unnatürliche zu beſchreiben, zum Grund legen muß. Allein der Schertz ſoll ein angenehmes und nicht beleidigendes Geſpötte ſeyn. Der erſte Begriff, den uns das Wort Schertz macht, führt etwas beluſtigendes mit ſich. Er wird aber angenehm, wenn ihm alle die Eigenſchaften eines guten Einfalles mitgetheilt werden, wenn er z. Ex. ſcharfſinnig, neu, unerwartet, iſt. Niemand gebe ſich doch mit Schertzen ab, der in der anmuthigen Redens- und Schreibensart ſchwach iſt, welche den Schertz auszubilden, und zu verſchönern ſo nothwendig iſt. Ich ſetze darum dieſe Talente, und dieſe Künſte zum voraus; wo die nicht ſind, wird die beſte Materie in der Form verderbt werden.

Wie

Wie oft iſt ſchon der trefflichſte Einfall in der Ausbildung verhudelt worden? Und wie kan das anders ſeyn, wenn er durch den Kopf eines ungehirnten Menſchen läuft?

Doch dadurch bekömmt er nur eine allgemeine Annehmlichkeit, er wird deſto beſſer ſeyn, wenn er für denjenigen ſelbſt angenehm zugerichtet wird, auf den er ſtichelt; wenn er ihm wenigſtens unanſtöſſig iſt. Er ſoll ſtechen, und doch nicht wehe thun. Der Stachel muß den guten Nahmen, die Ehre, das Anſehen einer Perſon nicht verwunden. Er muß darum in gewiſſer Maſſe abgeſchliffen werden, oder er muß nur auf ſolche Theile geführt werden, die zwar Empfindlichkeit haben, aber leicht wieder zuheilen. Er muß mit einem Wund-Balſam überſtrichen werden, den er im ſtechen zugleich in die Wunde flöſſet. Derjenige der getroffen iſt, muß ſo hertzlich als ein anderer, und mit allen Ehren darüber lachen können.

Das unſchuldigſte Geſpötte zieht uns oft den Unwillen deſſen über den Hals, den es trifft; denn es iſt eine Entdeckung ſeiner Schwachheiten; und wo ſind die Menſchen, die uns Danck darfür wiſſen, daß wir ihre Mängel ihnen ſelbſt, geſchweige

andern Leuten entdecken? Sie werden ſchon böſe auf uns, daß wir ſie wahrgenommen haben, als ob unſere Augen daran ſchuldig wären, wenn ſie etwas häßliches zu ſehen bekommen. Daher iſt die Scharfſichtigkeit, mit der man anderer Menſchen Gebrechen wahrnimmt, ein gefährlicher Talent, wenn ein ſolcher Scharfſichtiger zu offenhertzig iſt, oder wenn er die beneidenswirdige Kunſt nicht beſitzet, ſeinem Geſpötte einen Schwung zu geben, daß es nur beluſtiget und nicht beleidiget.

Es gehört der Satyre zu, die Streiche ſo heftig zu führen, daß ſtatt Blutes Schande und Schimpf aus der Wunde fleußt; denn ſie hat zur Abſicht zu beſchämen und zu züchtigen. Die Abſicht bey dem Schertze iſt zu beluſtigen, und wenn er ein wenig beſchämt, ſo geſchieht es nur beyläuftig, und in ſo weit das Ungereimte allemahl ein wenig ſchamhaft macht, aber er macht es ſo gleich mit der anmuthigen Form des Geſpöttes wieder gut.

Es hat mit dem Schertze eine Beſchaffenheit, wie mit dem Lobe; wenn dieſes gut ſeyn ſoll, ſo muß es nicht in das Angeſicht treffen, es muß durch Umwege geführt werden; es muß in Ironien, Parabeln,

rabeln, Alluſionen, Gleichniſſen, eingehüllet werden. Das Lob muß nicht ſichtbar ſeyn, es muß den Schein haben, als ob der Lobende nicht ans loben ſinne, daß er auf gantz was anders bedacht ſey; und ſich nur bekümmere, wie er ſich aus einer Sache, die er angefangen hat, mit Ehren heraus ziehen könne. Alſo muß der Schertz ſeyn. Er muß eine Nothwehr ſeyn, eine Antwort, ein ausgeparierter Schlag, ein Rückſchlag, der geholet worden, und den der andere ſich ſelber zu dancken hat. Beyde, das Lob und der Schertz, müſſen über dieſes am rechten Ort und zur rechten Zeit angebracht werden. Man muß die Perſon kennen, die man vor ſich hat. Man muß ſich ſelber, ſein Anſehen, ſeine Macht, ſeine Kräfte kennen. Doch ich darf dieſes auf die Wiſſenſchaft mit den Leuten umzugehen, die ein Schertzender beſitzen muß, ankommen laſſen. Theocritus hat es, aus Unvermögen den kaltſinnigſten Einfall bey ſich zu behalten, in dieſem Stücke recht grob verſehen. Er hatte den König Antigonus beleidiget, doch verſprach ihm dieſer, allen Unwillen deßwegen abzulegen, wenn er nur vor ihn käme. Seine Freunde beredeten ihn, daß er dieſes thun ſollte,

und ſagten: Geh nur getroſt, dein Leben iſt in Sicherheit, ſobald du dem König vor Augen kommen wirſt. Antigonus hatte nur ein Auge, welches dem Theocritus Anlaß gab zu ſagen: Ach! wenn ich nicht Gnade erlangen kan, ohne daß ich vor ſeinen Augen erſcheine, ſo iſt es um mich geſchehen. Der König war geneigt geweſen ihm eine Uebelthat zu verzeihen, aber dieſen unzeitigen Schertz vergab er ihm nicht, er koſtete ihn den Kopf. Er verdiente dieſe Strafe um ſo viel mehr, weil der Schertz eben ſo gemein, und dabey boshaftig, als unzeitig war.

Ein Anfänger im Schertzen wird vorſichtig handeln, wenn er ſeine Gabe zum Schertzen bey bloſſen Kleinigkeiten prüffet; über Dinge welche zwar auch in das Capitel des Ungereimten gehören, aber sehr leicht vergeben werden, weil ſie noch hier und dar an das Natürliche gränzen, und auf den erſten Graden des Ungereimten ſtehen bleiben, oder durch ſtarcke Vorurtheile, durch das Anſehen, und die Menge derer, die damit behaftet ſind, geſchützet werden.

Der ſicherſte Schertz iſt, da man auf Abweſende, auf Fremde ſtichelt, die mit uns und

und unſern Mitbürgern in keiner zu genauen Verbindung ſtehen, wo denn der Schertz bloß durch einen Rückſchlag auf die ähnlichen Mängel unſerer Landesleute fällt. Es iſt wahr, ein ſolcher Schertz thut nicht ſo kräftige Würckungen, als da der Stich auf bekanntere Thorheiten der gegenwärtigen geführt wird.

Hat einer das Hertz über Verbrechen zu ſchertzen, welche vielmehr den Zorn und Haß redlicher Gemüther, als nur Spaſſen verdienen, ſo muß er wohl wiſſen, ſie in den Geſichtespunkt zufaſſen, in welchem ſie eben nicht verderblich, ſondern nur ſchlechtweg lächerlich ſind. Doch es wird groſſe Kunſt brauchen in dergleichen Materien zu verhüten, daß das Luſtige nicht durch die ſtrengern Empfindungen erſtickt werde. Darum überlaſſe man die Uebelthaten lieber der Satyre, welche nicht nur ein wenig beſchämen, ſondern zu Schande machen und züchtigen darf.

Wenn der Schertz in der Materie, oder der Form fehlet, wenn er unbegründet iſt, wenn die Ausbildung matt, oder abentheuerlich iſt, wenn er beleidiget, ſo wird er zu einem Poſſen, zu Schimpf, zu Narrentheidigung. In ſolchen Schertzen wird

das Lächerliche nicht angemercket, ſondern begangen, ſie ſind keine Beſchreibungen ungereimter Sitten, ſondern ungereimte Beſchreibungen, abentheuerliche Vorſtellungen und Ausdrücke, ridicula ſunt, non ſaceta. Sie bewegen zwar auch zum Lachen, aber nicht über die Materie, ſondern nur über die Form, und über den der ſo abentheuerlich ſchertzet. Man lacht über die unnatürliche und ungereimte Vermiſchung des Ernſtlichen, des Ehrwürdigen, des Hohen, mit dem Liederlichen, dem Schmuzigen und ſo fort. Das iſt die wahre Urſache des Gelächters, das insgemein entſteht, wenn ein Menſch ohne Witz und Scham, unter den ernſthafteſten Materien gewiſſe Dinge nennt, bey denen ſchamhafte Gemüther roth werden; oder wenn die wichtigſten Stücke, die zur Religion, oder Philoſophie gehören, bey den niedrigſten und häßlichſten Handlungen eingeführt werden. Muthwillen, Leichtſinnigkeit, Armuth an rechtſchaffenem Witz, ſind die Quellen ſolcher Zotten. Sie ſind ſehr ſchädlich, nicht allein dem guten Geſchmack, ſondern noch vielmehr den Sitten, weil blöde und undenckende davon verführet werden, daß ſie glauben, den

ernſthaften Dingen ſelbſt, worauf ſie loos- gehen, hange etwas lächerliches an; daher denn ihre Ehrfurcht für dieſelben um ſo viel geringer wird.

Es geſchieht nicht ſelten, daß ſowohl verſtändige und wackere Männer, als leere nnd blödſinnige Köpfe über Zotten und Poſſen in einem Gelächter übereinſtimmen; beyde lachen dann über die ungeheure Form des Schertzes, aber mit dem Unterſcheide, daß die erſtern ſolches wiſſen, da die leztern in dem Wahne ſind, ſie lachen über die Materie des Schertzes ſelber.

Der Schertz und die Poſſen ſind die zwo fruchtbaren Quellen des Comiſchen, und des Grotesken. Dieſe beiden Schreibarten ſind ſo himmelweit von einander unterſchieden, als ihre Quellen, wiewohl ſie allzuofte mit einander verwechſelt werden. Die leztere hat den Nahmen von denen Schildereyen der Italiäner, welche ſie Caricature nennen. In ſolchen hält ſich ein Mahler alles für erlaubt; Sein Endzweck iſt Monſtra, Ungeheuer, nicht Menſchen zu liefern; alle Verkrümmungen und Ausſchweifungen, wie ſie ſeyn mögen, haben da ihren eigenen Platz. Dahingegen die Vortrefflichkeit des Comiſchen daher entſteht,

ſteht, daß es, wie der Schertz, ſeinen Grund in der moraliſchen und phyſicaliſchen Natur der Dinge hat.

Ich finde eine wahre Anmerckung hierüber bey einem neuen ausländiſchen Scribenten. Ich glaube, ſagt er, daß ein comiſcher Verfaſſer weniger, als alle andern zu entſchuldigen iſt, wenn er ausſchweiſet, weil es für einen ernſthaften Poeten nicht allemahl ſo was leichtes iſt, das Groſſe und Wunderbare zu entdecken, da hingegen das menſchliche Leben einen ſorgfältigen und aufmerckſamen Menſchen überall mit lächerlichem Zeuge verſiehet.

Das vier und achtzigſte Blatt.

Sed ira cadat naſo, rugoſaque ſanna.
PERS. SAT. V.

Vor acht Tagen habe ich einige Anmerckungen gemacht, wie man den guten Schertz erkennen, und von den Poſſen unterſcheiden könne. Ich wollte, daß ich meinen Leſern den Schertz nicht nur begreifflich machen, ſondern daß ich ihnen

nen über dieſes die natürlichen Talente mittheilen könnte, die einer haben muß, wenn er dieſe Anmerckungen geſchickt ausüben, und ſelber Schertze hervorbringen will. Der ältere Cyrus fragte einmahl den Hyſtaſpes, einen von ſeinen vertrauteſten Freunden: Wollteſt du nicht viel Geld darfür geben, daß du die Leute zum Lachen bewegen könnteſt, und wäreſt du nicht froh, daß man der Dame, um deren Gunſt du dich bemüheteſt, ſagete, du wäreſt ein ſpaßhafter Kopf? Hyſtaſpes bejahete dieſe Frage, und ich glaube, daß meine meiſten Leſer ſie bejahen werden. Wiewohl es aber nicht in meinem Vermögen ſteht, die ſchertzen zu lehren, die kein Naturell dazu empfangen haben, ſo können meine Anmerckungen doch dienen, auch ſie die Schertze, und die ſpaßhaften Köpfe kennen zu lernen, ſo daß ſie alle diejenigen von dieſem Range ausſchlieſſen können, die eben ſo wenig Geſchicke, als ſie ſelbſt darzu haben, welches einigen Troſt für ſie mit ſich bringen kan: Mithin werden meine Anmerckungen auch für die andern nicht ohne Nutzen ſeyn, weil ſie ihnen helffen werden, ihren natürlichen Gaben dazu die gehörige Lenckung zu geben:

- - Ego nec ſtudium ſine divite vena
Nec rude quid proſit video ingenium, alterius ſic
Altera poſcit opem res & conjurat amice.

Ich dächte, daß ich das Werck nur halb gethan hätte, wenn ich die Anmerckungen nicht noch weiter mit Exempeln erläuterte, welche ſie vollends in dem rechten Lichte zeigeten. Ich werde mich befleiſſen, ſolche zu erwehlen, die mir Anlaß geben, noch irgend eine beſondere Anmerckung darbey anzubringen.

Da der Schertz nichts anders iſt, als eine ungereimte Handlung, oder Rede, die durch Bilder und Worte geſchickt nachgemachet wird, ſo kan er nicht anders als ein lächerliches Ausſehen bekommen, aber die Geſchicklichkeit in der Nachahmung, die Entdeckung des Lächerlichen, der Nutzen ſo damit begleitet iſt, die Abſicht ſo dabey geheget wird, und der moraliſche Stich, der auf einen Fehler geführt wird, machen es gäntzlich wieder gut. Und dieſes ſind eben die Kennzeichen, woran der gute Schertz ſich von den Zotten und Poſſen unterſcheidet. Viele halten ſich ſelbſt für luſtige Köpfe, wenn ſie abgeſchmacktes Zeug reden können, wenn ſie ein Schema

von

von ungereimten Ideen, die mit einander in keiner Verbindung ſtehen, ungeheure Begriffe, detgleichen man in den Narrenhäuſern höret, zuſammenſetzen können. Dieſe Arbeit kömmt ſie ſehr leicht an, denn da in ihrem Kopfe zuerſt eine gewaltige Verwirrung der Ideen iſt, giebts ihnen nicht viel zu thun, ſolche zu Worten zu bringen. Allein, da ſie ohne Witz, ohne Verſtand und Abſichten ſchwazen, gehöret ihnen vielmehr der Nahme aberwitziger Köpfe und Zottenreiſſer; und ein gutherziger Menſch wird mehr Neigung bey ſich verſpüren, Mitleiden mit ſo unſinnigen Luſtigmachern zu haben, als über ihre Einfälle zu lachen. Der Hr. Addiſon hat recht angemercket, daß zu einem Schertz eine gewiſſe Richtigkeit der Gedancken erfordert wird, wie in allen guten Aufſäzen, woran man den Erfinder deſſelben für einen Mann von Vernunft erkennen könne, eben zu der Zeit, da es ſcheint, er laſſe ſich eintzig von der ausgelaſſenen Phantaſie regieren.

Indeſſen kan dasienige zu einem guten Schertz werden, was von ſolchen unſinnigen Luſtigmachern ohne Vernunft, Ordnung und Abſicht vorgetragen worden,

wenn ſelbiges von einem wohlbeſtellten Kopfe eben in der Abſicht angebracht wird, die Tohrheit und Abgeſchmacktheit deſſelben zu zeigen. Alſo hat man Verſtand und Witz und Abſicht in folgenden lächerlichen Ideen wahrgenommen: Die Dichtkunſt ſprach zu dem Regenſpurgiſchen Virgil, o könnte ich einen Schweitzerkäſe zu eſſen bekommen; die Aurora gieng ſo lieblich auf als ein Canonſchuß, ꝛc. weil man wohl eingeſehen hat, daß damit eben dergleichen abentheuerliche Einfälle verſpottet worden, welche ein unrichtiger Kopf für geſchickten Schertz ausgegeben hatte. Alſo wird das Abentheuerliche ſelbſt artig, wenn es durch den Mund, oder die Feder eines verſtändigen Manns gehet, der es mit Verſtand und mit Abſichten zu verſehen weiß; gleichwie aberwitzige Leute hingegen die beſten Einfälle im Wiederholen verderben.

Ein ſchlechter Poet Nahmens Furius hatte in einem ernſthaften Gedichte den Vers geſetzet:

Jupiter hybernas cana nive conſpuit Alpes.

Ein ungereimter Vers, weil Jupiter darinnen wieder ſeine Hobeit zu einem eckelhaften Bilde unanſtändig mißbraucht wird! Das

Das Wort conſpuit, das dem niedrigſten Pöbel aus dem Munde genommen iſt, hätte das Bild allein verderben können. Aus dieſem lächerlichen Einfall hat Horaz einen guten Schertz gemachet, da er dem Jupiter dieſe ihm ſo unanſtändige Handlung abgenommen, und ſie in einem comiſchen Gedichte dem Poeten, in deſſen Kopf ſie erfunden war, zugeſchrieben:

Furius hybernas canâ nive conſpuit Alpes.

Taſſoni fängt das zweyte Buch von dem geraubten Waſſereimer mit dieſer Strophe an: Es war ſchon der vierte Tag, ſeit dem die ſieghaften Petronen die Geminianen in die Flucht geſchlagen hatten, der Zorn der in den wilden Hertzen der Sieger brennete, war Urſache, daß die Todten noch unbegraben den Hunden zur Speiſe auf dem Felde lagen; als jezo zween Geſandten zu Modena ankamen, mit friedfertigen Blicken und freundlichen Gebehrden. Sie ſtiegen mit dem Poſtillion beym Widder ab, und frageten alſobald, Herr Wirth habet ihr guten Wein? Hier entſteht das Schertzhafte von der Vermiſchung des Erhabenen mit dem Schlechten; der Poet hatte in dem Heroiſchen angefangen,

und in dem Niedrigen aufgehört. Der Stich wird mithin nicht allein auf die ungeſchickten Poeten geführt, welche dergleichen Sprünge machen; ſondern er trift über dieſes die offentlichen Abgeſandten, die an ſtatt für die Angelegenheiten des Staats zu ſorgen, ſich zuerſt um ein Glas guten Weins bekümmern.

An dem Morgen, da die Schlacht bey Canne geſchehen, war Hannibal mit einem kleinen Gefolge auf eine Höhe geritten, wo man das römiſche Heer bequem überſehen konnte. Es war um mehr als die Helfte ſtärcker an der Anzahl, als das Africaniſche. Einer aus dem Begleite, Nahmens Giscon, der in der Republick von Carthago dem Hannibal an Würde und Anſehen nichts nachgab, ſagte mit einer ziemlich ſtarcken Gemüthesbewegung: Wahrhaftig wir haben da eine erſtaunliche Menge Feinde vor uns! worauf ihn Hannibal plötzlich anblickete, und verſetzete: Ihr habet recht; doch ich habe etwas weiters angemerckt, das noch weit erſtaunlicher iſt, und woran euch gewiß der Sinn nicht gekommen iſt: Giscon und die andern zeigten ſich gantz begierig zu vernehmen, was das wohl ſeyn möchte. Hannibal ſagte:

Die-

Dieſes, daß unter dieſer erſtaunlichen Anzahl Menſchen nicht ein einziger iſt, der Giscon heiſſe, wie ihr. Dieſe Antwort ward von den Anweſenden mit einem lauten Gelächter vernommen, Hannibal ſelbſt lachete aus vollem Hertzen; der Einfall ward durch das ganze Lager erzehlt, und mit einem allgemeinen Gelächter aufgenommen; Hohe und Gemeine wurden darüber ganz aufgeräumt.

Die Antwort Hannibals war indeſſen an ſich ſelbſt betrachtet, nur ein kindiſcher Einfall; einem kleinen Knaben ſtehet es an, die Entdeckung zu machen, wie viele Hanſen oder Kunzen in einer Geſellſchaft ſeyen, oder wer an einer Tafel die gröſſeſte Naſe habe, und dergleichen. Die Anmerkung hat dann auch keinen Stachel bey ſich, und wann ſie ein Gelächter verurſachet, ſo iſt das von keinem Nuzen. Aber Hannibals Anmerckung von dieſer Art ward ſcharfſinnig, da ſie Giscons ſeiner entgegen geſezet ward; denn ſie führte eben durch ihre kindiſche Kleinigkeit einen ſtarcken Stich auf die furchtſame und niederſchlagende Anmerckung Giscons; ſie gab hingegen die Gemüthsruhe des Feldherrn und ſeine Geringſchäzung des Feindes ganz lebhaft zu erken-

erkennen. Sie ließ über dieſes gedencken, daß es in einer Schlacht ſo wenig auf die Anzahl als auf die Nahmen ankäme. Vielleicht hat der klingelnde Schall in dem Nahmen Giscon auch etwas zu Vermehrung des Gelächters beygetragen.

Cyrus der ältere, von dem ich oben geredet habe, ſcherzete gewöhnlich mit ſeinen hohen Officieren bey der Tafel; bey einem ſolchen Anlaſſe fragete ihn Hyſtaſpes ganz ernſtlich, womit er es ihm doch zu erkennen geben könnte, daß er ſich des Wohlergehens des Cyrus recht inniglich erfreute. Soll ich, ſagte er, in die Hände klatſchen, ſoll ich lachen, oder wie ſoll ich mich ſonſt anſtellen? Worauf ihm Artabazus, ohne des Cyrus Antwort zu erwarten, plözlich zur Antwort gab: Ihr müſſet eine perſiſche Courante tanzen. Dieſer Einfall bewegete die ganze Geſellſchaft zum Lachen. Des Hyſtaſpes Frage war etwas wunderlich, weil die Freude, die in dem Herzen liegt, ſich durch eine natürliche Kraft in den Mienen und Gebehrden abſchildert. Nun gab des Artabazus Antwort ſolches durch ſeinen ironiſchen Vorſchlag einer ſo groben Freudensbezeugung lebhaft zu verſtehen, zumal da man ſich dabey vorſtellete,

wie

wie ſeltſam es laſſen würde, wenn ein ſo vornehmer Officier dergleichen ausgelaſſenen Tantz, wie eine perſiſche Courante war, vor dem Cyrus thun würde.

In demſelben Gaſtgebothe ſagte Cyrus, daß er ſich ſehr wohl darauf verſtühnde, Heurathen zu ſtiften, weil er bis auf die geringſte Kleinigkeiten wüſte, was vor Perſonen ſich vor einander ſchicketen. Seyd denn ſo gütig, bat ihn Chryſantes, und saget mir, was vor eine Frau mir am anſtändigſten wäre. Cyrus verſetzte: Zum erſten müſte ſie klein ſeyn, weil du klein biſt. Nähmeſt du eine lange, und wollteſt ſie küſſen, ſo müſteſt du an ſie hinauf ſpringen, wie die kleinen Hündgen. Ich danke euch, ſagte Chryſantes, für dieſe erſte Sorgfalt, die mir in der That wohl zu ſtatten kömmt, denn ich ſpringe nicht gern in die Höhe. Ferner, fuhr Cyrus fort, müſte ſie eine platte Naſe haben, weil du eine Habichtsnaſe haſt; denn dieſe beyden Naſen würden gut auf einander paſſen. Dieſemnach, ſprach Chryſantes, würde ſich jetzund, da ich wacker gegeſſen habe, eine Frau für mich ſchicken, die noch nüchtern wäre. Freylich, ſagte Cyrus, denn ein voller Bauch raget hervor, wie eine Habichts-

bichtsnaſe, und ein leerer Bauch iſt platt, wie eine Mutznaſe. Das iſt vortrefflich wohl geredet, ſprach Chryſantes; allein ſaget mir, was vor eine Frau ſchicket ſich vor einen froſtigen Printzen? Cyrus und die gantze Geſellſchaft brache über dieſen Einfall in ein lautes Gelächter aus.

Cyrus wollte ohne Zweifel mit ſeinen überſpannten Heurathsregeln die ungeſchickten Applicationen allgemeiner Lehrſätze verſpotten. In dieſer Abſicht iſt die Vorſtellung der Habichtsnaſe auf der Mutznaſe, das Auffſpringen des Chryſantes an eine lange Dame, das Bild des kleinen Hündgens, der volle Bauch auf einem leeren, nicht nur lächerlich, ſondern auch lehrreich, weil ſie lebhafte Vorbildungen ungereimter Schlüſſe ſind. Die geſchickten Antworten, womit Chryſantes des Cyrus Idee forthilft, vermehren die Lebhaftigkeit, da ſie die Exempel von ihren eigenen Perſonen nehmen, und Chryſantes treibt den Einfall zulezt auf das höchſte, da er den Cyrus mit ſeinen eigenen Waffen angreift, und ſeine ironiſche Manier zu ſpotten gegen ihn ſelber gebraucht. Ein weniger freundlicher Fürſt, als Cyrus war, hätte ihm dieſen Schertz nicht übel nehmen können, nachdem

dem er ſich ſo geſchickt nach ſeiner Idee bequemt hatte. Doch dieſer Schertz hatte vielmehr ein Lob im Hinterhalt, weil er unter dem Scheine, den Cyrus einer Kaltſinnigkeit gegen das ſchöne Geſchlechte zu beſchuldigen, nur die Enthaltſamkeit, welche dieſem Printzen ſo gantz eigen war, zu bemercken gab.

Wann der Schertz in einer Anmerkung beſteht, die durch einen Angreifenden gefodert worden, da er denn nur eine Vertheidigung, oder eine fortgeſetzte Schlußrede auf einen vorhergehenden Satz iſt, den ein anderer gemacht hat, ſo darf er einen ziemlich ſcharfen Verweis in ſich enthalten, ohne daß andere ſich mit Recht darüber beſchweren können. Ein Cavalier war am Spanniſchen Hofe wegen einiger Ausſchweifungen für eine Nacht ins Gefängniß geworffen worden; als man ihn des folgenden Tages wieder auf freyen Fuß ſtellete, bewillkommete ihn ein Frauenzimmer mit dieſen Worten: Ihre Gefangenſchaft gieng mir ſehr zu Hertzen, zumal da jedermann, wer ſie kennete, in den Gedancken ſtuhnd, der König müſte ſie aufknüpfen laſſen. Das war unter dem Vorwande des Mitleidens ein ſcharfer Stich,

der

der dem Cavalier das Urteil der Leute von ihm, und was er verdienet hätte, lebhaſt gnug zu verſtehen gab: Aber die Perſon, die auf ihn geſtichelt, hatte ſich ſelbſt damit zu bloß gegeben. Dieſelbe Dame war wegen einiger verliebter Händel ziemlich übel berüchtiget, und dieſes gab dem Cavalier Gelegenheit einen noch ſchärfern Stich zurück zu thun: Ich bekenne, ſagte er, daß ich ſelbſt mir nichts anders vermuthend war; indeſſen tröſtete ich mich mit der Hofnung, daß Madame mich zum Manne begehren würden. Damals war in Spanien die Gewohnheit, wenn eine öffentliche Hure ſich erklärete, ſie wollte einen zum Stricke verurtheilten heurathen, daß ihm dann das Leben geſchencket ward. Der ſatyriſche Stich wird hier, durch das gute Zutrauen auf die Barmhertzigkeit der Dame, worinnen er eingehüllet iſt, eben ſo gut gemiltert, als die Sticheley derſelben durch das Mitleiden, in welches er eingekleidet war.

Noch ſchärfer war der Stich, den ein Edelmann auf ſeine eigene böſe und häßliche Frau führte, wiewohl ſolches nicht in ihrer Gegenwart geſchah. Als er gefraget ward, wie es um ihn ſtühnde, gab er zur

Ant-

Antwort: Es iſt leicht zu errathen, wie es um mich ſtehe, da furiarum maxima juxta me cubat. Die Vorſtellung eines Mannes, der mit einer Furie, und zwar der ärgſten, zu Bette gehet, hat etwas ſo grauſames, und eckelhaftes, daß ehender Mitleiden als Ergetzen bey einem wohlbeſtellten Hertzen darauf erfolgen muß: doch, da der unglückliche Mann ſelbſt den Vers des Poeten mit einem ſo geſetzten Gemüthe und ſo geſchickten Schwung auf ſich ziehet, verbirgt ſich uns das Grauſame, und das Ungereimte alleine bleibet uns vor Augen ſchwebend.

Alſo verſchwindet der Uebelſtand aus folgendem Gleichniſſe, wenn man vernimmt, daß die Kuhe eine auſſerordentliche geweſen:

Der Argus konnte dort nicht eine Kuh bewachen,
Als ihm des Kuplers Lied die hundert Augen ſchloß;
Hier aber konnte nichts dein Aufſehn irre machen,
Dir war auch eine Zahl von Zwölfen nicht zu ſchwer.
Ihr Schönen laſſet euch dies Gleichniß nicht verdrieſſen,
Es lag in ſolcher Kuh ein himmliſch Bild verdeckt,
Es warf ſich ſolcher Kuh ein Jupiter zu Füſſen.

Das Gelächter fällt hier auf den Schein des Ungereimten, daß zwölf vornehme Hofdamen mit einer Kuhe verglichen werden.

Es ſcheint, dieſes lauſe wider den Wolſtand, und ich zweifle, daß man zur Vertheidigung dieſes Gleichniſſes ſo gute Gründe bringen könnte, als für Homers Gleichniß des Eſels im Kornfelde mit dem Ajax im Schlachtfelde; und in der That, wäre es eine gemeine Kuh geweſen, ſo wäre der Schertz zu einem abgeſchmackten und platten Poſſen geworden; dergleichen man in den Reden der Mauleſeltreiber antrift. Die Mythologie redet dieſem Schertze das Wort.

Folgenden verurtheilt hingegen dieſelbe. In der Nacht, da der Tempel zu Epheſus verbrannte, ward Alexander der Groſſe gebohren. Man fragte, warum Diana ihren Tempel nicht gerettet, und man bekam zur Antwort, ſie ſey nicht zu Hauſe geweſen, weil ſie der Olympias bey der Geburt beyſtehen müſſen. Wenn dieſes ein Spaß ſeyn ſoll, ſo iſt es darum einer, weil er die Ungereimtheit bemercket, daß eine ſo groſſe Göttin bey einer gebährenden Frau ſo viel zu thun bekommen, daß ſie darüber des Brands ihres Tempels nicht wahrnehmen können. In dieſem Geſichtspunkten iſt es in der That ein guter Schertz, welcher dieſer armſeligen Gottheit ihre Ohnmacht

macht lebhaft verweiſet. In dem Munde eines Heiden, der Dianen für eine Göttin hält, iſt es ein leichtſinniger, weltlicher Zote.

Lucianus war an dergleichen Scherzen, welche die mythologiſchen Ausſchweifungen ſeiner Abſicht gemäß in ihrer lächerlichen Art vorſtelleten, faſt unerſchöpflich. Er führt unter anderm den Herkules und den Aeſculap in einem Geſpräche ein, da ſie mit einander um den Vorſitz ſtreiten. Nachdem einer den andern lange verkleinert hatte, hieß Jupiter ſie ſchweigen, und entſchied den Streit mit dieſen Worten: Höret endlich auf, und machet uns keine Händel, oder ich will euch beyde aus der Geſellſchaft verſtoſſen. Indeſſen Herkules, iſt es billig, daß Aeſculap den Rang vor dir habe, weil er ehender, als du, geſtorben iſt. Ein feiner Stich auf die mythologiſche Religion, wo die geſtorbenen Menſchen unter die Götter aufgenommen wurden!

Homers Schertze im achten B. der Odyſſee, wo die Götter ſich über den Mars und die Venus luſtig machen, als Vulcanus ſie in ſeinem Netze gefangen hatte, ſind mit dem Fehler behaftet, der

den Gottheiten dieſes Poeten anhänget; die insgemein ſehr menſchlich, und ſehr klein vorgeſtellet werden.

Sie zu vertheidigen, dienet darum auch, was zur Vertheidigung ſeiner Götter überhaupt geſagt wird. Ueber dieſes haben Homers Freunde bey dieſen Schertzen angemercket, daß auch daſelbſt die Götter nicht ohne eine gewiſſe Anſtändigkeit vorgeſtellt werden, ſo fern wir die Perſonen betrachten, welche da reden, und vor welchen geredet wird. Weder Homer noch ſein Held erzehlen dieſe Geſchichte; ſondern ein Pheacier ſinget ſie vor Pheaciern, einem unwiſſenden und wollüſtigen Volcke. Homer muſte ſich nicht nach ſeinen eigenen Begriffen von den Göttern, ſondern nach den ausſchweifenden Phantaſien der Phäacier achten. Dem Poeten ſteht nicht frey dem Alcinous die Weisheit des Socrates zuzuſchreiben. Plutarchus hat dieſe Hiſtorie für lehrreich gelobet; Virgil hat ſie in dem IV. von dem Ackerbau von der Nymphe Climene erzehlen laſſen; Ovidius hat ſie ſehr genau überſetzet.

Ein Ungenannter von meinen Freunden hat dieſe ſchertzhafte Stelle Homers mit einer Betrachtung vertheidigen wollen, wel-

welche deſſen Götter noch lächerlicher machet. Er will behaupten, Homer hätte hier auch die verdrüßlichſte Leute zum Lachen bewegen wollen. Solchen ſcheinen die Menſchen nicht der Mühe werth, daß ſie ihrer lachen; denn ſie ſagen, die Menſchen ſeyn dazu gebohren, daß ſie lächerlich ſeyn, ſo daß es eben kein Wunder ſey, daß ſie das ſeyn. Darum habe Homer ihnen lächerliche Götter vor Augen bringen wollen; Götter, die ſich ſelber zum Gelächter machen, ſeyn ohne Zweifel lächerlicher, als die lächerlichſten Menſchen.

Obige Schertze des griechiſchen Poeten über ſeine Götter bekommen eine gantz andere Art, da Opitz in ſeinem Lobgedichte auf den Mars eben dieſelben anbringt, damit er dieſes ausſchweifende Geſchichtgen der Mythologie zum Gelächter mache:

Nachdem der gute Mann euch ſonſt gefangne fängt,
Und Beth und euch beſtrickt, ſo zeigt er ſeinen Schaden,
Der beſſer ſchweigenswerth, macht alle Fenſterladen
Den andern Göttern auf, und führet ſie herbey;
O daß ich auch alſo, wie du, gebunden ſey!
Mars leihe mir dein Band, hat mancher Gott geſaget.
Obſchon ein Lahmer hier den Schnellen überjaget.

Beym Homer ſchertzen die Götter auf eine ſehr menſchliche Art, über eine ſehr menſchliche That, welche den pheaciſchen Poeten, der ſie ihnen zuleget, ſtrafwirdig machet, wofern er ſie nicht in ſeiner unſinnigen Theologie gefunden hat; beym Opitz wird mit Verſtand und Grunde über die Mythologie und ihre Götter geſpitzet.

Der Schertz, den einer mit ſeinen Göttern treibet, dünckt mich ſo ungereimt, daß ich ihm den Schertz mit den dümmeſten Menſchen vorziehe, weil dieſer nur thörigt und nicht zugleich gottlos iſt. Und doch iſt dieſer Schertz, da man Leute, die allein aus Unvermögen, ohne Hochmuth und Einbildung ungereimt ſind, zum beſten hat, herzlich ſchwach. Ein Bauer ertheilete einem Eſel, der ihm geſtohlen worden, folgendes Lob in vollem Ernſt: Herr, wenn ihr ihn geſehen hättet, ſo würdet ihr noch beſſer begreiffen, wie ich ſo groſſe Urſache habe, mich über ſeinen Verluſt zu beklagen; denn wenn er den Baſt auf dem Rücken hatte, ſo hätte man ihn für einen leibhaften Cicero angeſehen. Dieſer Einfall war in dem Munde deſſen, der ihn gehabt, lauter Dummheit, und über dieſe lacht man auch, wenn man

darüber lacht. Der ſchlechteſte Witz iſt ſtarck genug, dergleichen Spaſſe zu erfinden; und der wird es darinnen am höchſten bringen, der allem Witze abſaget. Ungehirnte und bäuriſche Spötter brauchen dieſe Art der Spaſſe gerne gegen Leute, die damit ſo wenig zu thun haben, als Cicero hier mit dem Eſel; weil blöde Köpfe in der Einbildung ſtehen, er treffe dieſe unſchuldigen Perſonen, welchen ſie dann ins Angeſichte lachen, und ſie öfters damit in Verwirrung bringen. Allein

On a beau dire, une Colombe eſt noire,
Un corbeau blanc: pour l'avoir dit faut croire
Que la Colombe en rien ne noircira,
Et le corbeau de rien ne blanchira.

Marot.

Hieher gehören die muthwilligen Zoten, da blödſinnigen und halbſinnloſen Leuten die unnatürlichſten, und abentheuerlichſten Dinge für wahr aufgeleimet werden, wie beym Boccacio Calendrino den Simon überredete, daß er groß mit dem Kind gieng; worauf dieſer mit tiefen Seuftzern ſagte: Weh mir elenden! wie will ich das Kind gebähren, und durch was vor eine Oeffnung ſoll es aus dem Leib heraus

kommen! Ein boshafter Menſch wird nicht viel Mühe haben, dergleichen Hirngeſpinſte von ſeiner elenden Erfindung in einen albernen Kopf hinein zu bringen; einem guthertzigen wird es ſein Mitleiden mit dem unglückſeligen Nebenmenſchen nicht zulaſſen, ſeiner ſo grauſam zu lachen. Ich halte dieſe Einfälle vor gleich geſchickt mit den ungereimten Verzückungen der Geſichteszüge/ und den unmenſchlichen Verdrehungen der Gliedmaſſen eines Harlekins. Die Natur wird da muthwillig gezwänget, und verkehrt.

Ich muß hier auch derer muthwilligen Poſſen gedencken, da Leute, in deren Reden man keine Urſache hat, ein Mißtrauen zu ſetzen, andern ſolche Sachen für wahr erzehlen, die alle Wahrſcheinlichkeit haben, wiewol ſie gantz falſch und erdichtet ſind. Wenn man dann die Gütigkeit hat, ihnen etwas zu glauben, das ſie wiſſen können und ſollen, und das uns hingegen verborgen iſt, ſo brechen ſie in ein lautes Gelächter aus, und ſpotten unſer, daß wir ſie nicht für Betrieger und Lügner gehalten haben. In Engelland iſt dieſer Pöbelſchertz ſehr gemein geweſen, und junge Leute von vornehmem Hauſe haben ſich dar-

daraus eine Ehre gemacht: Sie bedienten ſich des Wortes Bite, wenn ſie einem ehrlichen Manne ſagen wollen, daß ſie ihn hintergangen hätten. Bey uns iſt dieſe Art zu ſchimpfen noch bey den Kindern geblieben, welche dann einander den Betrug mit dem allegoriſchen Ausdruck zu verſtehen geben: Du haſt dem Hahne in den H. . . gegucket.

Das fünf und achtzigſte Blatt.

Quæ repetit volvitque Palæmonis artem
Servata ſemper lege & ratione loquendi.
JUVEN. SAT. VI.

Meine Leſer wiſſen, daß Euphroſyne und ein paar von ihren Freundinnen wöchentlich an dem Morgen, da meine Blätter ausgegeben werden, ſich verſammeln, und bey einer Kanne Thee den Jnnhalt derſelben wiederholen. Damit ſie dieſem Geſchäfte deſto ſicherer abwarten könnten, haben ſie durch ein feyerliches Geſetze alle Mannsleute,

 meine

meine einzige unwürdige Perſon ausgenommen, auf ewig aus ihren Verſammlungen ausgeſchloſſen. Herr Honigſeim veranlaſſete ſie erſtlich dazu, indem er bey ihren Zuſammenkünften, als ſie ihm ein paar mahl erlaubet hatten, denſelben beyzuwohnen, ſich nicht zwingen konnte, eine Stunde lang an einem Orte zu ſitzen.

Vor etlichen Tagen empfieng ich einen höflichen Zedel von Euphroſynen, in welchem ſie mich auf den Abend in ihre Verſammlung einlud. Sie meldete mir, daß ſie mit ihren beiden Freundinnen eine freundliche Bitte an mich zu bringen hätten, welche ſie mir gerne in voller Verſammlung eröffnen wollten. Als ich bey ihnen erſchienen, war das erſte, das mir in einem zierlich gezierten Zimmer in das Auge fiel, ein Gehäuſe von ſchwartzgebeitztem Holtze, darinnen porcellane Becken, Schüſſelchen, und Schälgen von verſchiedenen Geſtalten und Farben in Formen von Altären, Pyramiden, und Mauſoleen, aufgethürmet ſtuhnden. Indem ich den zierlichen Geſchmack in dieſen Aufſätzen lobete, wandte Myrrhine zwey oder drey Nägel herum, worauf dieſe Chineſiſche Hafnerey ſich einwärts verlohr, und an deren ſtatt

eine

eine nett-eingebundene Bibliotheck, in der ſchönſten Ordnung zum Vorſchein kam. Sie beſtuhnd aus eben den Wercken, die ich in meinem Verzeichniſſe der Frauen-Bibliotheck empfohlen hatte. Ich konnte mich nicht enthalten, mein Vergnügen blicken zu laſſen, als ich ſahe, daß ſie den Opitz vor allen andern mit einem ausnehmendprächtigen Bande beehret hatten. Sie erzehleten mir, wenn ſie Beſuch von Frauenzimmer oder Mannsperſonen hätten, die an Büchern nicht mehr Geſchmak fänden, als Frauen, ſo lieſſen ſie nur die Chineſiſche Seite von dem Bücherſchrancke ſehen. Ich bemerckete, daß ſie in demſelben nicht einer eintzigen Ueberſetzung Platz gegönnet hätten / worauf ſie mir auch die Ueberſetzungen, in einem andern ſchlechtern Schrancke, und in ſchlechtern Einbänden wieſen, und dabey mit lachen ſagten, daß ſie gut gefunden hätten, die Knechte in einem gewiſſen Abſchnitte und Entfernung von den Herren zu ſtellen.

Nachdem wir eine Weile von allerhand Sachen geredet, worauf uns die neue Bibliotheck führete, wuſte Euphroſyne die Rede ſehr geſchickt auf die Sache zu lencken, um derentwillen ſie eigentlich mich zu

ihnen geladen hatten. Sie verlangeten von mir, daß ich ihnen wöchentlich ein paar Stunden geben mögte, ſie von einigen Vortheilen in der Schreibart und dem Ausdruck, und insbeſondere in der ſächſiſchen Sprache zu unterrichten. Dieſes Frauenzimmer ſagte mit einigem Erröthen, ſeitdem ſie die neue Bibliotheck angeleget, hätten ſie noch einmahl ſo viel Zeit auf das Leſen gewendet, ſie wären dadurch zu verſchiedenen Ueberlegungen und Unterſuchungen veranlaſſet worden, die ſie verſucht hätten auf das Papier zu bringen. Sie beträffen meiſtens die Geſchäfte, die Gaben, den Puz ihres Geſchlechtes. Ihre Geiſter wären überaus fertig und fruchtbar, wenn es um die Widerlegung einer falſchen Bezüchtigung zu thun wäre, wie ihr Geſchlechte dergleichen nicht ſelten von einigen boshaften Leuten des männlichen erdulden müſte, die eine ſatyriſche Luſt daran fänden, wenn ſie dem unbewehrten und friedfertigen Theile der Menſchen Hohn ſprechen könnten. Es ſey, lauteten ihre Worte, daß der Eifer, mit welchem wir der Verbeſſerung, der Vergnügung, und der Auszierung der Leute unſers Geſchlechtes nachſinnen, unſere Geiſter aufwecket,

oder

oder daß die Zulagen, wider welche wir uns beſchützen müſſen, ſo beſchaffen ſind, daß ſie Schertz und Einfälle bey der Hand mit ſich führen, ſo können wir aus der Erfahrung ſagen, daß es uns an Materialien zu ſchreiben nicht fehlet. Unſere Einfälle und Gedancken düncken uns auch artig und lebhaft genug, wenn wir ſie vom Munde ausſprechen; und mit den Gebehrden begleiten; aber wenn wir dann bedacht ſind dieſelben auf das Papier zu bringen, ſo fällt es uns ſchwer, und ſie ſcheinen uns dann allezeit ein groſſes von dem Leben und der Zierlichkeit, die ſie in unſerer Ausſprache gehabt hatten, zu verliehren. Wir ſchreiben dieſes vornehmlich unſerer Unerfahrenheit in der Sprache zu, worinnen es uns an denjenigen Vortheilen fehlet, welche das Leben der mündlichen Rede erſezen müſſen. Unſere Redensarten nehmen auf dem Papier ein ſteifes Weſen, und eine gewiſſe Härtigkeit an ſich, welche in den Ohren wehe thut. Ihr habet, ſchloß ſie, uns einige mahl die Ehre gethan, und unſere Einfälle in euern Blättern angebracht, welche denn, wenn ſie durch eure Feder gefloſſen, eine gute Art und ein gewiſſes Leben bekommen haben. Ohne

Zwei-

Zweifel würden unſere Einfälle im Sächſiſchen ſchon beſſer laſſen, weil die Sächſiſche Sprache, wie man uns ſagt, ſchon an ſich ſelbſt zärtlich, lebhaft, rein und regelmäſſig iſt, da hingegen die ſchweizeriſche zum Theil grob und landmäſſig iſt, zum Theil ein altfränckiſches, öfters ein franzöſiſch-deutſches Ausſehen hat.

Da ich von der Lernensbegierde dieſer Frauenzimmer ſchon ſo viele Proben hatte, kam ihr Begehren mir nicht ſo unvermuthet vor, wiewol es etwas ungewöhnliches bey Perſonen iſt, welche in dergleichen Dingen eben nicht zu ängſtlich regelmäſſig ſeyn dürfen, denn man verzeihet einer Frauensperſon gerne, daß ſie nicht alle grammaticaliſchen Kleinigkeiten verſtehet; und es iſt ihr erlaubt, ſolœciſmos zu machen. Viele Männer erlauben dieſes deſto lieber, weil ſie ſelbſt eben dergleichen Vergünſtigung nöthig haben. Indeſſen antwortete ich ihnen, daß ich mir eine angenehme Arbeit daraus machen würde, ihrem Begehren ſtatt zu thun, zumahl da ich mich von dem glücklichen Erfolge vorher verſichern könnte. Ich habe, ſagte ich, allezeit das weibliche Geſchlecht überhaupt für fähiger gehalten, die Beredſamkeit zu ſtudieren,

ren, als das Männliche; ihre Einbildungs-kraft iſt reichlicher angefüllt, denn ſie machet von Jugend auf ihre vornehmſte Bemühung aus. Hernach haben ſie wegen ihrer zarten Leibesbeſchaffenheit zärtlichere und empfindlichere Gemüther als die Manns-perſonen; ihre Neigungen ſind ſtärcker; ſie empfangen geſchwinder Feuer. Nun iſt die ungekünſtelte Rede der Neigungen die natürliche Wolredenheit. Wenn die natürlichen Neigungen, und ſo zu ſagen, die empfindlichen Gedancken von einer ſchönen Perſon mit einer anmuthigen Stimme und lebendiger Bewegung ausgeſprochen werden, ſo müſſen ſie nothwendig jedermann einnehmen. Die Bewegung der Gliedmaſſen, die Gebehrdung, die Geſichteszüge ſind ſchon eine Sprache für ſich; eine und eben dieſelbe Geſchichte, die von zwoen Perſonen mit einerley Worten erzehlet wird, thut gantz ungleiche Würckungen, wenn eine von denſelben ſchön und lebendig, die andere düſtern und langſam iſt. Dieſer Vortheile der Gebehrdung wird eine Rede, die nur geleſen wird, beraubet; alſo müſſen ſie mit andern erſetzet werden. Hierzu dienet in der That vor allen Dingen die angenehme und lebhafte Sprache,

von welcher man faſt durchgehends glaubt, daß ſie nicht bey den Schweitzern geſucht werden müßte. Die Sachſen rühmen freylich von ihrer Mundart, ſie ſey regelmäſſiger, als irgend eine andere; ſie gebe auf den Unterſcheid der Zeiten, der Fälle, Zahlen, Perſonen, Artickel, beſſer Achtung; ſie habe viele Redensarten vollen Lebens, Wohlſtandes, voller Anmuth, viele artige Figuren ſeyn in derſelben eingeführt, von welchen wir nichts wiſſen, ſie ſey von den altfränckiſchen und allemanniſchen Wörtern, die ſonſt allen Mundarten der deutſchen Provintzen anklebeten, gereiniget; - - -

Das ſind wichtige Vortheile der ſächſiſchen Sprache, fiel Euphroſyne mir in die Rede, und die ſächſiſchen Scribenten haben dem Himmel zu dancken, daß er ſie in einem Lande hat laſſen gebohren werden, wo ſie die geſchickte und zierliche Sprache in der Wiege und von den Wärterinnen lernen können; da ein Schweitzer dieſelbe mit groſſer Mühe aus den Büchern lernen muß, und vielleicht nimmermehr ſo vollkommen erlernen kan, daß ein Sachſe ihm nicht ſein Vaterland und deſſen Rauhigkeit an der Schreibart anmerken

ken werde; welches mich auf den Gedanken führt, daß wir wohl thäten, wenn wir ſtatt daß andere ihre Aufwartmädchen aus Franckreich kommen laſſen, die unſern lieber aus Meiſſen verſchrieben; zumahl da unſre ſchweizeriſche Mundart vornehmlich an den Wörtern, die zu dem Puze gehören, ſehr altert.

Das iſt nicht übel errathen, nahm ich das Wort wieder, indeſſen habe ich nur geſagt, daß die Sachſen die erwähnten Vorzüge ihrer Sprache zuſchrieben, aber damit noch im Zweifel gelaſſen, ob es ſich würcklich alſo befinde, deßgleichen ob unſere, oder eine andere Mundart ſich nicht eben ſo ſchöner Vortheile zu freuen habe. Es laſſen ſich wenigſtens zu Gunſt unſerer Mundart noch viele gute Anmerckungen machen, und man könnte vielleicht Vortheile darinnen finden, welche in der ſächſiſchen vergeblich geſucht würden, wovon ich aber diesmahl nicht reden will. Wenn wir dereinſt eine gute ſächſiſche Grammatick bekommen werden, woran die Herren Sachſen es uns noch immer mangeln laſſen, als ob ihre Sprache ſich nicht unter Regeln bringen lieſſe, werden wir gründlicher davon reden können. Ich will jetzo

nur dieſes ſagen, wenn man den Sachſen gleich zugeſtehen wollte, daß ihre Sprache die gemeldeten Vortheile vor andern deutſchen Mundarten hätte, daß dennoch das Glück ein Sachſe gebohren zu ſeyn, eben keinen groſſen Beytrag zu einer geſchickten deutſchen Schreibart thäte. Einestheils, weil zu geſchehen pflegt, daß die Sachen, die wir im Ueberfluſſe beſitzen, von uns weniger werth gehalten werden; daher viele Sachſen ſo wenig auf ihrer Sprache halten, daß ſie dieſelbe eben ſo häufig, als bey uns geſchieht, mit lateiniſchen und frantzöſiſchen Wörtern vermengen. Andern theils; weil ſie ſich bedüncken laſſen, ſie haben eine gnugſame Kundſchaft der Sprache, welche ſie von Kindheit an gehöret und geredet haben, geben ſie ſich daher keine Mühe, die guten Scribenten dieſerwegen aufzuſchlagen, ſondern begnügen ſich an der gewöhnlichen Sprache, ungeachtet dieſe niemahls ſo zierlich und geſchickt iſt, als der guten Verfaſſer. Denn es iſt gewiß, wenn man ſich nicht befleiſſet, die Sprache aus vortrefflichen Büchern zu erlernen, ſo wird man ſie niemahls nach ihrer gröſten Zierlichkeit reden lernen. Dieſes macht, daß viele Sachſen in ihrer

Spra-

Sprache nicht ſo rein, noch ſo genau ſchreiben, als andere, die weit von dieſer Nation erzogen worden. Doch kan auch dieſes daran Schuld haben, daß wenn ſie gleich gute Verfaſſer fleiſſig geleſen haben, damit ſie eine beſſere Schreibart an ſich nehmen, ſie nichtsdeſtoweniger hernach, wenn ſie die Feder ergreiffen, vermöge der langen Gewohnheit unvermerckt viele ſchlechte Wörter und unnatürliche Redensarten mit einflieſſen laſſen, welche die Sprache verunzieren, und doch von ihnen wegen des Vorurtheiles von der Vortrefflichkeit ihrer Mundart nicht gnugſam vermieden werden. Dieſes wird andern nicht ſo leicht begegnen, welche die Sächſiſche Sprache allein aus geſchickten Verfaſſern erlernen.

Aber dem mag ſeyn wie da will, ſo giebt es noch andere Sachen, welche zu einer guten Schreibart ſchlechterdings nöthig ſind. Die Zierlichkeit einer Schrift, welche allein auf den Regeln der Harmonie beruhet, bleibt noch froſtig und abgeſchmackt, wenn ſie nicht mit höhern Tugenden begleitet wird. Sie iſt einem Bild von menſchlicher Geſtalt gleich, wo das wohlgeſetzte Ebenmaß der Gliedmaſſen ein groſſes zur Artigkeit und Stärcke beyträgt,

wenn Geiſt und Leben darinnen ſind, aber ohne Nutzen iſt, wenn es ihm an ſolchen fehlt. Dieſen Geiſt und dieſes Leben bekömmt eine Schrift von dem Witze und dem Verſtande des Verfaſſers, als von welchen die Einfälle, und ihre geſchickte Verbindung kommen. Von ihnen haben wir die Erfindung der Bilder und der Gedancken, die Wahl derſelben, nach der Würckung welche ſie thun ſollen, und nach dem Orte wo ſie dienen ſollen, nach ihrer Stärcke, ihrer Klarheit, ihrer einfachen, oder vielfachen Art; den Gebrauch der uneigentlichen Redensarten, und der Gleichniſſe, und hundert dergleichen Sachen, die ihr Maaß nach der verſchiedenen Beſchaffenheit der Materie, der Neigung, der Abſicht, bekommen müſſen.

Dieſe innerliche und geiſtliche Harmonie der Vorſtellungen und Gedancken iſt ohne Zweifel unſers Nachforſchens und unſerer Bemühungen ungleich würdiger, als der bloſſe grammatikaliſche Wohlklang, der aus der Ordnung und Zuſammenfügung der Wörter entſtehet. Dieſelbe innerliche Symphonie kan die ausgeputzteſte, regelmäſſigſte Sprache den Scribenten nicht geben; der Sachſe bekömmt in dieſem

Stücke von ſeiner Mundart vor dem Schweitzer und dem Schwaben nichts voraus; er wird ſein Werck ohne dieſelbe durch ſeine gerühmte Sprache und derſelben Vorzüge allein nicht vortrefflich machen können; hingegen wird der Schweitzer, wenn er nur Naturell und Verſtand beſitzt, ſich in ſeiner rauhen und ungeputzten Sprache allemahl leſenswirdig machen; und die klügſten Sachſen ſelbſt werden ihn wegen der rauhen und bey ihnen ins Vergeſſen gefallenen Wörter und Redensarten nicht verwerffen. Alſo wird am nöthigſten ſeyn, daß wir uns um die Dinge bekümmern, welche zu dem innerlichen Leben und der geiſtlichen Schönheit einer Schrift gehören. Wir wollen hiervon in abſonderlichen Unterredungen handeln, und ich will ihnen nichts von allem dem vorenthalten, was mich die Kunſtbücher und mein eigenes Nachſinnen davon gelehret haben.

Sie vereinigten ihre Bitte nochmahls, daß ich michs nicht wollte verdrieſſen laſſen, ihnen hierüber ausführliche Lectionen zu geben. Ich habe ſchon wircklich einen Anfang damit gemachet, und dürfte wol künftig einige von den vornehmſten Materien, auf welche ich bey dieſem Anlaſſe geführt

worden, in einem abſonderlichen Wercke bekannt machen.

Das ſechs und achtzigſte Blatt.

Wenn ſich ein Satyr auch nach einem Steine bückt,
Den aufgeblähten Schwarm der Reimer zu zerſtreu[en]
So iſts ein Spiel, wobey ſich alle Muſen freuen.

Die Engelländer machen ſehr viel aus der Armen-Apotheck, einem Gedichte des Hrn. Garths, Doctors der Medecin. Es ſollte zu London eine beſondere Apotheck errichtet werden, aus welcher man die Armen mit Recepten und Artzneyen umſonſt verſorgen wollte. Die vornehmſten Aertzte von London hatten ſich vereiniget dieſes Vornehmen zu befödern, und zu dem Ende eine groſſe Summe Geldes zuſammen geſchoſſen. Viele andere, und inſonderheit die Apothecker ſetzten ſich demſelben entgegen, weil ſie fürchteten, daß ihnen dadurch an ihrer Nahrung nicht wenig abgehen würde. Man war zu beyden Theilen ſehr hitzig, und es kam einmahl in dem Collegio der Facultät zum Handgemen-

gemenge. Von dieſem Streit hat Garth ſein Gedichte geſchrieben. Es hat einige Aehnlichkeit mit dem Chorpult des Boileau; es iſt voller poetiſchen Ausbildungen und Erfindungen. Die Faulheit, der Neid, die Kranckheit und die Geſundheit, werden als Götter eingeführt. Es hat auch keinen Mangel an ſatyriſchen, feinen und geiſtreichen Gedancken, welche zwar gröſtentheils auf die ſchlimmen Medicos und Chirurgos geführt werden, doch auch nicht ſelten die elenden Poeten und Scribenten treffen.

Ich will den Leſer aus einem kleinen Muſter, das ich aus dem IV. B. deſſelben ausgezogen habe, ſelber urtheilen laſſen. Ich zweifle keineswegs, daß er nicht nach Durchleſung dieſes Stückes ſeinen Wunſch mit meinem vereinigen werde, daß bäldeſt in unſerm Deutſchlande ein ſcharfſinniger und hertzhafter Mann erſcheinen mögte, der mit einer gleichen Geſchicklichkeit die Geiſſel auf unſere ſchlechten Aertzte und Dichter führete.

* * *

Jetzo feuerte ein heroiſcher Muth die Verſammlung an; Aertzte und Apothecker

blieſen lauter Lärmen aus ihren Naſelöchern.

Der Grund zu vortrefflichen Heldenthaten war ſchon geleget, als Horoſcope die Sache widerrathen durfte. Er fieng an: Weil der Ausgang aller dergleichen Unternehmungen ungewiß iſt, ſo laſſet uns den Degen ablegen, und dafür lieber den Stab des Richters ergreifen. Nicht weit von hier wohnet Vagellius, a ein Mann, der wegen der Stärcke ſeiner Lungen, und der gelencken Biegſamkeit ſeiner Zunge ſchon lange berühmt iſt. Gegen gute Bezahlung gießt er eine Sache in iede Form. Der ſchlimmſte Bube bekömmt Verdienſte, und der tugendhafteſte Menſch Gebrechen. Fünf Guineen machen euch heut zum Uebelthäter, und morgen wiſchen zehne den Flecken wieder weg: was er behauptet das bleibt unwiderſprochen; Milo iſt der Jungfernſchänder, und Clodius der Mörder; Cato ein ſchädlicher Mann; Catilina ein Heiliger; Orford b verdächtig; und Duncomb c unſchul-

a Hr. Bartholomäus Rowe, ein jüngſtberühmter Advocat.

b Der Graf von Orford.

c Der leztgeweſene Ritter Carl Duncomb.

ſchuldig. Vor Gericht demnach, meine Freunde; denn das Schickſal hat beſchloſſen, Vagellius und unſer Geld ſollten gewinnen. Ich kan es nicht verheelen, als ich die Kranckheit mit kräftigen Segensſprüchen angeruffen, unſern künftigen Krieg zu beglücken, ſo eräugeten ſich in währendem Opfer traurige Unglückszeichen, nnd die Sibylle wollte nicht aus ihrer Grotte hervorſteigen.

Horoſcope wollte die Rede noch weiter fortſetzen, als ihn ein Barde mit dieſen Worten unterbrach: Vergebens ſuchtet ihr hierzu eure magiſchen Künſte hervor, an dergleichen Tönen haben die geheiligten Ohren der Sibylle keinen Gefallen. Folgende Zeilen ſollen die bleiche Gottheit an das Licht hervorbringen; So groß iſt die Gewalt des Schalles, und die Kraft des Geſanges!

* Es thürmet ſich ein Qualm verlängter Seuchen auf,

Verſezet Kiel und Maſt von dem beſtimmten Lauf,

und

* In dem Grundtexte ſtehen hier etliche Zeilen aus Doctor Blackmors König Arthur und Prinz Arthur. Ich habe dafür gegenwärtige geſezt, welche den Engliſchen an Hoheit des Klanges nicht viel nachgeben.

Und läſt Morbonens Ruf aus ſchwarzer Luft erſchallen:
Laß deinen Ancker nur an Letens Ufer fallen.
In der noch glimmnden Aſch, im glühnden Schutt und Graus
Sieht ſelbſt der Tod entzündt, die Glut blutrünſtig aus.
Der Väter brennend Leib zündt an der Kinder Glieder,
Die Schweſtern ſterben vor den Füſſen ihrer Brüder.

Indem er rauſchend und knarrend fortfuhr, kam ohne Verzug die Furie ſchleichend herein. Ihre Gliedmaſſen mochten kaum ihren ſchweren Körper tragen. Elende zerriſſene Lappen umgaben ihre magere Stirne; und ihre welcken Lippen lieſſen mit ſchwächlicher Stimme dieſe Töne vernehmen:

Wie darfſt du, Sterblicher, dieſe Zeilen gegen meinen furchtbaren Thron abſchicken, und mich in meiner Einſamkeit ſtören? In Eſſex ſumpſichten Thälern iſt eine Zelle, wo faule Nebel und treufelnde Dünſte ihre Wohnung haben; feuchte Dämpfe kommen auf naſſen Schwingen dorthin, und zitternde Quartanfieber erſchüttern daſelbſt die ungeſunde Luft. Dort bringe ich einige Stunden in der Stille zu, wenn ich ermüdet bin, und laſſe indeſſen meine Stelle durch Mediciner vertreten. Hüte dich darum, mich ins künftige

tige den widrigen Schall ſolcher übelklingen-der Verſe noch einmahl hören zu laſſen. Schaue zu, daß man mehr Nachdruck in deinen Zeilen finde; lerne am Innhalt ſteigen, und im Tone fallen. Rauhe, ob ſonſt gleich geſchickte, Worte, klingen fremd, und niemand, der die Ohren be-leidigt, kan die Phantaſie ergetzen. Willſt du in beyden, im Verſtande und im Wohl-klange, vortrefflich werden, ſo leſe den Wy-cherley a, ſtudiere den Dryden b fleiſſig. Starcke Schildereyen der Einbildungs-kraſt beleben den einen, und in dem andern ſingen die Sirenen in allen Zeilen. Wenn Dorſets lebhafte Muſe die Leyer nur be-rührt, ſo zerflieſſen der Schertz und die Gratien vor Wolluſt, und die kleinen Cu-pidons können ihre Liebesflammen nicht bergen. Die artige Iſis fodert den Epheu-kranz, dem Addiſon ſeine unſterbliche Stirne damit zu umwinden. Wenn Con-greve ſeine Hirtenlieder anſtimmt, ſo ver-läßt Pan die Wälder, und die lauſchende Hin-

a Ein Poet voll geſunden Witzes und groſſen Verſtands.

b Dieſer Poet iſt wegen ſeines angenehmen Sylbenmaſſes berühmt.

Hindin die weiten Felder. Philomele klagt ihr Leid in gleichmäſſigen Tönen, wie die ſeinen ſind; und ſeit Pauſanias geſchrieben ward, kennet Brittannien Spartens Muth und Athens Witz. Wenn Stepney die göttlichen Thaten der Könige mahlet, oder wenn Prior ſinget, was ihm Apollo befiehlt, ſo hören ihm die Ufer des Rheins mit einer vergnügten Aufmerckſamkeit zu, und die ſilberhelle Sequana vergißt fortzuflieſſen. Leſet mit Sorgfalt dergleichen geſchickte Muſter; gehet ohne zu ſpringen, und flieget ohne ein Gewinde. Geſezt, eure Zungen haben einmahl die Leute in Verwunderung geſtürzt, ihr ſollt darum nicht gleich eine Materie zu beſingen nehmen, welche für die Kindheit einer zarten Muſe zu ſtarck und zu männlich iſt. Lange hat Apelles ſein berühmteſtes Werck zurück behalten: Sein Alexander war ſeine lezte Zeichnung. Montaguens * reiches Naturell alleine beweiſet, daß nur ein Phidias ſich an einen Jupiter machen ſollte.

Die Furie hielt ſtille, biß ein plötzlicher Wirbelwind mit einem erſchrecklichen Ge-

* Lord Halifax.

Getöſe aus dem unheiligen Boden hervor brach; worauf ſie ſagte: Die Göttin Fortuna regiert alles, und ſchickt ihren Einfluß über alle Dinge, ob ſie ſchon ferne von uns iſt; erſcheinet ungeſäumt an ihrem Hofe, um ihre Gunſt anzuhalten. Zu dergleichen wichtigen Geſchäfte muß man auf den Flügeln des Windes fliegen.

Alle ſtuhnden beſtürtzt, nur Horoſcops groſſe Seele, welche keine Gefahr noch erſchrecket, und kein Zweifel bemeiſtert hat, ſaß auf die Flügel des brauſenden Windes. Er flog ſchneller als eine Raquete, und ließ die Stunden hinter ihm zurücke.

Der Abend wärmet jzo die Luft mit laulichen Weſten. Der Stier leget das Joch ab, und die Hindin ihre Sorge. Die Wolcken glühen am Himmel mit güldenen Säumen, und fallende Thautropfen erfriſchen die Erden hierunten. Die Fledermäuſe flattern mit ruſſigen Flügeln um die Felder. Das Schilf rauſchet kaum, die Aſpe beweget ſich nicht, und das Federvolck insgeſamt feyert von ſeinen Liebesliedern.

So geſchwinde als ein Wunſch flieget der Geſandte durch die durchſichtigen Himmelsgegenden. Er überſchauet mit Verwun-

wunderung die obere Luft, und die zierlich-vergüldeten Meteora, welche hier ſpielen; er ſiehet wie ſchleichende Sulzen, wenn ſie ſich Nachts entzünden, in Streifen von Lichtſtralen durch den Aether fahren; wie aufſteigende Dünſte ſich unter das flüſſige Blau miſchen, in Wolcken zuſammen flieſſen, oder in einem milden Regen herunter fallen, oder wenn die ſteiffe Wuth der Kälte die Oberhand hat, in Flocken daherfliegen, oder in gegoſſenem Hagel niederfallen; wie der Honigthau den wohlriechenden Morgen balſamiert, und die ſchönen Eichbäume mit ihrem klebrigten Schweiſſe als mit einem Honig beſchencket; wie Heiſſes und Feuchtes ſich in einen Klumpen mengen, bald brüllend in Donner ausbrechen, und ſich bald in wetterleuchtenden Schimmer verbreiten; wie ſchnelle Blitze die Augen danieder ſchlagen, und kühne Orcane in der Luft poltern; wie ein fruchtbater Dampf aufwärts gehet, und in einem labenden Platzregen herunterfällt; wie Dünſte, die an den Spitzen der Berge hangen, in der Geſtalt ſanfter Lüftgen ſeufzen, oder in wirbelnden Bächen weinen; wo izo noch zarte Winde ihre jungen Flügel probieren, und die Fluß-Götter

ter

ter ihre durſtigen Krüge füllen. Der wundernde Weiſe verfolget ſeinen Luftflug, und trozet die kalten ungeſunden Dämpfe der Nacht. Er beſchauet die Gegenden, wo ſich groſſe Lichter herumwelzen, die Jahreszeiten hienieden, und das Schickſal dort oben zu beſtimmen, den froſtigen Arctur, welcher den Schiffern die See immer verbietet, die ſtürmeriſchen Ziegen, die weinenden Hyaden, die glänzende Leyer, welche mit ihren Saiten izo die lichten Wohnungen des Himmels ſtärcker an ſich zieht, als vormahls die Wohnungen der Hölle, die frohe Caſſiopea, die einen Circkel im Himmel ſchleußt, und alle die glänzenden Churchills * in der Milchſtraſſe.

Aurora aus Eteſiſchem Stamme hauchet mit röthlichen Lippen den heitern Morgen aus. Die Bluhmen vollen Thaues beweinen insgeſammt ihre kurtzwährende Herrſchaft, und Cynthia ſchläft mit ihrem geliebten Endymion, da der Magus ſeinen Weg durch die Finſterniß nimmt, halb erkannte Gegenſtände kündigen den zwei-

* Des Hertzog Marlborougs Töchter, welchen der Verfaſſer hiermit ein Compliment machet.

zweifelhaften Tag an. Er ſiehet den majeſtätiſchen Atlas dunckel in die Höhe ſteigen, und ſich unter der Bürde des Himmels biegen; deſſen hoch aufgethürmte Gipfel wiſſen von keinem Ungewitter, wann unten an ſeinen Wurtzeln die Blitze daher fliegen und der Donner poltert.

Weit von da, wenn man eine wüſte Fläche hinter ſich geleget hat, herrſchet der ſtoltze Teneriff, ſein rieſenmäſſiger Bruder. Er bläſet Feuer aus ſeinen pechichten Naſelöchern, und ſchüttet zu gleicher Zeit von ſeinen Seiten den wollichten Schnee. Rund um ſein fürſtliches Haupt erheben die Inſeln, die ihm unterwürffig ſind, ihre begrünte Stirne aus Waſſerbethen hervor. Jeden aufſteigenden Hügel beſpühlen die Wellen ſo artig, daß es läßt, als ob das Land ſchwümme und die See ſtille wäre.

Hier wärmet ein ewiger Frühling die milde Luft, und krönet das blühende Jahr mit einem lachenden Grün. Von criſtallenen Felſen flieſſen durchſichtige Bäche. Immerfort hauchet die Tuberoſe ihren Geruch aus, und die Violen blühen ohne Aufhören. Der Weinſtock trägt ſeine ſchwellende Trauben ungebauet. Die mürbe

be Olive erquickt den müden Landmann. Der Citronenbaum zeiget Frucht und Blüthe auf einmahl, und indem er bezahlt, bekennet er immer, daß er ſchuldig ſey. Der Pomeranzenbaum breitet ſeine Pracht vor ſeiner Sonne aus, und vergüldet mit ihren Strahlen ſeine wohlriechenden Aepfel. Kein Ungewitter bringt jemahls den ruhigen Himmel in Unordnung. Hier höret man die Waſſer nur murmeln und die Winde nur ſeufzen. Die lieblich ſingenden Schwanen ſchwimmen in ſanftflieſſenden Bächen, und wirbelnde Elegien erſterben auf einer jeden Note. Wo Flora die Fußtapfen ſetzet, da wirſt Zephyr ihr Blumenkränze hin, und ſtreuet von ſeinen Purpurſchwingen lieblichen Geruch, weil das Gevögel indeſſen auf Roſenſträuchen und in Jaſmin-Büſchen ſeine frölichen Hochzeitbette und ſeine unbeneideten Liebeshändel beſinget. Milde Jahreswitterungen, ſteigende Hügel und ſtille Thäler, kühle Grotten, Silberbäche, und blühende Gründe ſamt Wäldern von Balſamſtauden zeigen ſich hier in voller Pracht, und durchweben das umlaufende Jahr mit geruchreichen Düften und Süſſigkeiten.

Dieſe glückſeligen Inſeln, wo ſich unendliche Luſtbarkeiten aufhalten, werden von den tonreichen Barden die Glückſeligen genennt. Hoch in der Luft, wo weder heiſcherne Winde noch Wolcken hinkommen, hält die blindgebundene Göttin ihren parteyiſchen Hof. Sie ſitzet auf einem Rade von Amethyſt. Sie giebt, und nimmt wieder. Sie lächelt, oder runzelt die Stirne, je nachdem es ihr in den Sinn kömmt.

In dieſem ſtillen Labyrinth ligen rund um ſie her magiſche Zieſern, Zauberſprüche, Liebestrüncke, Himmelskugeln, und Nativitätsſchemata. In einer Hand hält dieſe Ziegeunerin ein Siegel, in der andern ein prophetiſches Sieb und Scheere. Die Dame wußte vermittelſt der Wahrſagungskunſt, daß der Magus bald erſcheinen würde. So bald er vorhanden war, redete ſie ihn an: Willkommen, o heiliger Seher. Dein Gewerb iſt mir bekannt. Es muß Krieg ſeyn, das Schickſal will es ſo haben. Erſchreckliche Heldenthaten und groſſe Unglücksfälle ſollen erfolgen. Eine Pille wird auf die andere loßgehen, und ein Pülvergen mit dem andern handgemein werden. Beyde Theile werden

ſiegen,

ſiegen, und doch auch beyde verliehren; iezo der Mörſel, hernach das Harnglas.

Ihr habet euer Anſehn einzig mir zu dancken. Wo die Natur ihre Gaben verſagt hat, da erſetze ich den Mangel mit meinen. Ich begabe (ſo groß iſt meine Gewalt) den Juden mit Treue und Glauben, und den Mohren mit einer weiſſen Haut. Ich bin der Wunſch des Elenden, das Verlangen des Spitzbuben, der Troſt des Faulen, und die Vorſehung des Narren. Hr. Federbeiſſer, vormahls ein demüthig-lächelnder Sclave, ſiehet iezo ſtolz und übermüthig ernſthaft. Er bauet, ſchaffet, gewinnt, und bekömmt alle Stunden Complimente von den Reichen, und Flüche von den Armen. Spadilio, der noch unlängſt bey der Tafel aufgewartet, trinckt iezo ſelbſt koſtbaren Tokayer und ſpeiſet aus Silber. Er hat Aufwärter, Landhäuſer, und einen Vorrath von Maitreſſen, und die helffenbeinerne Tiſche, welche er zuvor ausgepuzet, beſizet er nun eigenthümlich.

Seelen, die den Himmel fühlen, verſchmähen meine treuloſen Gaben; der Tugendhafte iſt ſich ſelbſt ein Gott; obſchon die himmliſche Aſträa die Erden verlaſſen

 hat,

hat, ſo ſind doch noch einige Länder, wo die Fortun die Sclavin iſt, und der Verdienſt herrſchet.

Die Tieber pranget mit den Nachkommen des Julius, die Thems mit ihrem Naſſau, der Nil mit ſeinen Ptolomeen. Iberia, die noch nicht unten liegen ſoll, wird ſtatt eines Heſſen einen gröſſern Mordaunt † finden. So triumphierte Ariadne in dem Eilande Naxos; Sie verlohr einen Held, und fand einen Gott.

† Er verſteht den Prinz von Heſſendarmſtadt, und Mordaunt den Grafen von Petersburg und Monmouth, der nach dem Tode des Prinzen von Heſſen Barcelona eingenommen.

Das ſieben und achtzigſte Blatt.

Ich ſelber laſſe noch die ſüſſen Wercke ſtehn,
Indeß ergetz ich mich ein jung unwiſſend Ding
Zu dem geliebten Ziel durch weiſen Rath zu leiten.
Ein Unbekannter.

Euphroſyne bat mich in unſerer lezten Zuſammenkunft, daß ich meine Gedancken von denjenigen Jünglingen zu Papier bringen mögte, welche ſo viel Muth nicht haben, ſich bey einer Jungfrauen, die ſie heirathen wollen, in eigener Perſon anzutragen, ſondern ihr Glücke lieber an die Geſchicklichkeit und Wohlredenheit einer alten Dienſtmagd oder einer andern Unterhändlerin binden. Da ich über dieſen Punkt keine andere Gedancken habe, als mein Freund Leander in folgendem Geſpräche vorgetragen hat, ſo wird Euphroſyne ſich belieben laſſen, dieſelben darinnen zu ſuchen.

Ein junger Menſch, Nahmens Tracula, begegnete ihm eines Tages auf der obern Brücke in einer gantz eilfertigen Bewegung. Leander, der ihn in Franck-

reich vertraulich gekannt hatte, hielt ihn auf, und redete ihn an: Wohin eileſt du ſo ſehr, mein Freund, du muſt was wichtiges im Kopfe haben, weil du kaum die Zeit nimmſt, mich mit einer ſchlechten Neigung des Hauptes zu grüſſen.

Tracula verſetzte mit ſchnellen Worten: Ha, ha, mein lieber Leander, ich habe freylich wichtige Sachen im Kopf, es ſind ehhafte Geſchäfte, und ich gehe gleich zu einer gewiſſen Frau, eine Antwort wegen einer obſchwebenden Verlöbniß einzuholen.

Leander.

Darf ich dich bitten, mir die Perſon zu entdecken, um welche du dich bewirbſt; vielleicht könnte ich dir in deinem Vorhaben behülflich ſeyn. Im übrigen verzeihe mir meine Neugierigkeit.

Tracula.

Ich habe dir alle meine andere Geheimniſſe offenbaret; ich will dir auch dieſes nicht verhalten: Wiſſe denn, daß ich um Cerons einzige Tochter buhle.

Leander.

Wie biſt du mit ihr in Bekanntſchaft gekommen?

Tra-

Tracula.

Die Frau Maria Schwartz, zu der ich iezo gehe, hat mir zuerſt von ihr geſagt, und mir ſie wegen ihrer Schönheit, artigen Manieren, und Munterkeit trefflich angeprieſen. Sonſt iſt gnugſam bekannt, daß ſie eine von den beſt-bemittelten Parteyen iſt.

Leander.

Wie vielmahl haſt du ſchon mit ihr geredet, und wo kommet ihr zuſammen?

Tracula.

Ich habe ſie noch niemahls geſehen, vielweniger mit ihr geſprochen, das wird geſchehen, ſobald als ſie ſich meinen Antrag wird gefallen laſſen.

Leander lachte, und ſagte: Dein Vornehmen kömmt mir recht ſeltſam vor. Ich hatte nicht geglaubt, daß es anderſtwo, als in den Romanen Liebſten gäbe, welche der Liebhaber niemahls geſehen hat. Wäreſt du nicht ſo eilfertig, ſo wollte ich dir einen artigen Aufſatz von einem Briefe zeigen, welchen du mit gutem Nutzen gebrauchen könnteſt, ihr die Heftigkeit deiner Verliebung in ihre dir unbekannte Schönheit vorzuſtellen. Aber ich will dich dieſesmahl nicht länger aufhalten. Vielleicht

leicht iſt es ein ander mahl noch frühe genug.

Sie giengen mit dieſen Worten von einander. Nach einer kurtzen Zeit kam Tracula zu Leander auf deſſen Zimmer, und erzehlte ihm, daß ſeine Liebſte nicht ſo eilfertig wäre, als er, und ihn hätte bitten laſſen, ſich noch eine Zeitlang im unverehlichtem Stande zu gedulden. Leander ſtach ihn darüber an, und ſagte: Wenn deine Liebſte an geiſtreichen Einfällen einen Geſchmack findet, ſo könnte dich der Aufſatz des Briefes, wovon ich jüngſt Erwähnung gethan habe, bey ihr in groſſe Hochachtung ſetzen.

Er las ihm hernach den acht und ſiebenzigſten Brief des Voiture, der die Aufſchrift hat: An eine unbekannte Liebſte. Madame von Saintot hatte den Voiture zwo ſchönen Damen, die ſie ihm nicht genannt, zum Aufwärter verſprochen; darauf ſchrieb Voiture an eine von denſelben folgenden Liebesbrief:

„ Niemahls hat man von einer ſo ſeltſamen und wunderlichen Liebe gehört, als diejenige iſt, welche ich zu euch trage. Ich weiß durchaus nicht wer ihr ſeyd, und mein Lebetag habe ich euch mit Wiſſen nicht

nicht einmal nennen gehöret. Nichts deſtoweniger verſichere ich euch, daß ich euch liebe, und daß ſchon ein gantzer Tag verfloſſen iſt, ſeit daß ich über Liebesſchmerzen klagen muß. Euer Angeſicht düncket mich ſchön, ohne daß ich es jemahls geſehen, und ich halte euren Geiſt für munter und lebhaſt, wiewohl ich nicht eine eintzige Probe davon habe. Eure Gebehrden und Verrichtungen bezaubern mich gleichſam, und ich bilde mir an euch ich weiß nicht was vor, welches machet, daß ich liebe, ich weiß nicht wen. Zuweilen ſtelle ich mir vor, ihr ſeyd blond, ein ander mahl ihr ſeyd bräunlich, bald groß, bald klein, jezt mit einer Habichtsnaſe, dann mit einer platten Naſe. Unter allen dieſen Geſtalten, die ich euch zutheile, halte ich euch beſtändig für das liebenswürdigſte Ding in der Welt, und ob ich gleich nicht weiß, was vor eine Art der Schönheit ihr beſizet, wollte ich doch ſchweeren, es wäre die liebenswirdigſte unter allen. Wenn ihr mich eben ſo wenig kennet, und eben ſo heftig liebet, ſo habe ich dem Amor und den Sternen dafür zu dancken. Aber damit ihr nicht betrogen werdet, und falls ihr euch einen langen blonden Mann in

der Einbildung vorſtelletet, euch hernach, da ihr mich ſähet, beſtürtzet, will ich euch ſagen, wie ich ungefehr ausſehe. Meine Statur iſt zween oder drey Daumen kürzer, als die mittelmäſſige. Ich habe einen ſchönen Kopf mit vielen grauen Haaren, die Augen ſind lieblich, aber ſehen ein wenig ſeitwerts, und das Angeſicht iſt ziemlich plump. Dieſe Fehler zu verbeſſern, wird euch eine von euern Freundinnen ſagen können, daß ich der beſte Knabe in der Welt ſey, und meines gleichen nicht habe, der ſo treu und ſo beſtändig an fünf oder ſechs Orten zugleich liebe. Wenn euch dieſes alles wohl anſtehet, ſo will ich es euch bey unſrer erſten Zuſammenkunſt übergeben. Inzwiſchen werde ich an euch dencken, ohne daß ich wiſſe, an wen ich dencke. Und wenn man mich fragen wird, wohin meine Seuftzer gehen / ſo ſeyd ohne Forcht, daß ich es entdecken werde, und glaubet nur ſicher, daß euer Nahme bey mir in Sicherheit iſt. „

Scheint es nicht, fuhr Leander darauf fort, daß Voitüre dieſen Brief mit Fleiſſe geſchrieben, deiner zu ſpotten. Er hat nur im Schertz eine Unbekannte zur Liebſten angenommen; aber du biſt wircklich in den

Um-

Umſtänden eines Menſchen der liebet, und weiß nicht wen. Allein das Geſchäft iſt zu wichtig, als daß ich nur darüber ſchertze. Ich will dir etliche ernſthafte Fragen vorlegen. Wenn du einen Weinberg zur Freude und zum Nutzen haben wollteſt, würdeſt du jemand andern lediglich überlaſſen, dir einen zu kaufen, ohne daß du ihn zuerſt in Augenſchein genommen, und die Lage deſſelben, den Boden, die Art der Reben, die Beſchaffenheit des Weinſtockes, und dergleichen fleiſſig betrachtet hätteſt?

Tracula.

Freylich würde ich dieſes an niemand andern laſſen, ſondern mit Augen ſehen wollen, was es vor eine Beſchaffenheit mit allen dieſen Sachen hätte. Ein anderer möchte nicht meinen Geſchmack haben, oder nicht ſorgfältig genug ſeyn, auf alles Achtung zu geben.

Leander.

Und wenn du ein Pferd kauffen wollteſt, würdeſt du einem Roßtäuſcher Vollmacht geben, er ſollte dir ein ſolches von einer guten Schlacht, ſchönem Anſehen, um ſo viele Louis d'or nach ſeinem beſten Wiſſen kauffen, und in deinen Stall ſtellen?

Tracula.

So leichtſinnig bin ich nicht. Ich weiß wohl, wie leicht man mit den Pferden betriegen, und betrogen werden kan. Ich würde mir desfalls kaum ſelber, geſchweige einem Roßtäuſcher trauen, ungeachtet ich ſonſt eine ziemliche Wiſſenſchaft von rechtſchaffenen Pferden habe. Ich habe dieſe Vorſicht ſchon bey Horatzen gelernet:

Regibus hic mos eſt, ubi equos nercantur opertos
Inſpiciunt, ne ſi facies, ut ſæpe, decora
Molli fulta pede eſt, emtorem inducat hiantem,
Quod pulcræ clunes,breve quod caput, ardua cervix.
Hoc illi recte.

Leander.

Aber vielleicht, wenn du eine geſchickte Köchin, oder eine fleiſſige Dienſtmagd nöthig hätteſt, würdeſt du nur der Maria Schwartz ſagen, dir eine ſolche zu dingen, und dich diesfalls auf ihre Einſicht oder ihr Anpreiſen verlaſſen?

Tracula.

Wenn ich verheirathet wäre, wollte ich dieſes meiner Frau überlaſſen, ſowohl als die Küche und das Hausweſen: wo nicht, wollte ich keine Weibsperſon in mein Haus nehmen, deren Geſtalt, Verſtand, und Tüchtigkeit ich nicht theils mit mei-

meinen Augen beurtheilet, theils mit Reden und Fragen ausgeforſchet hätte. Aber deine Fragen ſind nicht ſo ernſthaſtig, als du geſagt haſt.

Leander.

Sie führen doch auf etwas ernſthaftes. Denn wie kömmt es, daß du in ſolchen Kleinigkeiten ein ſolches Mißtrauen bezeugeſt, und hingegen in einer der wichtigſten Angelegenheiten ſo leichtgläubig handelſt, da es nicht auf etliche Ducaten oder Louisdor Verluſts ankömmt, wie bey Erkaufung eines Weinberges oder eines Pferdes, da es auch nicht um eine Magd zu thun iſt, welche du alle Tage, wenn ſie dir nicht wohl dienet, wieder fortjagen kanſt, ſondern da du eine Perſon heirathen ſollſt, das iſt, ſie in dein Bette aufnehmen, an deinen Tiſch ſetzen, deinem Hauſe vorſezen, wohl und wehe mit ihr gemein haben, und dich durch ein unauflößliches Band mit ihr verbinden ſollſt; die dir entweder ein zeitliches Paradies oder eine Hölle auf Erde werden kan? Ein ſinnreicher Kopf hat von einer unglücklichen Ehe geſagt, ſie feßle eine lebendige Perſon mit einer todten Leiche zuſammen, welches einen greulichen Tod verurſacht, der vor Alters von

tyran-

tyranniſchen Bluthunden erfunden worden, damit ſie auf dieſe Art den Lebenden durch die Geſellſchaft des Todten mit Fäulniß anſtecketen und zu Tode marterten. Daneben wird dir auch noch erinnerlich ſeyn, wie eine Kupplerin, nach dem franzöſiſchen eine Roßtäuſcherin, vor etlichen Jahren einen jungen Herren betrogen hat, indem ſie ihm eine gemeine Metze beygeleget, da er überredt geweſen, er ſchliefe bey einer vornehmen Dame. Aus dieſer Urſache will ich dir den Rath geben, daß du in dieſem Geſchäfte dein eigener Agent ſeyſt, und in eigner Perſon heiratheſt. Du wirſt leicht Mittel und Wege ausfinden können, daß du deine Unbekannte ins Geſichte bekommen, und etliche abſonderliche Unterredungen mit ihr wirſt halten können.

Tracula.

In Wahrheit, du giebſt mir einen rechtſchaffenen Rath, und ich müſte thörigt ſeyn, wenn ich dir nicht folgete.

Tracula ſuchte nach dieſem Gelegenheit mit Creons Tochter bekannt zu werden, welches er auch bald erhielt, aber er hatte kaum zweymahl mit ihr abſonderlich geſprochen, als er etliche Dinge an ihr wahr-

wahrnahm, welche ihm ſo widrig waren, daß ſich alle Luſt bey ihm verlohr, ſie zur beſtändigen Gefährtin in ſeinem Leben anzunehmen.

Etliche Wochen verfloſſen, ohne daß Tracula mit Leander etwas weiters von Heirathſachen redete. Darnach kam er eines Morgens ſehr frühe zu ihm in ſein Haus, und eröffnete ihm, er habe ſich eine andere Tochter zum Heirathen auserſehen, mit welcher er ſchon etliche mahl geredet, jedoch von ſeinem Vorhaben nichts gegen ihr gedacht; er habe ſie in Anſehen ihres Willens, Verſtandes, und Witzes, vielfältig auf die Probe geſtellt, und glaube, daß er ſie völlig kennete. Indeſſen hindere ihn eine natürliche Blödigkeit und ungereimte Schamhaftigkeit, daß er ſich bey ihr nicht ſelbſt antragen dürffe. Er gebe ſich nicht gern in die Gefahr, einen Abſchlag aus ihrem eigenen Munde zu bekommen, wiewohl er verſchiedene Merckzeichen wahrgenommen hätte, daß ſie ihm nicht ungünſtig wäre. Derowegen wollte er Leandern auf ewig verbunden leben, wenn er ſie für ihn um die Ehe anreden wollte, denn neben dem, daß die Perſon eine von deſſen nahen Anverwandtinnen ſey, wäre er verſichert,

ſichert, daß er am beſten verſtühnde, wie man mit einem Frauenzimmer bey dergleichen Gelegenheit reden müßte.

Leander gab ihm auf dieſes Begehren folgende Antwort: Ich will dir meine Dienſte in dieſem Geſchäfte von Hertzen gerne zuſagen, doch verlange ich, daß du mir einen gemeſſenen Befehl gebeſt, was ich ihr von deiner Perſon verſprechen ſoll.

Tracula.

Das will ich dir lediglich überlaſſen/ du weiſſeſt am beſten, was ein Frauenzimmer bey einem Manne vornehmlich ſucht, lege mir nur ſolche Eigenſchaften bey, welche das Jawort bey ihr am ſicherſten auswürcken können.

Leander.

Sage mir doch, was vor Eigenſchaften du hiezu vor bequem hälteſt?

Tracula.

Munterkeit, aufgeweckten Geiſt, Galanterie, Freygebigkeit, Willfährigkeit, Pracht.

Leander.

Wie aber, wenn ſie ſolche künftighin bey dir nicht antreffen würde?

Tracula.

Wenn ſie nur einmahl zu mir gebunden ſeyn

ſeyn wird, ſo wird ſie ſich ſchon an mich gewöhnen.

Leander.

Du giebſt mir hier eine ſo weitläuftige Vollmacht, daß ich zweifle, ob es dein Ernſt ſey; Würdeſt du mir wohl in andern Geſchäften dergleichen ertheilen? Sage mir aufrichtig, wenn ich deine Dienſte einem Staatsminiſter, oder einem Handelsherrn, oder einem Piloten antragen ſollte, würdeſt du mir ſo frey überlaſſen, dir bey ihnen Eigenſchaften nach meinem Belieben zuzulegen; nur daß es ſolche wären, welche dich bey ihnen wohl empfehlen könnten? Daß ich folglich dem Staatsminiſter vorgäbe, du verſtühndeſt das Intereſſe von allen Staaten in Europa, die Schwäche und Stärcke aller Königreiche, die Urſachen von ihrem Auf- und Abnehmen; daß ich den Handelsherrn verſicherte, du kennteſt das Commercium von allen vornehmen Handelsſtädten, wie ſtarck es hier und dort, in dieſem oder jenem Meer getrieben wird; wo eine jede Waar in der gröſten Menge, oder nach der beſten Art wächſet, und am geſchickteſten verarbeitet wird; daß ich dem Piloten ſagte, das manœuvre auf den Schiffen wäre dir von Jugend auf bekannt,

du kennteſt ſowohl die gefährlichſten als die ſicherſten Meerengen, Sandbäncke, Syrten, Bajen und Buchten? Dieſe und dergleichen Anpreiſungen würden dich ohne Fehl bey ihnen unterbringen. Alleine wie würdeſt du beſtehen, wenn du hernach den Mann, den ich ihnen an dir verſprochen hatte, im Wercke zeigen sollteſt; wenn der Staatsminiſter ſähe, daß du ſchwerlich einen Notarius vertreten könnteſt; der Handelsherr, daß du mit Noth den Strazzahandel verſtühndeſt; der Pilote, daß du mit Mühe ein Seegel herunterlaſſen könnteſt? Sie würden dich wahrhaftig für den Hencker davon jagen; von mir nichts zu ſagen.

Tracula.

Du hältſt mir da eine Predigt, als ob es nöthig wäre, daß du mir bey meiner Liebſten Eigenſchaften zuſchreiben müßteſt, die mir ſo fremde wären, als dieſe; oder als ob es mir ſo viele Mühe koſtete, ſie nach ihrem Begehren zu bedienen.

Leander.

Du haſt geſagt, ich ſollte dir ſolche Eigenſchaften beymeſſen, welche einem Frauenzimmer am anſtändigſten ſind. Nun laſſe ich gelten, daß du dergleichen zum

Theile

Theile an dir haſt: Aber du muſt mir auch geſtehen, daß du ſolche mit der Zeit verliehren kanſt, und zum Theile nicht auf dem Grade beſitzeſt, wie ich mir einbilde, oder die Tochter aus meinen Worten ſchlieſſen mögte. Wenn ſie nun nachgehends, frühe oder ſpäthe, die gerühmten und gehofften Eigenſchaften bey dir nicht anträffe, ſo würde ſie mit dir ſtehen, wie der Staats-Miniſter, der Handelsherr, und der Pilote in dem erſtern Fall, ſie würde dich für einen Betrieger anſehen, und mich für denjenigen, der zu dem Betruge geholffen hätte. Das Unglück wäre deſto gröſſer, weil ſie dich nicht fortjagen könnte. Du müßteſt beſtändig bey einer Perſon wohnen, welche Fug zu haben meinte, dir feind zu ſeyn, und du ſelbſt würdeſt ſowohl als ſie mich, als den Stifter euers unglücklichen Eheſtandes haſſen.

Tracula.

Du biſt allzu ſorgfältig. Ich will dir nichts weiters zumuthen, ſondern eben ſelbſt zu ihr hingehen, und mein eigener Freywerber ſeyn.

Leander.

Das wird das beſte ſeyn. Es wird denn in ihrer Macht ſtehen, deine Worte

mit deiner Perſon, deinem Thun, und deinen Reden abzuwegen, und ſich ſoviel von dir zuverſprechen, als ſie ſelbſt an dir bemercket. Und wenn du offenhertzig mit ihr handelſt, wird ſie es niemanden als ſich ſelber zuzuſchreiben haben, wenn ſie ſich mit dir betrieget.

Tracula folgte dieſem Rath. Er that ſeine ehrliebende Freiwerbung bey dieſer Tochter in Perſon; dabey bat er ſie, daß ſie darüber ihren Entſchluß nicht ehender von ſich geben möchte, bis daß ſie ihn eine ziemliche Zeit in dem Geſichtespunkten, daß er ihr Ehemann werden ſollte, genau betrachtet hätte. Dieſe Aufrichtigkeit gefiel ihr überaus wohl, und nachdem ſie ihn in verſchiedenen Gelegenheiten erfahren hatte, gab ſie das Jawort mit Vergnügen von ſich.

Das acht und achtzigſte Blatt.

= = Liegt etwann im Verbot
Die ſtärckſte Kraft, die Würze roher Sünde?
von Hagedorn.

Jch war neulich in einer Geſellſchaft junger Gelehrten, welche vor kurzer Zeit von den Univerſitäten gekommen waren. Man kam von dem nitimur in vetitum zu reden, welches ihnen Anlaß gab, viel gute wiewohl ſchon zwanzig mahl gemachte Anmerckungen, von dem Verderbniß des menſchlichen Hertzens anzubringen. Unter ihnen war ein ſpitzfündiger Kopf, der lange kein Wort dazu ſagete, und endlich mit einem gelehrten Geſichte anfieng: Wozu dienet es, dieſe abgenutzten Lehren der Moraliſten ſo mühſam zu wiederholen, wie junge Lehrlinge, die ihre Lection aufſagen? Jch finde keine groſſe Luſt an den alten Wahrheiten; es gehet ihnen bey mir, wie allen andern bejahrten Dingen, ſie verliehren ihre Kraft und Anmuth, nehmen mit dem Alter ab, und gehen zu Grund. Darum iſt nöthig,

daß ſie mit neuen erſetzet werden, denen ihre Jugend den gehörigen Nachdruck und Reitz mittheilet. Aus dieſer Urſache halte ichs lieber mit einem gewiſſen neuen Moraliſten, der mich gelehrt hat, daß die Begierde nach verbothenen Dingen eine gantz natürliche und phyſikaliſche Würckung ſey. Das Verboth verurſacht das Verlangen eben ſo phyſikaliſch, als Seiler, damit man einem Menſchen die Gliedmaſſen bindet; es reitzet die Geiſterchen, indem es die Flechſen zwinget und preſſet; dieſe ſtreben immer, daß ſie in die freyeſte und leichteſte Richtung kommen, und werden alſo aufgebracht, ſich dieſem Zwang zu entziehen; das iſt, ſich in Anſehung der verbothenen Sache zu befriedigen. Man verbietet einem Kinde Wermuth zu eſſen, vor dem es ſchon zuvor einen Abſcheu hat: dadurch kömmt es in zweyerley Noth und Zwang, die Bitterkeit des Wermuths macht bey ihm einen Eindruck, welcher der wircklichen Stimmung der Zäſern zuwider iſt; das Verboth wird ebenfalls für etwas böſes angeſehen, indem es einen gezwungenen Eindruck macht. Keine Handlung und kein Empfindniß iſt angenehm, man werde denn dazu gantz von freyem Willen

bewo-

bewogen. Das Kind haßt den Wermuth; es haßt aber auch den Zwang. Man will vor allen Dingen in der Ausübung ſeines Willens frey ſeyn; und man haßt allemal, und haßt nothwendiger Weiſe die Einſperrung ſeiner Freyheit. Jener Menſch, der alle ſeine Tage zu Napel zugebracht hatte, ward durch das bloſſe Verboth, daß er nicht vor das Thor hinaus gehen ſollte, erreget, dieſes zu thun; ſeine Nerven ſtrecketen ſich nach ihrem freyſten Stande, welcher für ein Gut gehalten wird. Sobald der Hertzog von Oſſona dieſe Freyheit hemmete, wurde ihm die Wohnung in der Stadt verdrüßlich, weil ſie nicht mehr freywillig war; die Flechſen wurden jetzo gerichtet, daß ſie ſich von dem Zwange befreyeten; und ſie thaten dieſes mit eben derſelben Macht, mit welcher ſie ſich in einer natürlichern Richtung anſpanneten. Das alles will ſagen, daß der Leib und die Seele keine Neigung zu einer gewiſſen Leidenſchaft oder Richtung haben können, ohne daß ſie nothwendiger Weiſe die Richtung, die denſelben zuwider iſt, zu fliehen ſuchen. Aus demſelben Grund, daß der menſchliche Leib in der ordentlichen Richtung ſich beſtrebet, den Kopf in die Höhe

zu heben, bemühet er ſich auch mit derſelben Macht zu vermeiden, daß er ihn nicht gebückt tragen müſſe.

Die andern ſchüttelten den Kopf über dieſe körperlichen Vorſtellungen, und waren mit hundert Einwürffen dagegen in voller Bereitſchaft. Einer ſagte, er faſſete endlich wohl, wie die Seele den Stimmungen des Körpers gerne folgete; aber nicht, was ſie bewegen könnte, den Stimmungen der Nerven Gewalt und Zwang anzuthun; geſtalt man öfters ſähe, daß das Angenehme dem Nützlichen nachgeſetzt würde, ungeachtet die Seele in dieſem Streit ſtarck leiden müßte, ſo daß öfters der Leib darüber erkranckete. Wie können, ſprach er, die Mäuschen zu ſolchen Bewegungen geſtimmt werden, daß man den Schmertzen Trutz bietet, und den Tod ſelbſt ſuchet? Der Liebhaber der neugebrüteten Wahrheiten war mit ſeinen Auflöſungen fertig, das Geſpräche verartete in ein Gezäncke, und nachdem man beyderſeits alle tüchtige Gründe verbraucht hatte, fieng man an, mit Naturaliſten und Ignoranten um ſich zu werffen. Demnach dünckete michs hohe Zeit zu ſeyn, daß ich den Streit endigte; dieſes zu thun muſte ich alles Anſehen, das

mir

mir mein Rang über ſie gab, zu Hülfe nehmen.

Nachdem man wieder ſtille geworden, ſagte ein artiger, wolberedter, junger Menſch, daß er neulich bey einem alten Verfaſſer aus den mönchiſchen Zeiten eine Erzehlung geleſen hätte, welche überaus geſchickt erfunden wäre, die Gewalt der Begierde dem Verboth zu widerſtreben, auszudrüken. Er fügte hinzu, er wollte ſie erzehlen, weil ſie dienen würde, den Muskeln und Nerven, die durch den heftigen Streit in gewaltſame Poſitionen geſetzet worden, mittelſt ihrer Anmuth wieder zu ihrem natürlichen Stande zu verhelfen. Heinrich von Weiden, fieng er an, war ein reicher vom Adel, und hatte eine ſchöne, wohlgeſittete, und junge Frau, die er hertzlich lieb hatte. Eines Tages, als ſie von der Eva und ihrer Uebertretung mit einander redeten, fieng ſie an, wie es die Weiber gewohnt ſind, auf dieſelbe zu ſchmähen, und ſie der Leichtſinnigkeit anzuklagen, daß ſie ihre Luſt zu büſſen, um einen ſchlechten Apfel das gantze Geſchlechte der Menſchen in die äuſſerſte Noth geſtürtzet hätte. Er redete ihr ein, und ſagte: Verurtheilet ſie nicht; vielleicht würdet ihr in

einer gleichen Verſuchung eben ſo viele Schwachheit zeigen. Ich will euch etwas noch geringeres befehlen, das ihr doch mit aller eurer Liebe zu mir nicht werdet halten können. Sie fragete, was er ihr doch befehlen wollte. Der Edelmann verſetzte: Daß ihr an dem Tage, da ihr aus dem Bade kommet, nicht mit bloſſen Füſſen in den Schloßteich gehet; an andern Tagen ſoll es euch unverbothen ſeyn. Dieſer Teich war von faulem ſtinckigtem Waſſer, vollen Schlammes und Kothes. Sie lachete des Einfalles, und gab zu verſtehen, daß ihr vor einer ſolchen Uebertretung eckelte. Worauf er fortfuhr: Ich will euch Belohnung und Strafe darauf ſetzen; wenn ihr meinem Gebothe folget, ſo ſollet ihr 40. Marcke Silbers von mir empfangen, wo nicht, müſſet ihr mir eben ſo viele geben. Die Frau war damit zufrieden. Nach dieſem beſtellete er einen vertrauten Diener, der heimlich auf den Teich Achtung haben muſte.

Von derſelben Stunde an konnte dieſe ehrbare und ſchamhafte Frau niemahls durch den Schloßhof gehen, daß ſie nicht den Teich betrachtete, und ſo oft ſie aus dem Bade kam, ſo oft kam ſie die Luſt an,

in

in den Teich zu gehen. Eines Tages, als ſie gebadet hatte, ſprach ſie zu ihrem Aufwartmädgden: Wenn ich nicht in die Pfüze hinein gehe, ſo muß ich ſterben. Mit dem Worte ſah ſie um ſich, und als ſie niemand ſah, ſchürtzete ſie den Rock auf, und gieng mit dem Mädgen bis über die Waden in das ſtinckende Waſſer hinein; ſie ſpazierete darinnen hin und her, bis ſie ihre Luſt gebüſſet hatte. Ihr Gemahl erhielt alſobald Nachricht davon, und folgete ihr in ihr Zimmer nach. Wie ſteht es, Schätzgen, ſagte er, biſt du heute im Bade geweſen. Als ſie es bejahete, fügete er hinzu: In der Badwanne, oder in der Pfütze? Auf dieſes Wort ſtuhnd ſie gantz betreten, und ſtumm, weil ſie merckete, daß er ihre Uebertretung wüſte. Dann fuhr er fort: Wo iſt nun eure Großmuth, euer Gehorſam, euer Rühmen? Ihr ſeyd mit einer geringern Sache verſucht wordrn, als Eva, euer Widerſtand iſt ſchwächer, und euer Fall ſchändlicher geweſen. Gebet mir denn, was ihr mir ſchuldig geworden. Als ſie ſo viel nicht im Vermögen hatte, nahm er ihr ihre koſtbarſten Kleider, die er verſchenckete, und lachte ſie dazu mächtig aus.

Er

Er endigte, und ſeine Erzehlung kam wegen der Erfindung, und wegen der Geſchicklichkeit, womit er ſie vortrug, ein groſſes und wolverdientes Lob von allen Zuhörern. Dieſes weckete einen andern auf, ein gleichmäſſiges zu verdienen. Er ſagte, daß er von einem Engelländer eine Fabel über eben dieſelbe Moralität erzehlen gehört hätte, welche nach ſeinem Bedüncken in ihrer Art eben ſo geſchickt erfunden wäre als der Apologus in der ſeinigen; man würde dieſes noch aus ſeiner ſchwachen Erzehlung erkennen, wiewohl dieſe aller Ausſchmückung beraubet wäre. Darauf fieng er an: Als eine Henne ihre Küchlein führete, ſprang eins davon auf den Rand eines Ziehbrunnens, und fiel in das Waſſer hinunter. Ihr Mutterhertz ward darüber voller Kummer. Ein junger Hahn begegnete ihr, den ſie vor ihren Sohn erkannte, zu demſelben ſagte ſie: Du biſt zwar meiner Sorge entwachſen, du biſt munter und ſtarck. Ich höre viel von deinen Siegen über andere Hahnen erzehlen. Ich fürchte auch nicht, daß du von ihnen umkommen werdeſt. Aber hüte dich vor jenem Brunnen. Er drohet unſerm Geſchlechte

mit

mit dem Tode. Setze dieſen meinen Rath nicht aus den Augen. Er danckete ihr, doch fühlte er in ſeinem Herzen ein ſtarkes Verlangen ihr ungehorſam zu werden. So oft er den Brunnen ſah, dacht er an ihr thörigtes Gebot. Er gieng alle Tage näher zu demſelben, und ſehnte ſich ſehr den gefährlichen Blick in denſelben zu wagen. Warum dieſer eitle Befehl, ſagte er? Mein Muth muß die Weiberfurcht erſtecken. Oder zweifelt ſie an meiner Hertzhaftigkeit, und befahl mir darum mich dem Brunnen nicht zu nähern? Oder hat ſie ihre Erndt in dieſen Platz aufgeſchüttet, und will ſie ſo verhüten, daß ich ſie nicht entdecke? Ich bin entſchloſſen, die Abentheuer zu beſtehen. Mit dieſem Worte ſprang er auf den runden Rand des Brunnens, und ſchauete in die Tiefe hinunter. Er ſtreckt ſeinen Hals, und unten ſtellt ſich ihm mit hergeſtrecktem Hals ein Feind entgegen; er ſträußt vollen Zorns ſein ſtrotzendes Gefieder, ſein Feind ſträußt gleichfalls ſeine Federn. Er drohte, und ward bedroht; ſein Grimm entbrandt; er flog zum Zweykampf auf den Kopf hinunter. Allein er fand dort einen naſſen Tod,

und

und klagte ſich in währendem Erſaufen: Das macht das Verboth der Mutter.

Auch dieſe Fabel erhielt einen allgemeinen Beyfall, man lobete die geſchickten Urſachen, womit der Hahn das Verboth ſeiner Mutter in Verdacht zog und entkräftete, und noch mehr die Erſcheinung in dem Brunnen, auf welche die Cataſtrophe gegründet iſt, und die zugleich ſo natürlich, ſo wahrſcheinlich und unerwartet iſt. Nachdem man ſie genug gelobt hatte, bat ich mir zu erlauben, daß ich etwas weniges daran ausſetzete. Es kömmt mir, nahm ich das Wort, nicht wahrſcheinlich vor, daß die Kinder der Henne eben die Neigung haben, ein Verboth zu übertreten, als die Kinder der Eva. Man ſchreibt jenen damit zu viel zu, und macht ſie den Menſchen allzu gleich. Die Thiere müſſen in den Fabeln nicht auf die Bühne gebracht worden, fremde Rollen zu ſpielen, ſie müſſen ihre eigenen Neigungen behalten, und nicht mit den menſchlichen beladen werden. Man könnte dieſem Fehler damit helffen, daß man dieſelbe Erfindung mit einiger Veränderung durch menſchliche Perſonen ausführete, welches ungefehr auf folgende Art geſchehen könnte.

Eine

Eine Mutter fürchtete, daß ihr Töchterchen in einen Springbrunnen fallen mögte, der nur mit einem ſchmalen Rand umgeben war, ſie verboth ihm darum bey Strafe der Ruthe, daß es demſelben nimmer nähern ſollte; und ſagte dabey, es wäre ein Mann in dem Boden des Brunnens, der die Kinder, die er erlangen könnte, zu ſich hinunter riß. Das Mädgen hatte darauf einen groſſen Abſcheu vor dem Brunnen, und ſah ihn auch von weitem mit Furcht an; doch ward es bald herzhafter, und ſah iezo die Waſſer mit Vergnügen in die Höhe ſpringen. Es näherte ſich ſtillſchweigend und mit ruckwärts gewandten Augen zu demſelben, aber ehe es noch zu dem Rande gekommen, ſprang es wieder zurücke. Mithin ſchlug es ſich mit ſchweren Gedancken, wie es wohl seyn könnte, daß der Mann in dem Waſſer lebete; was er darinnen zu eſſen hätte; wenn es wahr wäre, ſo würde die Mutter nicht davon trincken. Es fragte dieſelbe, wie der Mann ausſähe, ob er ein junger Menſch, oder ein alter Mann wäre, ob er weiß oder braun wäre, ob er ein galonirtes Kleid antrüge; warum er die Dienſtmägde nicht auch zu ſich hinunter zöge.

Die

Die Mutter machte ihm eine ſo ſeltſame Beſchreibung von ihm, daß es begierig ward, ihn nur von weitem zu ſehen. Es faſſete einen neuen Muth, und gieng auf den Zehen bis an den Rand hinzu, da es über die Axel hinein ſah. Als es nun in dem ſtillen Waſſer ſeine eigene Geſtalt ſah, gefiel ſie ihm bald ſo wohl, daß es ſolche gantz freudig anlachte; das Bild in dem Waſſer lachte ebenfalls; das Kind ſtreckte die Arme nach ihm aus, dieſes ſtreckte die Arme ebenfalls aus; es veränderte die Geſichtsminen in zwantzig liebliche Veränderungen, das Bild gab ihm Freundlichkeit um Freundlichkeit; Aber indem es ſich in währenden dieſen Liebkoſungen unvorſichtig über den Rand ſtreckete, ward es von ſeiner eigenen Schwere überzogen, und ſanck in den Brunnen.

Meine Critick fand bey einigen von meinen Zuhörern Platz, und auch die veränderte Fabel ward von ihnen der Engliſchen vorgezogen: Aber die mehrern gaben dieſer den Vorzug, weil ſie viel wunderbarer wäre; und alle ſtimmeten mit einander überein, daß die Erzehlung des alten Mönchen von der neuen Eva die beyden Fabeln weit überträfe, geſtalt in derſelben nicht

nicht ein Hahn, noch ein Kind, ſondern eine verſtändige und geiſtreiche Frau der Verſuchung unterläge; ferner, weil die verbothene Sache da nicht ein ſauberer und lauterer Brunnen, ſondern ein garſtiger Teich wäre, der ſich ſchon für ſich ſelber ſollte verbothen haben.

Es war ein Frauenzimmer gegenwärtig, welche die Erzehlung von der neuen Eva gehört hatte; dieſe ließ ſich vernehmen, die Mannsperſonen zeigeten niemals mehr Witz, als wenn es auf Unkoſten des weiblichen Geſchlechtes gieng; ſie ſähe dieſe Geſchichte als einen widerholten Fall der Eva an, und der Verfaſſer hätte durch ſeine Erfindung über das gantze Geſchlecht der Frauensperſonen triumphieren wollen: Mithin gäbe ſie zu bedencken, daß die Söhne Adams die Art ihres erſten Vaters eben ſo wol behalten hätten, welcher von der ſchwachen Eva mit ſo geringer Mühe bey aller ſeiner Weisheit und Obermacht wäre verführet worden. Sie fügte hinzu, daß ſie ſich nach einem geſchickten Kopf umſehen wollte, der den Fall Adams und den Triumph der Frauen in einer eben ſo Wahrheitsvollen Erzehlung zu wiederholen wüſte. Sie ſendete mir etwann vierzehn

Tage darauf die Erzehlung ein, welche auf den folgenden Blättern enthalten iſt; wovon ſie mir aber den Verfaſſer bis dahin nicht hat entdecken wollen.

Das neun und achtzigſte Blatt.

Siquidem hercle poſſis, nil prius, neque fortius,
Verum ſi incipies neque perficies fortiter,
Periſti. TERENT.

DIe Frau des Edeln von Weiden klagte ſich zwar in ihrem Hertzen ſelber an, daß ſie die Schwachheit gehabt hätte, das leichte Geboth zu übertreten; ſie konnte iezo ſelber nicht begreiſſen, woher die unflätige Sache den Reitz genommen hätte, mit welchem ſie ſich ihren Augen vorgeſtellt hatte. Aber ſie ward bald mit ſich ſelbſt wieder zufrieden, und warf alle Schuld auf den, der ſie in dieſe Verſuchung geführt hätte. Warum, ſagte ſie, iſt er auf dieſen ſeltſamen Einfall gerathen, meine Schwachheit auf dieſe Art zu verſuchen? Ich hätte niemals übertreten, hätte er mich nicht in Umſtände

geſetzt, daß ich übertreten konnte. Und habe ich mich nicht über Unrecht zu klagen, daß er mir zugetrauet hatte, ich würde übertreten, bevor ich noch übertreten hatte? Sein beiſſender Schertz über den reitzenden Schlamm, den er ziemlich weit trieb, machte ſie noch böſer, und ſie kam vollends in Flammen, als er die verlohrne Wette nach der Schärfe von ihr bezog, und weil ſie nicht genug Baarſchaft hatte, ſie zu bezahlen, ihre koſtbarſten Kleider für die Bezahlung nahm, und ſie einer armen jungen Tochter in der Nachbarſchaft ſchenkete. Sie formierte ein Syſtem, wie ſie ſich an ihm rächen wollte.

Dem zufolge ſtellte ſie ſich gantz demüthig und geduldig an; ſie bekennete iezo mit einer angenommenen Traurigkeit, daß ſie die blödeſte Frau auf Erden wäre, daß ſie die Uebertretung der erſten Frau erneuert hätte; ſie hätte verdienet, daß der Haß aller Frauen auf ſie fiele, nachdem ſie ſich für ſtarck genug gehalten hätte, die Sache des weiblichen Geſchlechtes zu führen, und ſo übel damit angelaufen wäre, ſie hätte ſich bey demſelben ſtinckend gemacht, ſie dürfte ſich in keiner Geſellſchaft von ehrliebendem Frauenzimmer

mehr öffentlich, oder ohne Erröthen ſehen laſſen. Sie hätte eine noch weit ſchärfere Strafe verdienet, als der Verluſt einiger Stücke Kleider wäre, und wäre willig alles, was man ihr weiter zur Buſſe auferlegete, mit Geduld anzunehmen, wenn ſie nur damit ihr thörigtes Verbrechen einigermaſſen verbeſſern könnte. Er tröſtete ſie nun, und ſagte, daß er an dieſer Strafe ein Genügen hätte, und ſie hätte niemandem weiter als ihm zu büſſen, indem ſie nur ſein Geboth übertreten hätte, und das hätte er ihr völlig verziehen, nachdem ſie ihre Schuld ſo offenhertzig bekennt, und ſelbſt der Eva ihre Uebertretung verziehen hätte. Allein ſie erwiederte, wenn er es ihr gleich verziehe, ſo könnte ſie es ſich ſelber nicht verzeihen, und ſie wäre feſtiglich entſchloſſen, ſich ſelber zu ſtrafen. Die Strafe ſollte der Gröſſe des Verbrechens gemäß ſeyn, und ſie an einem von den empfindlichſten Orten treffen.

Sie ſollte nämlich darinnen beſtehen, daß ſie ſich auf ein Jahr lang ſeiner Perſon berauben, und mitten in dem ehligen Stande das Gelübde der Keuſchheit vollziehen wollte.

Das wäre eine Strafe, die mich, ſagte

te er, ſo ſehr, als euch träfe, es iſt nicht billig, daß ich mit euch geſtrafet werde, da ihr allein geſündiget habet. Sie behauptete, es wäre ſo ferne, daß er dieſes für eine Strafe anzuſehen hätte, daß vielmehr dadurch am allerbeſten für ſeine höhere Tugend und männliche Würde geſorget würde. Sie hätte durch die Schwachheit, mit welcher ſie das Geboth übertreten, und die ſie vielleicht allein unter allen Perſonen ihres Geſchlechtes mit der Eva gemein hätte, ſich ſeiner Beywohnung unwürdig gemacht. Ihre Uebertretung hätte ſie ſo tief erniedriget, es wäre zwiſchen ihrer Niedrigkeit nach ihrem Falle, und ſeiner Hoheit eine ſo weite Entfernung, daß zwiſchen ihnen keine ſo genaue Gemeinſchaft ſtatt haben könnte, wie zwiſchen Mann und Frau. Mein wertheſtes Evgen, ſagte er, das alles iſt geiſtreich gnug geredet, und wenn ihr nichts anders vorhabet, als mich von euerm Witze zu überzeugen, ſo habet ihr euern Zweck vollkommen erreicht, und ich bekenne, daß ihr ſolchen auf einem hohen Grade beſitzet. Im übrigen ſollet ihr dieſes und alle künftige Jahre meine liebſte Eva ſeyn, wie ich euer beſtändiger Adam bleiben werde. Mit die-

dieſem Worte näherte er ſich zu ihr, ſie zu umarmen, allein ſie ſtieß ihn mit der Sprödigkeit einer Veſtalinn von ſich und ſagte ihm, daß er ſich dergleichen Verträulichkeiten eine Zeitlang enthalten mögte, ſie wäre entſchloſſen, das Buſſe-Jahr nach den ſtrengeſten Pflichten der Jungferſchaft zuzubringen.

Er machte darüber groſſe Augen, und ſagte: Ihr vergebet euch. Frau, das kan nicht mehr Schertz heiſſen. Man wirſt das ehliche Joch nicht ſo leicht wieder von ſich, als man es auf ſich genommen hat. Ihr ſeyd einmal meine Frau, und ich habe ein Recht auf euch. Das war mir ehdem eine Ehre, erwiederte ſie, die ich aber mit meiner niederträchtigen Miſſethat verwürcket habe. Ich bitte euch, daß ihr euch meine Buſſe wollet gefallen laſſen. Mit dieſen Worten machte ſie eine tieſe Verneigung, und gieng aus dem Zimmer.

Sie ließ darauf an einer unanſehnlichen Ecke des Schloſſes ein abſonderliches Zimmer mit ſchwartzen Tapeten behängen, ſie zog ſelbſt eines von ihren dunckelſten Trauerkleidern an, und brachte daſelbſt die Tage und Nächte einer Wittib gleich, nur von einer Magd bedienet, zu. Ihr lebendiger

diger Wittwer ſah dieſes alles für Würkungen des hyſteriſchen Uebels an, und hatte die Härtigkeit, daß er eine gantze Woche verſtreichen ließ, ohne daß er ſie in ihrem ſelbſterwehlten Wittibſtande ſtörete. Die rauhen Männer haben unter ihnen eine Regel, daß ein verdrüßliches Weib in einer Zeit von vier Wochen vor ſich wieder zu ſich ſelber komme, wenn ſie nur das Hertz haben, ſo lange auszuhalten, und ſie auf ſich ſelber ſitzen zu laſſen. Aber dieſe Frau hatte ſich ein Syſtem entworffen, welches ſie ausführen wollte, und dieſes erfoderte eine längere Standhaftigkeit.

Der von Weiden war ein ſehr ſittſamer und gütiger Herr, er wollte ſie lieber durch Sanftmuth als durch ſtrenge Mittel zu rechte bringen. Er liebete ſie, wie ihre ſchöne Geſtalt, angenehme Sitten, und Witz es verdieneten. Er konnte ſich darum nicht mehr enthalten, daß er nach Verlauf einer Woche nicht einen Beſuch auf ihrem Wittibzimmer bey ihr abſtattete. Er legete alle Mienen eines Manns ab, und bezeigete in ſeinem Betragen die Gefälligkeit eines Liebhabers, der erſt noch um ſie buhlen ſollte; er un

terließ aber auch nicht, ihr mit den bün-digſten Vorſtellungen zu erweiſen, daß ſie zu ſcharfſinnig wäre, ſich ſelbſt für ſtraf-würdig zu erkennen, und ſich eine Strafe zum Abbruch ihr beyder Vergnügens zu auferlegen. Sie demüthigete ſich mit Worten und Gebehrden gantz ungemein gegen ihn, dabey aber blieb ſie hartnäkigt bey ihrem Satze, ſie hätte durch ihre blöd-ſinnige That die Hochachtung und Liebe ihres wackern Mannes verſchertzet, und es wäre noch eine groſſe Gütigkeit von ihm, wenn er ſie nach einer jährigen Buſſe wie-der in ſeine Beywohnung aufnehmen woll-te. Wie kömmt es, ſagte er, mit dieſer ängſtlichen Gerechtigkeit überein, daß die Strafe gröſtentheils, oder wohl gar alleine auf mich fallen ſoll, denn ich ſehe wohl, daß ihr mich ohne groſſen Zwang miſſen könnet? O ihr würdet anderſt reden, und die Gröſſe meiner Buſſe erſt erkennen, wenn ihr empfändet, was in meinem Her-zen vorgehet, erwiederte ſie mit ſchmach-tenden Augen, die ſie aber plötzlich wieder von ihm abwendete, als ob ſie mit dem bloſ-ſen Anſchauen wider ihre Wittibſchaft ge-ſündiget hätte. Ich wuſte keine empfind-lichere Straffe für mich, und ſie trift euch

allein durch einen Rückſprung. Und dieſen habet ihr dadurch verdienet, daß ihr mich in die Verſuchung geführet, und nicht bedacht habet, daß eine Frauensperſon verlohren iſt, wenn ſie nur in Verſuchung geſetzet wird.

Iſt denn, fuhr er fort, kein Mittel übrig, dieſe harte Buſſe zu erleichtern, zu verkürtzen, ihr die gröſte Bitterkeit zu benehmen, woferne ſie nicht hinterſtellig gemachet werden kan. Ich ſehe keines, ſagte ſie, das von mir bewerckſtelliget werden könnte. Vielleicht wäre eines, aber das ihr ins Werck ſtellen müſtet, und euch ſchwerlich dazu verſtehen könntet. Nämlich, wenn ihr euch ſo tief zu mir herunter laſſen wolltet, als ich durch meine Uebertretung gefallen bin. Mir fällt es nicht möglich, daß ich mich aus meiner Niedrigkeit zu eurer Höhe hinaufhebe, aber ihr könnet euch zu mir erniedrigen, und die Entfernung zwiſchen uns aufheben. Von was vor einer Erniedrigung redet ſie, fragete er, ich weis von dieſer Idee nichts, ſie liegt nur in ihrer Phantaſie. Ich verſtehe, erklärte ſie ſich, daß ihr durch eine freywillige Schwachheit, die ihr aus bloſſer Liebe zu mir, und aus blödem Unver-

mögen mich auf eine Zeitlang zu verliebren begehen würdet, den Fehler des erſten Manns erneuertet, ſo wie ich die Uebertretung der erſten Frau erneuert habe. Ihr müſtet euch für einen wahren Sohn Adams zu erkennen geben, gleichwie ich gewieſen habe, daß ich in die Art der Eva geſchlagen habe. Dadurch würde der groſſe Zwiſchenſtand, der iezo zwiſchen uns beyden ſchwebt, aufgehoben, und wir wieder zu einander genähert werden. Aber förchtet nicht, daß ich euch etwas gegen das Gewiſſen zumuthen wollte. Es iſt nicht die Rede von einer Uebertretung, wie diejenige war, zu welcher Eva den Adam verführet hatte. Behüte Gott, daß ich euch von den Pflichten gegen Gott, oder gegen die Frömmigkeit, die Tugend, oder den Staat abwendig machen wollte! Ihr ſolltet nur eine That begehen, die wider die eingebildete Würde des männlichen Geſchlechtes liefe. —

Er ward begierig zu vernehmen, was ſie ihm wohl befehlen wollte. Es iſt nur eine Kleinigkeit, eine gleichgültige unſchuldige Sache, ſagte ſie, nämlich daß ihr mir zu gefallen vor den Rocken ſitzen, und zwölf Faden herausſpinnen wolltet. So

bald

bald er dieſes vernahm, fuhr er mit Beſtürtzung auf und rief: Iſt es möglich, daß dergleichen Grillen in einem ſonſt geſunden Verſtand aufſteigen können? Was vor ein gebrechliches und ſeltſames Ding iſt es um die Vernunft! Darauf wendete er ſich zu ihr, und ſagte: Das iſt ein Vorſchlag, über den ſich ein ehrlicher Mann wohl einen Monat lang zu beſinnen hat. Ich will mir inzwiſchen etliche Lectionen von der Spinnekunſt geben laſſen, damit ich, wenn es dazu kömmt, wiſſe, wie ich Kunckel und Spindel anzugreifen habe. Damit gieng er von ihr.

Das neunzigſte Blatt.

- - Inter Ionicas calathum tenuiſſe puellas
Diceris & dominæ pertimuiſſe minas.
Non fugis, Alcide, victricem mille laborum
Raſilibus calathis impoſuiſſe manum?
Craſſaque robuſto deducis pollice fila,
Aequaque formoſæ penſa rependis heræ?
OVID. HERO.

Er ließ ſie vierzehn Tage ſitzen, ohne daß er ſie mehr beſuchte; ſie führte ihr verwittibtes Leben, wie zuvor, einſam, ſtille, und kaltſinnig fort. Nach Verlauf zwoer Wochen gieng er wieder zu ihr in ihr Zimmer, und fragete ſie ſehr ſanftmüthig, ob ſie nicht bald den Wittwenflor ablegen wollte. Sie antwortete ihm zum Eingange mit einem Thränenfluſſe, hernach fuhr ſie fort: Haltet mich nicht für ſo unſinnig, daß ich die Unverſtändigkeit meines Vorſchlages nicht erkenne. Aber je ungereimter er iſt, deſto bequemer iſt er auch die Stärcke eurer Liebe zu mir an den Tag zu legen. Eva hat von ihrem Mann eine noch weit unvernünftigere,

gere, ja eine ſündliche Probe ſeiner Liebe erhalten, er übertrat durch die Betrachtung ihrer Schönheit und den Verluſt derſelben, der ihm bevorſtuhnd, bewogen, wiſſendlich, und ſetzete ſich freywillig dem angedroheten Tode bloß. Eine Spindel zu drehen, kömmt damit in keine Vergleichung. Bekennet demnach nur, daß es euch am Liebe mangelt; oder vielmehr mangelt es mir an Schönheit, euch zu vermögen, daß ihr mir zu Ehren eine ſo gleichgültige und geringe Probe ablegen ſolltet. Mit dieſem wendete ſie ſich von ihm in eine Ecke, und ſchien allda in tiefe Gedancken zu treten. Er konnte ſie nicht bewegen, daß ſie ihm noch einen Blick gegeben hätte, und er war genöthiget, ſie ohne eine mehrere Erklärung zu verlaſſen. Es dünckete ihn, daß ſie ihn mit Vorſatz zum beſten haben wollte, ihre Vorſtellungen waren ſo ſubtil, und ſo weit her geſucht, daß er viele Schalckheit darunter wahrzunehmen vermeinete. Dieſe Ausſchweifung fieng an, ihm Verdruß zu erwecken, und er ſann auf kräftigere Mittel ihr den Kopf zu brechen, als eben ihre Mutter ankam, ſie zu beſuchen. Nachdem er ſie mit einer ihm ungewöhnlichen Kaltſinnigkeit empfangen, nahm er kei-

keinen langen Anſtand, ihr die ſeltſame Aufführung ihrer Tochter nicht ohne Ereiferung zu erzehlen; er ſchloß mit dem Erſuchen, daß ſie ihr verkündigen ſollte, wofern ſie nicht denſelben Morgen ihren ungereimten Witwer-Habit ablegen, ihr Trauerzimmer verlaſſen, und mit ihr in den gewöhnlichen Speiſeſaal zur Mittagsmahlzeit kommen würde, ſo könnte er es ihr nicht anders als für eine muthwillige Verlaſſung ausdeuten; wenn dieſes ihre Gedancken wären, ſo mögte ſie lieber ſein Schloß verlaſſen, und ſich wieder in ihr väterliches Haus begeben. Er wollte noch lieber von ihr geſchieden ſeyn, als dergleichen Ausſchweifungen länger gedulden.

Die gute alte Mutter war ſchier niedergeſuncken, als ſie dieſe Geſchichte vernommen, ſie hatte nicht gemeint, daß ſie dieſen Tag erleben ſollte; wer hätte gedacht, daß ſo ein liebreiches Paar, das allemahl nur einen Sinn, nur ein Hertz gehabt hatte, mit einander zerfallen könnte, und dieſes um einer ſolchen Urſache willen, und daß keine Verſöhnung ſtatt finden ſollte? Indeſſen gieng ſie zu ihrer Tochter, und nahm ſich ſteif vor, alles anzuwenden, damit die Vereinigung wieder

der erfolgete. Allein dieſelbe wuſte die vielfältigen Beleidigungen, die ſie von ihrem Manne empfangen hätte, auf das höchſte aufzumützen. Er hatte ſie beleidiget, daß er in ihre Meiſterſchaft über die Begierden ein ſolches Mißtrauen geſetzet, und ihr zugetrauet, daß ſie eine ſo leichte Sache, als das Verboth in dem Weiher zu baden, nicht beobachten könnte; daß er ihr kein ſchwereres Verboth auferleget; daß er auf ſie Achtung gegeben, und den Sumpf bewachet hatte, damit er es ſobald entdeckete, wenn ſie den Mißtritt thäte; daß er ſie nicht gewarnet hätte, als ſie auf dem Tritt geſtanden den Fuß zu netzen; daß er über ihre Uebertretung eine ſo boshafte Freude gehabt; daß er die Wette ſo unbarmhertzig eingezogen, und ihren beſten Kleidern nicht geſchont; daß er ſie auf das gröbeſte, und ohne Aufhören verſpottet; daß er ſie bey dem gantzen weiblichen Geſchlechte verächtlich und verhaßt gemacht hätte, welches um ihretwillen leiden, und ihre Schande mit ihr theilen müſte, als ob ſie deſſen Perſon vertreten hätte; daß er ſie bey allen Mannsperſonen auf die ſpäteſte Nachwelt zur Fabel und zum Gelächter gemacht hätte. Sie fügete noch mehr hinzu, und

ſie dähnete es noch weiter in ſo viel Aeſte aus, daß die alte Frau, als eine Mutter und ein Weib, ihr nicht anders als Recht geben konnte. Sie trat völlig in ihre Gedancken, daß kein Mittel wäre, dieſen Hauſen von Beleidigungen auszulöſchen, als daß der arme Mann, durch den Reitz ihrer Schönheiten und das Unvermögen ſich ihrer beraubet zu ſehen, zu einem Fehler verführt würde, gleichwie die Frau durch eine ungereimte Luſt übertreten hätte. Er müſte ihr Adam werden, wenn ſie ſeine Eva ſeyn ſollte. Dadurch würde gemacht, daß er ihr nichts, und andere Männer um ihrentwillen dem weiblichen Geſchlechte nichts, vorzurücken hätten.

Die Tochter ſtellte dabey der Mutter vor, daß ſie ſein weiches und liebreiches Hertz wohl kennete, es thäte ihm wehe, wenn er jemandem einige Beſchwerde machen müſte, und er hätte eine gewiſſe Gleichgültigkeit, welche machete, daß er kleine Unanſtändigkeiten lieber erduldete, als Zanck und Streit darüber erregete. Er hätte ſie oft getröſtet, da ihr nichts gefehlt, ſie beſänftiget, wann ſie nicht erzörnt geweſen wäre, und ihr ſeinen Beutel gegeben, wenn er gleich gewuſt, daß

ihr

ihr nichts gemangelt hätte. Sie hätte die Sache allzuweit gebracht, als daß ſie es aufgeben ſollte, da ſie ſo nahe am Ende wäre. Ihr Mann hätte nunmehr die gröſte Kraft angewendet, die in ſeinem Vermögen wäre. Sie ſollte ihm nur mit drey truckenen Worten ſagen, daß ſie bereit wäre ſeinem Befehl zu folgen, und ſie gebeten hätte, ſie in das Frauenkloſter zu Siegeberg zu führen, in welches ſie ſich auf ewig zu verſchlieſſen gedächte, um ihren unglücklichen Fall zu betrauren. Auf dieſem Tone ſchrieb ſie über dieſes einen beweglichen Abſchiedsbrief an ihren Mann, in welchem unter anderm die Gedancken enthalten waren: Er würde in dem Kloſter noch unter allem Irdiſchen das einzige Ding ſeyn, das ſie lieben würde, und deſſen Verluſt ſie in deſſelben einſamen und traurigen Mauern beweinen würde, in der Zeit, daß er die vormahls mit ihr genoſſene, und mit ihr getheilte ſüſſe Wolluſt von einer andern Frau wieder erhalten würde. Sie wünſchete, daß dieſe mehr Tüchtigkeit und mehr Stärcke haben möchte, ſeine leichten Verbothe zu beobachten, oder daß er ſie um mehrerer Sicherheit willen, niemahls in dergleichen Verſuchung führete. Gehabt

euch wohl, endigte ſie, das Kloſter wartet mein, mir lauter verwittibte Tage und verwittibte Nächte für eure ſo geliebte, ſo ſüſſe Geſellſchaft mitzutheilen.

Die Mutter kam mit dieſer Entſchlieſſung und dieſem Briefe zu dem Edelmann, bey welchem ſie einen Ordensmann von der Regel des Heil. Franciſcus antraf; er hatte ihm gleich eine Erzehlung gemacht/ wie er mit ſeiner Frau ſtühnde; die alte Frau vollendete izo die Geſchichte mit ihrem kurtzen Berichte. Der andächtige Franciſcaner ward von dem Ausgange derſelben dergeſtalt gerühret, daß er aus der Inbrunſt des Hertzens ausrief: O gütiger Gott! wie wunderbar ſind die Wege, auf welchen du die armen Menſchen zu der Gemeinſchaft deiner Heiligen führeſt! Ich will ſchon wetten/ fuhr er fort, daß die fromme Frau ihre Andacht an den Heil. Franciſcus geſtellt hat; und daß ſie keine andere als die Regel deſſelben annehmen wird. Indem dieſer ſeinem andächtigen Eifer nachhängete, las der Edelmann den Abſchiedsbrief ſeiner Frau. Die Entſchlieſſung derſelben hatte ihn ſchon gantz ſchüchtern gemacht, das wohlſtändige Betragen, welches die ſchöne Geſtalt ſeiner

Frau

Frau in ihren kleinſten Handlungen begleitete, ſchwebete ihm lebhaftig vor Augen und er ſtellete ſich jezo den Verluſt derſelben in dem empfindlichſten Geſichtespunkten vor; er erbrach den Brief mit zitternder Hand, und die erſtern Zeilen entwaffneten ihn völlig, er muſte ſich, ehe er zu Ende gekommen, in einen Seſſel niederlaſſen, wo er gantz ſprachlos, und in ſich ſelbſt gekehrt tiefe Betrachtungen über ſeinen Zuſtand anſtellete. Meine Sachen, ſagte er zu ſich ſelber, ſtehen ſo, daß ich entweder dieſer Perſon, die an Schönheit und Gebehrdung ſo edel iſt, und die mir ſo viele unbetrügliche Proben von Liebe gegeben hat, auf ewig beraubet leben, oder eine Unanſtändigkeit thun muß, die ich für eine ſolche erkenne. Was jenes betrift, ſo könnte ich vielleicht eine andere finden, die eben ſo ſchön geſtaltet wäre, und mich eben ſo ſehr liebete: Aber wenn das gleich erfolgete, ſo ſagt es mir mein Hertz, daß der Verluſt dieſer erſtern mir nimmer aus dem Sinne kommen würde, ich könnte ihr nimmer vergeſſen, und dieſes Andencken würde mein Leben mit einer beſtändigen Bitterkeit anfüllen. Ich fühle, daß mich eine Kette zu ihr ziehet, welche die Na-

tur ſelbſt gemachet hat. Ihres Verluſtes halben müſte ich nur mich ſelbſt anklagen, denn ich kan ihn verhüten, wenn ich die mir zugemuthete Unanſtändigkeit begebe. Worinn beſteht dieſe? Daß ich Spindel und Kunckel zur Hand nehme, und etliche Faden ſpinne. Das ſtehet einem Manne nicht zu, ich bekenne es. Aber es iſt doch nichts böſes oder ſündliches in dieſer That; ſie ſtreitet nur wider den Wolſtand, wider die Landesgewohnheit; ſie machet einen Mann nicht zum Uebelthäter. Das Geſetze, das dem Mann zu ſpinnen verbeut, iſt ein willkürliches Geſetze, eine Phantaſie; es iſt von keiner beſſern Art, als die Phantaſie meiner Frau, daß ich ſpinnen ſolle. Bin ich nicht noch glücklich, daß ihr der Sinn nicht an etwas ärgers und ſchändlichers gekommen iſt. Sie fodert nicht von mir, daß ich eine Frucht eſſe, auf welche die Todesſtrafe geſetzet iſt; oder daß ich vom Haupt zun Füſſen gewaffnet mich vor eine Brücke ſtelle, und den Vorzug ihrer Schönheit gegen alle Ritter verfechte, die denſelben Weg kommen; oder daß ich in einem Stiergefechte auf den Kampſplatz hinunterſpringe, und mein Leben gegen das Leben eines wütenden

den Ochſen ſetze, noch etwas anders von dieſer Art, das Hochmuth und Eigenſinn andern Frauensperſonen in den Sinn geleget hat, von ihren Liebhabern zu begehren. Und wenn ich ein anders Weib nehme, wer verſichert mich, daß ſie mir nicht ſtatt einer Unanſtändigkeit eine Sünde oder eine Uebelthat zumuthe? Denn welche Frau wird nicht von Dünſten geplaget, und welche plaget ihren Mann nicht wieder damit? Demnach müſte ich alle Jahre eine ins Kloſter jagen. Es düncket mich darum, daß ich mit dieſer zufrieden leben kan, die That die ſie von mir fodert, wird im Nachdencken erträglicher. Das ärgſte, das ich daran ſehe, iſt das Geſpötte der Herren und der Frauen; man wird mich in allen Geſellſchaften zum beſten haben; man wird ein Mährchen aus mir machen; man wird mich den neuen Adam, den guten Mann, den geneckten Hahn, nennen. Aber iſt nicht ein Mittel zu finden, dem Gelächter ſeinen Stachel zu benehmen? Man wird bald müde über eine That zu lachen, da der, welcher ſie begangen hat, der erſte darüber ſchertzet. Dem ſey wie ihm wolle, ich fühle beſtändig, daß mich ein Band zu ihr zieht, welchem ich nicht widerſtehen

kan. Wenn ich ſie verlöhre, ſo wäre das ſo viel, als wenn ich mich ſelbſt verlohren hätte.

Nachdem er ſich durch dieſen theatraliſchen Monologum aus ſeinem Unvermögen erholet hatte, ſtuhnd er mit einem ruhigern Gemüthe auf, und ſagte, daß er bereit wäre, die Faden, die von ihm verlanget worden, zu ſpinnen, ſie ſollten nur mit ihm in das Zimmer ſeiner ſieghaften Wittib gehen, und Zeugen ſeyn, wie geſchickt er den Faden mit den ritterlichen Fingern zu drehen wüſte. Seine Gemahlin ſtuhnd etwas betreten über ſeiner Ankunft, aber faſſete ſich bald wieder, als er mit lachenden Augen vor den Rocken ſaß, und die ungewöhnte Hand an das Werck legete. Ein reines Geſpinſte drehete ſich unter ſeiner bildenden Hand.

Oft geküſter Finger Streicheln und das unvermerckte Drehn
Macht daß lauter feſte Faden unter ſeiner Hand entſtehn.

Als er den zwölften Faden auf die Spindel gewunden hatte, brach er ihn ab, und übergab ſeine Arbeit ſeiner geliebten Bezwingerin. Sie umarmete ihn dafür, und weinete vor Freude; es rührete ſie, daß er ſeine Liebe zu ihr durch eine ſolche unanſtändige That verherrlichen, und um ihretwillen das Geſpötte der Männer auf ſich laden wollen.

Sie

Sie rief: O ruhmwürdige Probe einer übermäſſigen Liebe, die mich zu einer eifrigen Nachahmung verpflichtet! Aber womit kan ich die Höhe der Liebe vergelten, welche euch vermocht hat, euch in den Augen der Männer insgeſamt zu erniedrigen, damit ihr euch nur in den meinen erhöhetet? Jedoch, wenn es in ihrer Natur eine That wäre, die einem Mann mit Rechte Schande zuziehen könnte, ſo würde ich ſie euch niemahls zugemuthet haben. Alle verſtändigen Männer werden eure Großmuth preiſen, mit welcher ihr dem Strohme des Vorurtheils habet entgegen handeln dürffen.

Die Worte floſſen ihr mit einer ungemeinen Hurtigkeit. Sie ließ alſobald die ſchwartzen Teppiche abnehmen; ſie ſelber legete ihre Hochzeitkleider an, und zeigete ſich ihrem Mann in dem Reitz einer Braut. Er war eben ſo vergnügt, und verfaſſete mit eigener Hand die Geſchichte von dem Baden der Frau und dem Spinnen des Mannes in einer geſchickten Erzehlung, welche er mit allen Annehmlichkeiten des Witzes und der Wohlredenheit ausſchmückete. Dieſelbe ſchickete er den ſchimpfreicheſten und munterſten Köpfen von ſeiner Bekanntſchaft zu, und ließ ihnen dabey

ſagen, wenn ſie Luſt hätten die neue Eva, und den neuen Adam zu vexieren, mögten ſie ihm nur das Vergnügen machen, und zu ihm auf ſein Schloß kommen. Sie ließ die von ihm geſponnenen Faden mit Gold umwinden, und flocht ſie in einen Liebesknotten, den ſie an einem koſtbaren Kleinot auf die Bruſt hinunter hängete.

Die Geſchichte breitete ſich in dem ganzen Lande aus; alle Weibsperſonen bekenneten, daß ſie eine Tochter der Eva wäre, und alle Mannsperſonen geſtuhnden, daß er Adams Sohn wäre.

Das ein und neunzigſte Blatt.

= = = Was wilt du dich bemühen,
O Menſch, der Sterblichkeit des Menſchen zu entfliehen,
Wenn du die Menſchen fleuchſt, machſt noch im Leben dir
Aus deinem Haus ein Grab, und dichteſt für und für
Auf Bücher an den Mayn zur Meſſe fortzuſenden?
Opitz im Vielgut.

Uelius machte ſich einen hellen und mit keinen Nebeln verdüſterten Morgen, deren der verſtrichene Herbſt

Herbſt uns unterſchiedliche gegeben, zu Nutze, ſeinen verliebten Grillen in einem nahe bey der Stadt gelegenen Luſtwald nachzuhängen. Er ſpatzierte mit ſchnellen Schritten auf und nieder, bis er endlich ermüdet auf eine Bancke, deren dort unterſchiedliche waren, ſich niederließ. Kaum hatte er ſich geſetzet, ſo hörte er in einem andern Spatziergange, welcher von dieſem nur mit einer grünen Hecke unterſchieden, zweene, die einander einen guten Tag wünſchten, und ſich auf eine Bancke in der Nähe niederſetzten. Er hörete ſie wol, konnte ſie aber wegen gedachter Hecke nicht ſehen, noch von ihnen geſehen werden; er vernahm hernach, daß es Lucilius und Polemon geweſen. Der erſte war ein rechtſchaffener Gelehrter, der die beſten Autorn mit Luſt und Nutzen lieſt, und in Leſung derſelben theils ſeine Zeit angenehm zu vertreiben, theils aber auch ſein Hertz zu allen Tugenden anzuflammen ſuchet; im übrigen aber von den Wiſſenſchaften kein groſſes Gepränge machet, auch alle erlaubten Luſtbarkeiten, die der gütige Gott zu Verſüſſung des bittern Lebens den Sterblichen vergönnet, ſich nicht verſaget, und die Thorheiten und Eitelkeiten, mit welchen ſich die

meiſten Menſchen quälen, verlachend, mit ſtiller Gemüthesruh in ſeinem Lebenslauf fortrücket. Der andere war gegen dieſem ein ungereimter Schulfuchs, welcher ihm träumen ließ, durch ſein ſcholaſtiſches Miſchmaſch, welches er allenthalben ohne Verſtand zuſammen geleſen, und in gewiſſe Schriften verfaſſet, einen unſterblichen Nahmen zu erwerben. Lälius hörete ihrem Geſpräche mit groſſem Vergnügen zu, und eilete, ſo bald daſſelbe geendet, nach Hauſe, um es, ſo viel er ſich erinnern konnte, zu Papier zu bringen.

Lucilius. Polemon.

Luc. Guten Tag, mein Herr Polemon, was machet ihr ſo frühe an dieſem einſamen Ort?

Pol. Ich bin im Nachſinnen über eine ſehr wichtige Materie begriffen.

Luc. Dörfte man, ohne euch beſchwerlich zu fallen, fragen, was es ſey?

Pol. Ich habe einen guten Theil der verſtrichenen Nacht mit Unterſuchung der dunckeln Frage zugebracht: Wie die Geiſter / deren Würckung in bloſſen Gedancken beſtehet, die Körper bewegen können. Weil ich aber keinen rechten

Be-

Begriff von dieſer Materie haben konnte, ſo hatte ich mir vorgenommen, heute in Ueberlegung dieſer wichtigen Frage fortzufahren, in der Hoffnung, ich würde etwann in den Morgenſtunden in Auflöſung derſelben glücklicher ſeyn, wofern wahr iſt, was die Gelehrten ſagen: Aurora Muſis amica.

Luc. Befindet ihr euch aber in eurer Hoffnung nicht betrogen?

Pol. Ich war mitten in meinem Nachſinnen vertiefet, als ihr mir daſſelbe unterbrochen; daher ich euch auch nicht wahrgenommen, bis ihr mich angeredet.

Luc. Ich vermerckte wol, daß ihr was wichtiges in den Gedancken hattet, weil ich euch von Zeit zu Zeit ſtill ſtehen, den Kopf ſchütteln und die Hände verwerffen ſah. Es iſt mir leid, daß ich euch in euren gelehrten Gedancken geſtöret habe.

Pol. Dieß hat nichts zu bedeuten: Es freuet mich vielmehr, daß ich euch hier angetroffen. Nam non tantum nobis, ſed etiam amicis vivimus, inquit Seneca. Aber ihr, was machet ihr ſo früh an dieſem Ort, nachdem ihr nicht gewohnt ſind, das Bette ſo bald zu verlaſſen.

Luc. Ich habe geſtern, die Wahrheit

zu ge-

zu geſtehen, ein wenig zu viel getruncken, und weil mir die Dünſte des Weins Kopfſchmertzen verurſachet, ſo ſuche ich denſelben durch dieſe kühle Luſt zu vertreiben.

Pol. Allezeit im Luder?

Luc. Was wollet ihr, daß ich thue? Es freuet mich, wenn ich mich von Zeit zu Zeit mit meinen Freunden beluſtigen kan. Aber ſaget mir, mein Herr, ich gehe niemals ſo ſpäthe nach Hauſe, daß ich nicht noch ein Licht in eurer Kammer ſehe; könnet ihr nicht ſchlaffen, es ſey denn, daß eure Lampe allezeit fortbrenne?

Pol. Wenn ihr Licht in meiner Kammer ſehet, ſo gedencket ſicher, daß ich erwachet bin, und entweder ſtudiere, oder ſtaune, oder ſchreibe. Ich trachte immerdar meine Zeit wohl anzuwenden. Nam una temporis honeſta eſt avaritia.

Luc. O des arbeitſamen Mannes!

Pol. Ich habe unlängſten ein Werck in folio von 800 Blättern abſolvirt, welches ich will drucken laſſen, ſo bald ich einen Verleger werde geſunden haben.

Luc. Wovon handelt es?

Pol. Von dem Weſen der Seele und derſelben Unſterblichkeit, welche ich mit 250 unwiderſprechlichen Gründen beweiſe.

Luc.

Luc. Dieß iſt viel.

Pol. Ich kan euch verſichern, daß alle Gelehrte, ſo dieſe Materie tractirt, nicht ſo viele haben finden können: Allein es hat mich auch viel Mühe und manche ſchlafloſe Nacht gekoſtet.

Luc. Der eintzige Ausſpruch unſers Heilands wäre für mich genug. Euch aber meine Gedancken offenhertzig zu ſagen, ſo ſcheint es, euer Werck flieſſe aus Eigenliebe und allzugroſſer Hochachtung für euch ſelbſten her; indem ihr vermeinet, ihr wiſſet beſſer, was der Menſch ſey, als andere, die eine gleiche Natur mit euch empfangen haben. Wenn ein Eſel den andern lehren wollte, was ein Eſel ſey, ſo würde dieſer, wenn er ein wenig Verſtand hätte, des erſtern hoher Einbildung ſpotten, und ſagen, weil ich ſo wohl ein Eſel bin als du, ſo ſoll mir die Eſelsart eben ſo wohl als dir bekannt ſeyn.

Pol. Wenn die Menſchen allezeit vernünftig urtheilten, ſo würden ſie leichtlich ſehen, daß ihre Seele unſterblich iſt. Allein die einen wiſſen es nicht aus Dummheit, die andern wollen es aus Bosheit nicht wiſſen: Und darum habe ich meinen Tractat aufgeſetzt, den einen die Unerkänntniß

zu benehmen, die andere aber zu zwingen, daß ſie die Augen öffnen.

Luc. In dieſem groſſen Narrenhauſe der Welt ſind diejenigen die gröſten, die andere heilen wollen. Dieß ſind nicht meine Worte, ſondern des berühmten Frantzoſen la Motte le Vayer.

Pol. Dieß war ein gottloſer Pyrrhonianer, ein gefährlicher Mann. Man ſollte alle Bücher, ſo dergleichen Leute ſchreiben, verbrennen, und die Autores damit; weil ſie ſo viel Menſchen mit ihrer Ungläubigkeit anſtecken.

Luc. Zörnet nicht. Ihr ſeyd ein Weltweiſer, der ſeine Regungen ſoll wiſſen im Zaume zu halten. Saget mir vielmehr, was euch bewogen, dieſes ſo ſchwere Werck zu unterfangen. Habet ihr etwann, indem ihr von der Unſterblichkeit der Seele geſchrieben, auch euern Nahmen zu verewigen und unſterblich zu machen geſuchet?

Pol. Ach!

Luc. Ihr ſeufzet, ich habe es errathen.

Pol. Dieß iſt ein Glück, welches ich mehr verlange, als aber hoffen darf. Ich bekenne es euch, daß mein Wunſch auch dahin gehet. Dieß machet, daß ich arbeite, ſchwitze, wache, nachſinne, die Feder ergrei-

greiſe, und componiere. Und wie vor dieſem des Miltiades herrliche Siegeszeichen den jungen Themiſtocles nicht ſchlafen lieſſen; ſo treibt mir auch der groſſe Nahme ſo vieler gelehrten Männer den Schlaf aus den Augen. Wie glückſelig wäre ich doch, wenn man in tauſend Jahren noch von mir reden, und mein Nahme unter der Zahl der Gelehrten ſtehen würde. Wenn man würde ſagen: In dieſem Jahr iſt der berühmte Polemon, die Blüte ſeiner Zeiten, die Zierde ſeines Vaterlands gebohren, in dieſem iſt er geſtorben. Ja mein lieber Lucilius, wenn ich meinen Nahmen alſo auf die ſpäthe Nachwelt fortpflantzen könnte, ſo wäre ich auf der höchſten Stafel der Glückſeligkeit.

Luc. Ich befinde nicht, daß es eine ſonderlich verlangenswürdige Sache ſey, in dem Gehirne der Menſchen, welches mit tauſend lächerlichen und ungereimten Sachen angefüllet iſt, einichen Platz zu haben.

Pol. Ihr habet wohl ein niedriges und ſclaviſches Gemüthe, daß ihr euch nicht durch den Ruhm anflammen laſſet, welchen ſo viel groſſe Männer mit Hintanſezung ihrer Geſundheit, Glücks, ja Lebens ſelbſten geſuchet haben. Wiſſet ihr,

was

was Tacitus ſagt: Contemtâ famâ, contemni virtutes.

Luc. Ob ich wohl groſſe Hochachtung für den Tacitus hege, ſo will ich doch nicht ſagen, daß alle ſeine Sprüche die Wahrheit zum Grund haben. Denn ich bin deſſen gäntzlich beredet, daß viele Menſchen treffliche Thaten verrichten, ohne einmal an die Belohnung, welche ihr ſo hoch ſchätzet, nemlich die Unſterblichkeit des Nahmens, zu gedencken. Und dieſe, wie mich bedüncket, ſind mehrer Hochachtung würdig, als alle eure Helden, die von Ehrſucht angeſpornet, ſich bemühen, etwas groſſes zu verrichten, oder etwas geiſtreiches zu ſchreiben; nur damit ſie in dem Angedencken der Menſchen leben können. Denn es iſt allezeit Eitelkeit, ſein Leben über die Schrancken ausdähnen wollen, welche die unveränderliche Natur geſetzet hat. Die eintzigen bedüncken mich aller Ehren würdig zu ſeyn, die in der Tugend-Bahn laufen ohne Eigennutzen, und ohne Abſicht einiger Belohnung. Die Tugend iſt ſich ſelbſten Preiſes genug, und die Fröhlichkeit des Gemüthes, welche von einem guten Gewiſſen herrühret, überſteiget alle Belohnung, ſo die eitlen Menſchen einem vor-

vortrefflichen und Tugend-liebenden Mann geben können. Und damit ich auch einmahl ein lateiniſches Sprüchlein wage, ſo ſage ich mit dem Livius: Spreta gloria ſæpius cumulatior redit.

Pol. Wie! Ihr citieret auch Autores! Wer hätte es gedacht, daß ein Mann, der nichts als Luſtbarkeit ſuchet, und nichts als Kurtzweil liebet, einigen Geſchmack von den Wiſſenſchaften haben ſollte!

Luc. Eben dieſe Kurtzweil, welche ich ſo ſehr liebe, machet, daß ich von Zeit zu Zeit etliche Stunden auf die Leſung guter Bücher verwende; und bald dieſen bald jenen Autor in die Hand nehme. Nicht daß ich dadurch von den Leuten für gelehrt angeſehen ſeyn wolle, ſondern damit ich einen angenehmen Zeitvertreib haben, und aus den Büchern etwas zu meiner Vergnügung und Nutzen ſchöpfen könne. Im übrigen halte ich es mit Chryſippus und Diogenes, welche bezeugen, daß ſie nicht eine Hand umkehren wollten, um einen groſſen Nahmen unter den Menſchen zu bekommen.

Pol. Ihr möget mir ſagen, was ihr wollet, ſo iſt doch die Ehre in dem Andenken der ſpäten Nachkommen zu leben, und ſich gewiſſermaſſen wider den Willen der Na-

tur unſterblich zu machen, etwas ſo ſüſſes, daß es mich aller der Mühe und Arbeit nicht noch reuet, ſo ich angewendet, zu dieſem löblichen Zweck zu gelangen.

Luc. Eine ſchöne Ehre ſich in Geſellſchaft der Diebe, Mordbrenner, übelbeſchriener Dirnen, Thiere, und unſinniger Menſchen zu finden!

Pol. Seyd ihr unſinnig? Was wollet ihr hiemit ſagen?

Luc. Eine ſchöne Ehre, ſage ich, ſeinen Nahmen mit güldenen Buchſtaben in dem Tempel des Gedächtniſſes eingegraben zu ſehen, zwiſchen dem Pherenices, Boriſthenes, Carabulus, ꝛc.

Pol. Dieß waren ohne Zweifel entweder gelehrte Männer, oder dapfere Helden.

Luc. Ich bitte um Vergebung; es waren Pferde, das erſte hatte dem König Hieron von Syracuſa den Sieg in den Olympiſchen Spielen zuwege gebracht. Des andern bediente ſich der Kaiſer Adrianus, wann er auf die Jagd ritt. Das dritte rettete dem Kaiſer Selim das Leben. Thut noch hinzu, wenn ihr wollet, des groſſen Alexanders Bucephal, und des Achilles Pferde, ꝛc. Alle dieſe Thiere werden in dem Andencken der Menſchen leben, ſo wol als ihr

mit

mit aller eurer Mühe und Arbeit. Und wenn man euch ungefehr würde unter die bey dem Alterthum übelberüchtigte Lais, Phryne, Flora ſetzen, würdet ihr viel Ehre davon haben? Oder wenn man euch einen Platz zwiſchen dem grauſamen Nero und dem ſchnöden und luſt-ſüchtigen Tigellin anweiſen würde?

Pol. Diſtinguo: Man ſetzet die übelbeſchrienen und laſterhaften Menſchen und die Thiere auf eine Seite, und hingegen die Helden und Gelehrten auf die andre. Dieſe ſind glücklich, weil ihr Andencken im Segen bleibet; Jene aber unglückſelig, weil ihr Nahme von der Nachwelt verflucht wird.

Luc. Ihr müſſet mir doch geſtehen, daß die Unſterblichkeit des Nahmens kein groſſes Gut ſey, weil die Laſterhaften ſo wohl an derſelben Theil haben als die Tugendhaften. Da hingegen ein rechtſchaffen Gut daran erkennt wird, wenn es nur den Tugendliebenden heimfällt. Aber geſetzt ein unſterblicher Nahme ſey ein rechtes Gut, ſeyd ihr verſichert, daß ihr daſſelbe mit der Zeit beſitzen werdet? Ich will wol zugeben, daß ihr euch durch euer Buch berühmt machen könnet; Ich will ſetzen unſre Nachkommen in dem erſten und andern Jahrhundert wer-

den ſagen, dieß ſind die Schriften des gelehrten Polemons. Aber wenn nach dieſer Zeit etwann ein frecher Criticus entſtehen und behaupten würde, dieß wäre ein untergeſchobenes Werck. Polemon habe es nicht verfertiget, ſondern es ſey aus dem Gehirn eines müſſigen Mönchen in dem 5ten oder 6ten Seculo gefloſſen; Wie es dem guten Jüdiſchen Geſchichtſchreiber Joſephus heutiges Tags ergehet, dem nach Verflieſſung 1600 Jahre der Pater Harduin die Ehre ſeiner Arbeit rauben will. Der berühmte Geſchichtſchreiber Q. Curtius iſt auch in gleicher Gefahr. Ja es giebt Leute zu unſrer Zeit, die behaupten wollen, Cäſar ſey niemahls über die Alpen gekommen, er habe mit den Helvetiern niemahls geſchlagen, und alles, was man in ſeinen Commentariis findet, ſey falſch und erdichtet. Wenn euch ein gleiches mit euerm Buch widerfahren ſollte, wo wäret ihr mit aller eurer Mühe und Arbeit?

Pol. Ich muß geſtehen, dies wäre ſehr verdrießlich.

Luc. Stehet es denn einem klugen Manne wohl an, ſich die gröſſeſten Unbequemlichkeiten und ein gewiſſes Uebel auf den Hals zu ziehen, wegen eines Gutes, ſo unge-

ungewiß, ja nur ein Scheingut iſt. Ihr ſeyd traurig, blaß, mager, kranckmütig. Ihr verderbet durch vieles leſen euer Geſicht. Ihr leſet ſchon mit der Brille, da ihr doch noch nicht das 40ſte Jahr erreichet habet. Ihr habet keine Freude in dem Leben, keine Ruhe in dem Gemüthe, keinen Schlaf in den Augen; Ihr verliehret eure Geſundheit und befördert euern Tod; Und dieß alles nur darum, damit ihr deſto eher den eiteln Nachklang nach euerm Tode haben könnet.

Pol. Es ſcheint ihr habet Recht.

Luc. Wenn ihr endlich noch die Belohnung eurer Arbeit in dieſem Leben ſuchen würdet, ſo könnte man es euch noch zu gute halten. Sintemal viel Leute dieſes für eine Glückſeligkeit achten, mit dem Finger gezeiget, und jedermann bekannt zu ſeyn, und zu hören: Sehet/ da geht der gelehrte Polemon; Ob ihr wohl auch dieſes Gut mit den Narren gemein habet; denn auch dieſe, ſagt Socrates, ſind von jedermann gekennt. Aber ſich eine Glückſeligkeit verſprechen, in einem Stande, da man nicht mehr fähig iſt, dieſelbe zu genieſſen, iſt meinem Bedüncken nach die höchſte Staffel der Thorheit.

Pol. Ihr machet mich gantz traurig.

Luc. Trachtet vielmehr frölich zu ſeyn; denn ihr habet Urſache dazu, wenn ihr durch meine Reden einem Irrthum entgehet, der euch aller Süſſigkeit des Lebens beraubet. Ihr habet eure Zeit für ein Scheingut verlohren, welches ihr niemahls beſitzen werdet; und welches euch nicht glückſelig machen kan, wenn ihr es ſchon in Ewigkeit beſitzen würdet. Euer Nahme mag in der gantzen Welt erſchallen; ſo werdet ihr es doch in der kühlen Gruft nicht hören. Man mag euch für gelehrt, arbeitſam, ſinnreich ꝛc. halten; man mag euch tauſend Lobſprüche ſchencken,

Id cinerem aut manes credis curare ſepultos?

Saget mir; würdet ihr euch glücklich ſchätzen, wenn in eurem Hauſe ein Schatz vergraben, und ihr deſſelben Beſitzer würdet ſeyn, ohne es zu wiſſen, und ohne daß ihr ihn euch zu Nutze machen könntet?

Pol. Nein.

Luc. Wenn ihr in einem tiefen Schlafe verſuncken, und man euch während dieſer Zeit die vollkommenſte Schönheit der Welt beylegen, und dieſelbe nach ein paar Stunden wiederum aufſtehen würde; ohne

ne daß ihr erwachet wäret, noch derſelben gewahr worden, könntet ihr euch deßwegen glücklich achten?

Pol. Nein.

Luc. Alſo auch, wenn ihr in Staub verkehret ſeyn werdet; zu der Zeit da ihr keine Ohren mehr haben werdet, die Lobſprüche, ſo man euch giebt, anzuhören; keine Augen, die Hochachtung, ſo man für euch trägt, zu ſehen; keine Empfindung, die Liebkoſungen, ſo man euch erweiſen wollte, zu genieſſen; keinen Verſtand, um euch glücklich zu ſchätzen? Worzu wird euch ein groſſer Nahme dienen, wenn ihr nicht mehr ſeyn werdet?

Pol. Zu nichts.

Luc. Glaubet ihr, ihr werdet euch alsdann erfreuen?

Pol. Nein.

Luc. Glaubet ihr, ein Laſterhafter werde alsdann über ſeiner Schande erröthen, wenn er keine Adern, kein Blut, und kein Angeſicht mehr hat?

Pol. Nein, nein, nein, um Gottes willen nein. Ihr machet mich raſend mit eurem Klüglen. Ich habe die beſte Zeit meines Lebens zugebracht um gelehrt zu werden. Ich habe ſo viele Bücher gekauft, ſo

viel gearbeitet, meine Sinnen ſo viel angeſpannet, meine Geſundheit verderbet; Ich habe mich aller Luſtbarkeiten des Lebens beraubet, und ihr wollet, daß dieſes alles vergebens ſey, daß ich nur einen Tand geliebet, daß ich keine Belohnung werde davon tragen, und daß ich mit Ixion nur Luft umarmet habe. Iſt dieſes nicht verdrießlich?

Luc. Es iſt wahr. Allein dieſer Verdruß kan euch zu einer ungemeinen Vergnügung in euerm übrigen Leben ausſchlagen; wenn ihr die Sache recht beherzigen, und meinem guten Rath folgen wollet. Schlaget die eitlen Gedancken euren Nahmen zu verewigen aus dem Sinn. Trachtet nach einem guten Nahmen, aber ſo, daß mehr euer gut Gewiſſen, als aber der alberne Pöbel euch denſelben beylege. Leſet nicht ſo ſehr, daß ihr den Ruhm der Gelehrtheit als aber der Redlichkeit davon traget. Leſet was euch zur Erkenntniß euer ſelbſt, und eurer Pflichten gegen Gott und dem Nächſten führen kan. Lernet durch Leſung guter Bücher eure Regungen mit Vernunft bemeiſtern, Ehre, Reichthum, Wollüſte und alle Eitelkeiten, welche dem Menſchen das Leben ſauer machen, und

den

den Stachel eines böſen Gewiſſens nach ſich laſſen, verachten, und euren Geiſt über alle menſchliche Zufälle ſchwingen: So wird euch die Sonne viel lieblicher anſcheinen; die Nacht, die Gott dem Menſchen zur Ruhe erſchaffen, werdet ihr mit ſüſſem Schlafe zubringen; des Tages werdet ihr deſto geſchickter ſeyn, eure Pflichten gegen eurem Nächſten zu beobachten; die unſchuldigen Luſtbarkeiten, die Gott dem Menſchen gegönnet, werdet ihr euch nicht verſagen; und ihr werdet alſo mit frölichem Gemüthe und gutem Gewiſſen euer Ziel des Lebens, ſo das Göttliche Verhängniß euch geſetzet hat, erreichen.

Pol. Ich bedancke mich des guten Rathes und will demſelben folgen. Heute iſt der erſte Tag, da ich zu leben anfange. Gehabt euch wol.

Das zwey und neunzigſte Blatt.

: : : Dieſelben Menſchen wiſſen
Von ſchnellem Sterben nicht, die ihrer Zeit genieſſen
Wie recht und billig iſt, gebrauchen ſie mit Danck,
Und machen ihren Lauf durch Tugend noch ſo lang.
Opitz im 3. B. der Poet. W.

Es ſind mir über letztern feyerlichen Neujahrstag unterſchiedliche Brieſe eingekommen. Einige hatten zum Abſehen, den Affekt, welcher mir bis dahin die Feder geführet hat, durch die Vorſtellung des groſſen Nutzens, welchen meine Manier zu ſchreiben mit ſich führet, noch mehr anzuflammen. Sie halten überaus viel auf dem Handgriff: Mutato nomine de TE fabula narratur. Andere enthalten Lobſchriften, indem ſie eine weitläuftige Vergleichung zwiſchen meiner geringen Arbeit und den Schriften des Engliſchen Beſchauers anſtellen. Noch andre wollen mich glauben machen, mein Werck ſey allein geſchickt genug das allgemeine Vorurtheil, als ob die Schweitzer nur grobe Stücke Fleiſch seyn, zu widerlegen. Unter denſelben habe ich den nachfolgenden wegen ſeines ſonderbaren Inhaltes zum Vorwurf meiner Betrachtungen gewehlet:

Herr Mahler!

Es iſt mir über dieſe Tage, an welchen eine ungeſtüme Höflichkeit unſere Stadt beherrſchet hat, ein wichtiger Scrupel in den Kopf geſtiegen. Man zehlet ſeit dem Tage meiner Geburt das 40ſte Jahr, und jedermann wünſchte mir, daß ich noch viele Jahre leben möge. Die nähere Betrachtung dieſer Wünſche gebahr in mir den Zweifel, ob ich in dieſen 40 Jahren meiner Exiſtentz auch jemahls gelebt hätte? Ich habe bis dieſe Stunde noch keine völlige Gewißheit, daß ich lebe. Ich ſehe voraus, daß man meiner Einfalt lachen wird; und es kan geſchehen, daß man mir das goldene Carteſianiſche Sprüchlein, Dubito, ergo ſum, vorrücken wird, um aus meinem eignen Zweifel mich zu überführen, daß ich lebe. Aber Herr Mahler, eine ſolche Antwort wäre viel zu blöde mir meinen Scrupel auszunehmen; ich erkenne wohl, daß ich exiſtire, aber es folget darum noch nicht, daß ich lebe. Ich verlange demnach nichts anders von euch als eine vollſtändige und deutliche Beſchreibung des Lebens. Werde ich denn daraus erkennen, daß ich lebe, ſo ſeyd verſichert,

daß

daß ich auch euch zu Dienſten leben werde. Ich nenne mich, ꝛc. Maustodt.

Die Antwort auf dieſen Brief wird Hr. Maustodt aus nachfolgendem ſocratiſchem Geſpräche nehmen können.

* * *

Die vornehmſte Bemühung des Socrates war, ſeine Mitbürger zu der Arbeit und der Tugend aufzufriſchen. Eines Tages begegnete ihm Epigenes, ein reicher und angeſehener Mann von Athen, auf dem Marckt des Krieges-Gottes Martis. Weil nun Socrates wußte, daß dieſer ſein Reichthum und Anſehen nur zum Muthwillen mißbrauchte, indem er nichts anders that, als eſſen, trincken, ſchlafen, ſpatzieren-gehen, ſpielen, ꝛc. ließ er ſich mit demſelben in folgendes Geſpräch ein.

Socrates. Ich habe dich ſeit etlichen Monaten weder auf dem Marckt, noch auf der Börſe, noch auf andern öffentlichen Spatziergängen, welche du ſonſt fleiſſig beſucheſt, angetroffen, und ich habe geglaubt, du wäreſt geſtorben.

Epigenes. Guter Socrates, du haſt dich ſchändlich betrogen; du ſieheſt ja, daß ich wircklich noch lebe. Und es war unmög-

möglich, daß du mich in der Stadt hätteſt ſehen können, da ich zu der Zeit mich auf dem Pyräo trefflich luſtig gemachet habe.

Socrat. Biſt du denn gewiß verſichert daß du lebeſt?

Epigen. Ich muß deiner Einfalt lachen; du zweifleſt, ob ich zu der Zeit lebe, da ich mit dir rede.

Socrat. Es kan ſeyn, daß dir dieſe Frage ſo lächerlich vorkömmt, weil du noch niemahls daran gedacht, vielweniger gezweifelt haſt, ob du lebeſt. Wir wollen demnach ſchauen, wie wir hinter die Sache kommen können. Sage mir; leben die Steine auch?

Epigen. Sie gehören ja unter die lebloſen Geſchöpfe.

Socrat. So wirſt du auch nicht ſagen, daß ein todter Leichnam lebe?

Epigen. Ich müßte ein Narr ſeyn.

Socrat. Aber du wirſt ja nicht läugnen, daß die Steine und auch ſelbſt die todten Leichname ſind und exiſtieren?

Epigen. Dieſes wird kein vernünftiger Menſch läugnen.

Socrat. So folget denn, daß, weil etwas exiſtieren kan, welches nicht lebet, leben und ſeyn zwey unterſchiedene Sachen ſeyn.

Epi-

Epigen. Es dünckt mich, daß du Recht habeſt.

Socrat. Dieſes iſt dein eigener Schluß, ich thue nichts anders dabey, als daß ich durch meine Fragen deine Gedancken hervorrufe: Nun haſt du geſagt, es könne etwas exiſtieren, das doch nicht lebet. Meineſt du aber, daß etwas leben könne, welches nicht zugleich exiſtiere?

Epigen. Dieſes könnte ich unmöglich begreiffen.

Socrat. So wird demnach folgen, daß das Leben edler ſey, als das ſeyn oder exiſtieren?

Epigen. Ich habe nichts dawieder.

Socrat. Hiemit könte auch ſeyn, daß du nur exiſtirteſt, und doch nicht lebteſt. Wir wollen ſchauen. Sage, warum ſagſt du von einem Steine daß er exiſtire?

Epigen. Weil er etwas iſt, und ich alſo nicht ſagen kan, daß er nichts ſey. So iſt auch ein Leichnam etwas, ob er gleich nicht mehr lebet.

Socrat. Woher weiſſeſt du aber, daß ein Leichnam nicht mehr lebet?

Epigen. Weil er ſich nicht mehr beweget, und nichts mehr thut.

So-

Socrat. Warum gläubſt du denn, daß du lebeſt?

Epigen. Weil ich mich bewege, weil ich eſſe, trincke, rede, ſchlafe, gehe, und allerley Geſchäfte verrichte.

Socrat. So meinſt du hiemit, daß alle Leute leben, welche ſich bewegen?

Epigen. Es kan nicht fehlen.

Socrat. Giebt es aber keine Menſchen, die gar nichts thun?

Epigen. Ich meine es nicht.

Socrat. Warum nennen wir denn einige Menſchen Müſſiggänger, iſt nicht die Urſach davon, weil ſie müſſig ſind und gar nichts thun?

Epigenes konnte hier nicht alſobald antworten, ſondern beſann ſich eine gute Weile, endlich ſagte er: Ich kan unmöglich einen Menſchen begreiffen, der ſich nicht bewege, der nicht eſſe, trincke, 2c.

Socrat. Vielleicht nennen wir diejenigen, Müſſiggänger, die etwas beſſers und nützlichers thun könten, als ſie wircklich thun?

Epigen. Du redeſt mir aus dem Herzen, ich habe es nicht können zu Worten bringen.

So-

Socrat. So ſolget denn, daß ein Menſch etwas nützliches, etwas ſchädliches, und etwas, das weder nützlich noch ſchädlich iſt, thun könne.

Epigen. Ich geſtehe es.

Socrat. Nun ſo ſage mir denn, wollteſt du lieber etwas ſchädliches thun, als gar nichts?

Epigen. Meines Bedunckens iſt es beſſer man thue gar nichts.

Socrat. Oder meinſt du, es ſey beſſer, man thue etwas, davon man keinen Nutzen hat, als daß man gar nichts thue?

Epigen. Ich ſehe zwiſchen beyden keinen Unterſcheid.

Socrat. Hiemit ſind diejenigen, welche etwas ſchädliches thun, oder etwas, das keinen Nutzen hat, nicht beſſer als ein lebloſer Stein, oder ein todter Leichnam, der ſich gar nicht beweget, und nichts thut.

Epigen. Ich muß es bekennen.

Socrat. Folglich kan man von ſolchen eben ſo wenig ſagen, daß ſie leben, als von einem Steine oder von einem todten Cörper; ſondern man muß allein ſagen, daß ſie exiſtiren.

Er fuhr darauf gegen Epigenes alſo fort: Ich habe ſchon lange nachgedacht,

wo-

woher es komme, daß die meiſten Menſchen lieber ſchädliche oder wenigſtens unnützliche Sachen verrichten, da es doch eben ſo leicht iſt etwas nützliches thun. Ein jeder, auch der gröſte Idiot und verachtetſte Menſch, iſt geſchickt gutes zu thun; im Gegentheil braucht es mehr Kunſt, Mühe und Liſt, etwas böſes und ſchändliches zu verrichten. Einen Reichen z. Ex. koſtet es nicht mehr Mühe, wenn er ſein Geld anwendet zur Unterhaltung der Armen, zur Beförderung der nützlichen Wiſſenſchaften, zur Erbauung der Tempel, ꝛc. als aber wenn er daſſelbe verſpielet, oder durch die Gurgel jagt, ꝛc. ꝛc.

Epigenes gieng gantz beſchämt von dem Socrates hinweg, und dieſe Unterredung war von ſo guter Wirckung, daß er hernach ſein liederliches Leben änderte, und ſich auf nützliche Verrichtungen legete.

* * *

Es muß das Leben des Menſchen nicht unter diejenigen Sachen gezehlet werden, die man bey der Elle ausmißt; Nicht derjenige lebet lange, der viele Jahre, ſon-

dern der viele rühmliche Thaten zehlen kan, denn das Leben wird nicht nach der Zeit gerechnet, ſondern nach dem Gebrauche deſſelben. So viele rühmliche Thaten ein Menſch verrichtet, ſo viele Tage ſeines Lebens darf er in die Rechnung bringen; wer ohne ſolche ſtirbt, der hat zwar exiſtirt, aber nicht einen Tag gelebt. Gotthold iſt in der Blüthe ſeines Alters abgeſchieden, aber er hat die Pflichten eines gottſeligen Chriſten, eines gehorſamen Bürgers, eines aufrichtigen Freundes, eines getreuen Liebhabers, eines geliebten Ehemanns ꝛc. nach ſeinem Vermögen beobachtet; er iſt in keinem Stück ſaumſelig geweſen; und ob er gleich die vollkommene Zahl der Jahre, welche die Exiſtentz der Menſchen gewöhnlich erlanget, nicht erreichet hat, ſo war doch ſein Leben vollkommen; und ich behaupte, daß Greismann, deſſen Alter bis an 90 Jahre geſtiegen, nicht ſo lange gelebt habe, als Gotthold, weil er ſein Leben im Müſſiggang verzehret hat. Als Titus Veſpaſianus ſich über einer Abendmahlzeit erinnerte, daß er die verſtrichene Zeit des Tages ſich kein Denckmal ſeiner Tugenden in den Gemüthern ſeiner Unterthanen aufgerichtet hätte, ſagte er:

er: Dieſer Tag iſt verlohren. Ich habe auf meiner Reiſe durch Italien an einem Ort eine ſeltſame Grabſchrift folgenden Innhalts angemercket:

OSSA
BONIFACII SGANACA
PONIS
QUI DIEM OBIIT
AETAT. LXV
VITAE III

Man erzehlete mir, der Signor Bonifacio hätte ſich in ſeinem Leben bis auf das ſiebenzigſte Jahr des Alters alle erſinnliche Arten der Wolluſt, alle Ungerechtigkeiten und Räubereyen vergönnet, erſt damahls habe ein Predigermönche ihm das Gewiſſen gerührt, daß er die drey letzten Jahre ſeines Lebens keinen Tag vorübergehen laſſen, da er nicht einen nacketen gekleidet, einen hungrigen geſpeiſet, eine arme Tochter ausgeſteurt, oder ein anders gutes Werck gethan. Die Grabſchrift wäre von ihm ſelbſt gemacht, und er hätte befohlen, ſie auf ſein Grabmahl zu ſetzen.

In einer Comedie wird der Preis nicht demjenigen gegeben, der am meiſten und längſten auf dem Theater geredet, ſondern

demjenigen, der ſeine Rolle am beſten geſpielet hat.

Das drey und neunzigſte Blatt.

Wir reden ohne Mund, mit Augen, mit der Hand,
Mit greifen an ein Ohr, und was ſonſt mehr bekannt.
Opitz im II. B. der P. W.

Ich habe meinen neugierigen Leſern einen angenehmen Tractat anzukündigen, der mir neulich in Manuſcripto übergeben worden. Man wird mir für dieſe Anzeige deſto mehr verbunden ſeyn, dieweil der Verfaſſer ſeine Wiſſenſchaft noch nicht ſo bald durch den Druck offenbaren, ſondern derſelben ſich zuvor noch bedienen wird, die Geheimniſſe etlicher zweydeutiger Köpfe zu entziefern, die ſich alle Mühe geben, ſeine ſcharfſichtige Kunſt zu betriegen.

Die Rubrik der Schrift ſoll dieſe ſeyn: Gründliche Lehre von den Geſichtszügen und den Gebehrdungen; dem geiſtreichen und denckenden Frauenzimmer der Stadt Zürich gewiedmet.

Der

Der Autor macht dieſen das Compliment, daß er bekennet, er habe den beſten Theil ſeiner Wiſſenſchaft von ihnen gelernet. Er ſagt unter anderm dieſe Worte: Gleichwie eure Leiber zärter und feiner ſind, als der Mannsperſonen, alſo ſind auch eure Neigungen lebhafter und hurtiger; und daher redet ihr die Sprache der Gebehrdungen und der Mienen mit weit gröſſerer Geſchicklichkeit. Die Mannsleute reden manchmal nur mit der Zunge, ihr Hertz ſtimmet mit den Worten nicht überein, ihre Gebehrdungen ſind darum ſtumm, oder doch matt und gezwungen; Ihr aber redet insgemein mit einem bewegten Gemüthe, dieſes macht euch ſorgfältig, daß die Sprache der Worte zu ſchwach, oder zu danckel ſeyn möchte, eure Gemüthesgedancken in ihrem vollen Maaſſe auszudrücken; darum bedienet ihr euch neben derſelben noch der Sprache der Mienen und Gebehrdungen.

Der Verfaſſer giebt vor allen Dingen eine deutliche Beſchreibung, was er durch die Wörter, Mienen, Züge, Gebehrden, und Gebehrdungen verſtehe. Er verſteht nemlich dadurch die verſchiedenen Arten von Bewegungen, die ein Menſch

theils mit den Augen, der Naſe, dem Munde, theils mit den gröſſern Gliedmaſſen macht, deren jede ein abſonderliches und bedeutendes Zeichen iſt, ſo daß ein Menſch ſich damit wie mittelſt der Sprache ausdrücken kan. Wer dieſe Sprache verſteht, weiß von welcher abſonderlichen Neigung ein Menſch nicht nur überhaupt eingenommen iſt, ſondern was vor einen eigenen Schwung dieſe Neigung bey ihm genommen habe. Alſo begreift dieſe Wiſſenſchaft alle die unterſchiedenen und tauſendfältigen Geſtalten und Aenderungen, welche ein Gliedmaß mittelſt der Verziehung, Zuſammenfaltung, Aufſchlagung, Niederſchlagung ſeiner zärteſten und ſubtileſten Mäusgen und Aedergen machen kan. Dieſe ſind in ſo groſſer Menge, daß es dem Verfaſſer an Worten fehlet, ſie unter einander durch eigene Nahmen zu unterſcheiden. Es giebt ſo viele Gebehrdungen als Grade in den Neigungen und Leidenſchaften ſind. Ein jeder Grad hat ſeine eigene Gebehrdung, und weiß ſich durch eine gewiſſe Drehung und Stellung auszudrücken, die er dem Körper und vornehmlich einigen Gliedmaſſen einpräget. Gleichwie die Schilderey die Sprache der Sinnen iſt,

und die Worte die Sprache des Verſtandes ſind, alſo ſind die Gebehrdungen die Sprache des Hertzens. Die Natur ſelbſt hat den Menſchen dieſe letztere gelehret, und er kan dieſelbe reden, bevor er noch die Sprache des Verſtandes, die durch Worte geſchieht, verſteht. Sie iſt eine allgemeine Sprache, maſſen die Gemüthesbewegungen, von welchen ſie entſteht, allgemein ſind. Robinſon Cruſoe hat ſie mit ſeinem Freytage geredet, da weder er das Canibaliſche, noch dieſer das Engliſche verſtuhnd. Die Thiere ſelbſt, welche der artikulirten Rede beraubet ſind, wiſſen uns ihre Neigungen in dieſer zu entdecken, und wir verſtehen, was ſie darinnen ſagen. Ein Menſch, der ſeine Reden mit den gehörigen Geſichteszügen und Gebehrdungen begleitet, erkläret ſich auf einmal in zwoen Sprachen, und meldet ſich zu gleicher Zeit bey des Zuhörenden Verſtand und ſeinen Sinnen an. Und daher iſt die ſogenannte Action ſo viel als die Seele der Beredſamkeit, maſſen ſie die Worte des Redenden belebet / und ſeine Meinung den Zuhörenden nicht alleine hören, ſondern auch ſehen läſt, indem durch die Worte das

Gehöre, und durch die Gebehrdungen das Geſicht beſchäftiget wird.

Man ſieht alle Tage Redende, und ſelbſt Redner, die auf öffentlichen Plätzen reden, welche von dem Affekte, von dem ſie mit pathetiſchen Beſchreibungen und Figuren reden, nicht eingenommen ſind. Dieſe ſehen ſich genöthiget, die Gebehrdungen, an welchen es die Natur einem affektsvollen Redner niemals fehlen läſt, zu künſteln; ſie müſſen die abſonderlichen Gebehrden, die einer Neigungsart eigen ſind, ſtudieren, wenn ſie dem Feuer des Vortrages nicht mit dem Kaltſinn der Gebehrdung widerſprechen wollen. Wir ſehen ſie öfters die Gebehrdungen einer Leidenſchaft mit den Manieren einer andern verwechſeln, wordurch ſie die Jdeen, ſo ſie durch die Rede machen wollen, gleich wieder zerſtören. Dieſes kömmt eben ſo ungereimt heraus, als wenn ſie ſagten: Meine Zuhörer! Der blaue Himmel grünet, oder, der Dreyangel hat vier Ecken. Nomentanus iſt ein lächerlicher Menſch in dergleichen Miſchmaſche; er hat ein halbes Dutzend Gebehrdungen gelernt, die er beſtändig und zu allen Sachen wiederholet. Er wirſt den Hals über ſich, ſperret den Mund

auf, und ſchleudert die Hände in die Luft. Dieſes thut er, wenn er euch ſaget, wir haben heute den zehnten December, und wenn er zu ſeiner Liebſten ſagt: Ich will ewig der ihrige ſeyn.

Der Verfaſſer warnet uns ſehr ſorgfältig, daß wir die Gebehrdungen, welche wir von der groſſen Lehrmeiſterin, der Natur, gelehrt werden, nicht mit gewiſſen andern, unnatürlichen, vermiſchen. Weil die Menſchen in der bürgerlichen Geſellſchaft unter dem Joche der Geſetze und der Gewohnheit leben, dürffen ſie ſich die wenigſten mahle in ihrer wahren Natur, mit ihren eigenen Neigungen zeigen, ſie müſſen ihr Hertz verbergen und verſtellen, wozu ſie ſehr gut abgerichtet ſind; daher ſind nun eine Menge fremder Gebehrdungen entſtanden, die zwar von den natürlichen nachgemachet ſind, aber ſich von denſelben ſehr weit entfernen. Von dieſer Art ſind die Knickfüſſe, die Verneigungen des Haupts, das Verſchräncken der Füſſe, die Manieren den Luſtfächer zu gebrauchen, das Abnehmen des Huts, das Tändeln mit dem ſpaniſchen Rohr, und dergleichen. Da die Menſchen freundlich thun müſſen, wenn ſie böſe ſind, da ſie lachen müſſen,

wenn ſie erzörnet ſind, ſo müſſen ihre Gebehrdungen nothwendig dergleichen fremde und phantaſtiſche Windungen und Krümmungen zu Hülffe nehmen.

Zu dieſer Gattung will der Verfaſſer auch das Tantzen und Singen rechnen, welche ebenfalls ihren Urſprung von dem geſellſchaftlichen Leben haben. Er hält ſie für Nachahmungen etlicher natürlichen Ausdrücke der Neigungen. Er glaubt die Cadantz des Tantzes ſey von denen Sprüngen nachgemacht worden, welche die Freude, wenn ſie plötzlich und ungeſtüm iſt, in keiner ſorgfältigen Ordnung erreget; und er berufft ſich auf die Beſchreibung derer Gebehrdungen, welche der Caribe des Robinſon Cruſoe bey der unvermutheten Erblickung ſeines Vaters gemacht hatte. Was das Singen anlanget, ſo ziehet der Verfaſſer zu der Action der Gebehrden in einem etwas weitläuftigen Verſtande auch die Inflexionen der Stimme und des Tones; Nun vermeint er, daß das Singen von den langſamen und flieſſenden, den harten und ſcharfen Interjectionen der Lachenden und der Weinenden entſtanden ſey, indem man ſolche noch weiter gedähnet, und getrillet habe. Er machet hier eine kurtze Aus-

ſchwei-

ſchweiſung zu der Inſtrumental-Muſick, als einer Folge der Vocal-Muſick. Die Menſchen macheten von Natur Interjectionen, dieſe verbeſſerten ſie ſo, daß der Geſang daher entſtuhnd, zuletzt ahmten ſie ihren Geſang mit allerley ſchallenden Inſtrumenten nach.

Nach dieſem gehet er von einem Affekte zum andern, er beſchreibt bey einem jeden erſtlich die natürlichen Züge und Gebehrden, dadurch er ſich ausdrückt, dann redet er von denen unnatürlichen, mit welchen die Höflichkeit dieſelben vermehret hat. In dem Abſchnitte von der Betrübniß wird den Poeten ein Verweis gegeben, die ihre betrübten Perſonen viel ſchwatzen, ja ſie gar mit artigen Spielen des Witzes um ſich werffen laſſen. Er lobet den Hrn. von Beſſer, daß er von Eleonorens Betragen beym Abſchiede Celadons nichts weiter geſagt, als, ſie habe geſchwiegen und geweinet:

Zeuch hin, zeuch! darauf ſchwieg ſie ſtille;
Die Thränen floſſen in den Schooß.

Er hat hier eine kleine Diſſertation über die Anmerckung, daß die Thränen, die ſonſt der Traurigkeit für eigen zukommen, nichtsdeſtoweniger auch dienen, die Freu-

de

de anzuzeigen. Nach ihm kömmt dieſes von einer Erinnerung des menſchlichen Elendes, als welches wir uns auch mitten in dem Ergetzen vorſtellen. Er ſagt, die Betrachtung deſſelben falle dann deſto ſchmertzlicher, je empfindlicher die gegenwärtige Freude ſey. Die Sorgfältigkeit in dem Trauergewande, und die unnützlichen Beſchäftigungen bey den Leichbegängniſſen werden in demſelben Abſchnitt getadelt, weil die wahre Traurigkeit unberedet und gantz nachläſſig ſey. In dem Abſchnitt von der Liebe wird vom Küſſen angemerckt, das Küſſen auf die Lippen ſey zu Homers Zeiten noch nicht im Gebrauche geweſen. Niemand, ſage der Biſchof Euſtathius Homers Ausleger, küſſe beym Homer auf den Mund oder die Lippen. Penelope habe im XVII. B. der Odyſſee ihren Sohn auf die Augen und das Haupt geküſſet, nämlich auf die Wangen oder die Stirne; und Eumäus im XVI. B. habe die Hände, die Augen, und das Haupt des Telemachus umarmet. Indeſſen wären dieſes alles nur Ceremonien-Küſſe geweſen, die eine Mutter ihrem Sohn, oder ein Unterthan ſeinem Obern gegeben hätte. Man müſte daraus nicht ſchlieſſen, daß die Liebhaber auf

dieſe Art gegrüſſet hätten, noch es für einen Grund brauchen wollen, unſere Manier zu grüſſen abzuſchaffen, und dieſe dagegen einzuführen. Die Frau Dacier habe aus Zärtlichkeit verſchwiegen, daß eine Zeit geweſen, in welcher die heutige Art zu küſſen nicht Mode war, und verdiene damit, daß ihr die Mannsperſonen dafür ihren Danck abſtatteten. In dem Abſchnitt von der Freude wird von dem Lachen geſagt, daß es von boshaften Leuten verfälſchet und mißbraucht werde, die Verachtung auszudrücken. Die Anmerckung iſt artig, daß es Leute gebe, die lachen lernen.

Er hat meinem Blatte von den zauberiſchen Schönen die Ehre angethan, daß er es in dem Abſchnitte von den Gebehrdungen der Liebe von Wort zu Wort eingetragen hat.

Nun wäre mir nichts liebers, als das Verlangen derjenigen zu vergnügen, die begierig ſeyn werden, die Perſon dieſes Verfaſſers zu kennen: Aber er will nicht anderſt bekannt ſeyn, als unter dem Nahmen Hans Proſpers. Er fürchtet, daß er aus allen Geſellſchaften als ein Spion oder Verräther ausgeſchloſſen würde, wenn man ihn kennete. Er hat mir die Charakter vieler ge-

geheimer Leute entdecket, indem er mir ihre Gebehrden verdollmetſchet hat. Wie er ſagt, ſo hat manchmal die Sprache der Gebehrden in der Kirche ſelbſt gröſſere Regungen verurſacht, als die Beredſamkeit des Predigers. Er führte mich einſt in die Kirche von St. Peter, wo er mich auf die Mienen und Gebehrden des Weibergaſtes Achtung geben hieß. Als dieſer ſeinen Poſten eingenommen hatte, fieng er an dreymal zu räuſpern; Proſper erklärte mir, daß dieſes die Loſung wäre, ſeine Androphila zu entdecken. Ich ſahe gleich darauf ein Frauenzimmer von fünfzehn Jahren Augen und Naſe empor recken, und die dreyfache Loſung wiederholen: hernach nahm ich bey beyden hundert Abwechſelungen der Mienen und der Augen wahr, die Hände machten ihre Capreolen, und es war kein Gliedmaß, das ſich nicht in verſchiedene Figuren drehete. Das ſind alles Liebesbetheurungen, überſetzte mir Proſper dieſe Sprache; Weibergaſt hat erſtlich der Androphila geſagt, daß ihre Farbe über die Nacht eine groſſe Lebhaftigkeit bekommen habe; und daß er lieber des Tageslichtes als ihres Anſchauens beraubet ſeyn wollte. Sie hat ihn ihrer Beſtändig-

digkeit verſichert, und ſich über die langen Stunden beklaget, die ſie ohne ihn zubringen müſſen; ſie hat ihm ihr Verlangen bezeuget, ihn in einem gewiſſen Hauſe zu ſehen und in die Arme zu drücken; ſie haben einander die Luſtbarkeiten beſchrieben, die ſie in ihrer letzten Zuſammenkunft genoſſen hatten. Endlich haben ſie auf den Abend des folgenden Tages eine neue Zuſammenkunft verabredet. Von dem allem hatte ich zwar überhaupt etwas verſtanden, maſſen alle Menſchen von Natur eine Tinctur von dieſer Sprache habe, aber Proſper hat es darinnen zu einer Fertigkeit und Gewißheit gebracht, welche ihn in den kleinſten Umſtänden nicht fehlen läſt.

Er hat verſchiedene Liebesverſtändiſſe zwiſchen Perſonen entdecket, welche man für allzu kaltſinnig, oder zu ehrbar und ſtrenge für dieſe Neigung gehalten hätte.

Er iſt dießmal beſchäftiget, eine Schrift von den Täntzen zu verfertigen, in welcher er bey jedem Tantze anzeigen will, was er für einen geheimen Verſtand habe. Er hat von ſeiner Geſchicklichkeit zu dieſer Unterſuchung in ſeinem Wercke von den Gebehrdungen eine Probe gegeben, in dem Abſchn. von der Fröhlichkeit.

Das vier und neunzigſte Blatt.

- - Verbum verbo curabis reddere
Fidus interpres. - - -

HORAT. A. P.

Mein Herr!

Es iſt etwas gewöhnliches, daß man von dem Genius der Sprachen, und dem beſondern Schwung der Rede, deſſen ſich bald alle Nationen zu Ausdrückung ihrer Gedancken verſchiedentlich bedienen ſollen, reden höret: Dieſes ſoll die Schönheit einer jeden Sprache ausmachen, und je mehr dergleichen beſondere Schönheiten eine Sprache aufweiſen kan, je reicher wird ſie genannt. Solten demnach bey dem heutigen allgemeinen Eifer die neuern Sprachen zu polieren und zu bereichern, die Sprachekündiger, alles, was eine Sprache vor der andren eignes und ſchönes an ſich hat, auch den andern, denen dieſer oder jener beſondre Ausdrucke dieſe oder jene kräftige Redensart mangelt, beyzulegen, und ſie damit auszuſchmüken,

ken / ſich angelegen ſeyn laſſen, ſo würde dieſer unbekannte Schatz bald einem jeden Volcke gemein, und jede Sprache dahero nicht nur merklich bereichert werden, ſondern faſt zu einer niemahls verhofften Vollkommenheit gelangen.

Ich weiß wohl, dſß die Analogie, die Syntaxis, und dergleichen ſich nicht von einer Sprache in die andre übertragen laſſen; Sie ſind aber auch den Sprachen nichts anders als die Schalen dem Kerne, deſſen Werth niemahls nach der Geſtalt, Farbe u. ſ. f. der Schale abgemeſſen wird, und tragen daher zu dem wahren Spracheſchatz ſehr wenig bey. Wenn eine Sprache vor der andern nichts beſonders hätte, als eine eigne Weiſe die Wörter zuſammenzuſetzen, und ſeltſam zu gebrauchen, ſo wären gewißlich die Liebhaber der Sprachkunde mit dem Nutzen, den ſie daher ſchöpfen könten, ſehr ſchlecht bezahlt: Allein da giebt es in einer jeden Sprache beſondere weſentliche Schönheiten, die alle Aufmerckſamkeit verdienen; und dieſe beſtehen meiſtentheils in gewiſſen beſondern zu Ausdrückung dieſes oder jenes Gedanckens bequem gefundnen Redensarten. Daß nun ſolche bey einer jeden Nation verſchieden ſeyn

 müſ-

müſſen, beſtimmet der Unterſcheid der Völker ſelbſt, ihres Lands / ihrer Beſchäftigungen, u. ſ. f.

Der Menſch, welcher von Kindheit an, wo er ſich immer umſiehet, nichts als Bilder vor ſich hat, gewöhnt ſich, ſobald er an etwas gedenkt, ein Bild davon zu formieren; darinn geht er ſo weit, daß er auch von denen Dingen, davon er das Urbild niemahls weder geſehen hat, noch beſchreiben hören, ſich einen körperlichen Begriff machet, der nach denen Bildren eingerichtet, die ihm allbereit bekannt ſind, und von denen er vermeint, ſie haben mit dem unbekannten einige Gleichheit. Die Schwierigkeit, die ein jeder findet, wenn er in Erlernung der philoſophiſchen Wiſſenſchaften abſtracté, ohne ſich an körperliche Dinge feſtzuhalten, gedencken ſoll, zeiget genugſam, wie tief dieſes Bilderwerck dem menſchlichen Gemüth eingepräget ſey. Es iſt aber ſolches ſehr verſchieden, nach dem verſchiedenen Anlaſſe, den ein jeder hat, ſeine Begriffe zu formieren. So redet der Bauer nicht wie der Höfling, der Soldat nicht wie der Kauffmann. Der Bauer, deſſen Haus nur zum Schirm eingerichtet, der Hausrath zur Nothwendig-

digkeit, die Speiſen den Hunger zu ſtillen, wird daher auch in ſeinen Redrn wenig zierliches, noch geſchmücktes hervor bringen; ſeine Redensarten werden von einfältigen Dingen, von dem, was ihn täglich beſchäftiget, hergenommen ſeyn: Der Höfling hingegen, der alle Tage in prächtigen Palläſten herumſpaziert, der nichts um ſich her ſiehet, als Kunſt und Köſtlichkeit, deſſen Speiſen ſeltſam zugerichtet werden, ſeinen Appetit zu reitzen, und dem fremde Weine ſeinen Magen, der vom Anſchauen des Ueberfluſſes kranck iſt, verbeſſern müſſen; wird ihm dieſes wollüſtige und eckle Weſen den Kopf nicht ſolchergeſtalt anfüllen, daß alles, was er redet, zärtlich und reich laſſen muß, und alle ſeine Gedancken in gekünſtelten Bildern auftreten werden?

Was ſich nun bey eintzeln Perſonen, bey verſchiedenen Ständen, wahrnehmen läßt, dem ſind auch gantze Nationen unterworffen: Ein rohes, kriegeriſches Volck, und hingegen ein weiches und verzärteltes, werden ihre verſchiedene Lebensarten in ihren Sprachen verrathen. Jedermann bewundert an der Engliſchen Nation ein männliches, großmüthiges Weſen, welches

ihr beſonder iſt, und ſich auch in ihrer Sprache äuſſert. Warum dieſe ſo viele figürliche Redensarten vom Blut, Metzlung, Tod ꝛc. hergenommen habe, läßt ſich ja leicht ſchlieſſen, weil ſie durch die Geringachtung des Selbſtmords, die allgemeine Verachtung des Lebens, die vielen Menſchen- und Thier-Gefechte, die ſie von Jugend auf vor ſich ſehen, gewöhnliche und bequeme Begriffe von dieſen Sachen bekommen, die doch von andern Völckern verabſcheuet werden. So kömmt es auch eben daher, daß ein Engliſcher Tragödienſchreiber gleichſam verbunden iſt, die tragiſche Auflöſung der Geſchichte, oder wenigſtens die Würckung davon, auf dem Schaugerüſte dem Zuſchauer vor Augen zu legen, da hingegen die eckeln Augen und das weiche Hertz der Frantzoſen ſolches niemahls geſtatten. Wo mögen wohl die vielen uneigentlichen Redensarten von den Schiffen, dem Schiffgebäude, und der Seefahrt hergekommen ſeyn, als von denen Nationen, die am meiſten damit umgehen, ſtets auf den Schiffen ſind, und daher ihre meiſten Begriffe formieren?

Ungeachtet aber eine ungleiche Lebensart, und unterſchiedliche Beſchäftigungen

ſo

ſo viel würcken, daß die Menſchen ihre Gedancken auch ungleich an den Tag geben, ſo hindert dennoch ſolches nicht, daß dieſe Ausdrückungen, ſo ungleich ſie auch tönen, bequem und kräfftig ſeyn können, eben darum, weil zum voraus zu ſetzen iſt, eine genaue Känntniß des Bilds, das zum Muſter genommen worden, habe ſie hervorgebracht; zumahlen da alle uneigentliche Redensarten, die doch in allen Sprachen, wenn man nur Acht darauf geben will, das meiſte ausmachen, nichts anders als Gleichniſſen ſind; je beſſer ich aber ein Bild kenne, je leichter werde ich auch beſtimmen können, wie weit ſelbiges bequem ſey, meine Gedancken damit deutlich zu entwerffen und zu erkennen zu geben. Finde ich nun, daß eine Ausdrückung den Gedanken wohl erſchöpfet, daß der Schwung und das Bild, deſſen ſich einer bedienet, ſeinen Nächſten wiſſen zu laſſen, was er gedenckt, ſo ähnlich und kräftig ſey, daß es bey einem jeden diejenigen Begriffe in voller Maaſſe bewürcket, die er ſelbs von einer Sache hat, und bey andern ebenfalls erwecken will, ſo finde ich auch darinn den höchſten Grad der weſentlichen Schönheit einer Sprache. Denn es läßt ſich leicht

ſehen, daß dieſes nicht in leeren Tönen beſtehe, ſondern in der Natur der Sachen gegründet ſey. Es iſt aber die Natur der Sachen in allen Gegenden gleich, nur iſt die Erkänntniß und das Anſchauen der Menſchen verſchieden. Demnach iſt derjenige, der zu Ausdrückung ſeines Gedanckens ſich keines bequemen Wortes, vielweniger eines anſtändigen Bildes zu beſinnen weiß, für einmahl wohl zu entſchuldigen, wann er aber im Verfolge eben dieſen Gedancken in einer andern Sprache kräftig ausgedruckt findet, es ſey eigentlich oder figürlich, dennoch aber ſich weigert künfftighin auch alſo zu reden, ſo wird er höchſt-ſtrafbar. Die Entſchuldigung, die Redensart ſey ihm fremd, unerhört 2c. mag ihm keineswegs zu ſtatten kommen; denn hat er keinen Begriff davon, ſo wird es ſich wenigſtens der Mühe lohnen, den Ausdruck verſtehen zu lernen, und gewinnt er allemahl ſo viel dabey, daß er ſeinen Wort- und Bilder-Vorrath um etwas bereichert; Verſtehet er aber den Ausdruck, ſo wird er finden, daß er die Sache, darum es zu thun iſt, noch niemahls recht, oder wenigſtens nicht in dem Geſichtspunkten, darinn er ſie jetzo vorgeſtellt findet, eingeſehen

habe:

habe; er kan alſo daraus lernen, wie ſich von einem eintzigen bekannten Bilde unendliche Vorſtellungen, folglich eben ſo viele Ausdrücke in der Rede formieren laſſen.

Wer dieſen beſondern Ausdrückungen wohl nachforſchet, wird bald finden, daß die Zahl derjenigen, davon uns die Begriffe gäntzlich mangeln, ſehr gering, und hingegen die meiſten von denen allgemeinen Begriffen, ſo die Natur der Dinge allen Menſchen allenthalben gleich beybringet, hergenommen ſeyn; So iſt der Begriff des Feuers / des Waſſers, eines Königs u. ſ. f. allenthalben gleich / daher ein jeder in ſeiner Sprache bald verſtehen wird, was da ſey: ein Liebesfeuer / die Waſſer der Trübſalen / der Blumenkönig ꝛc. Sollte das Bild noch ſo fremd ſeyn, ſo werden doch die deutlichen Begriffe beyder zuſammengeſetzten Wörter insbeſondere nicht anderſt als die Deutlichkeit des gantzen beſtimmen können; Nur werden die Eigenſchaften verſchiedentlich angebracht, und iſt die Art der Vorſtellung, welche in der Rede der Schwung des Ausdrucks heißt, nicht allemahl gleich.

Liebhaber dieſes innwendigen und wahren Sprachſchmucks können auf keine Weiſe dieſe allgemeinen und beſondern Schönheiten beſſer kennen lernen, als wenn ſie ſich die Mühe geben, wohlgerathene Stücke der Poeſie und der Wohlredenheit, die in fremden Sprachen geſchrieben worden, in ihre Mutterſprache zu überſetzen; denn wollen ſie ſorgfältig ſeyn, die Gedancken des Schriftſtellers in ihrer Kraft genau beyzubehalten, ſo werden ſie bald häufigen Anlaß finden, den Reichthum und die Mängel beyder Sprachen kennen zu lernen; ſie werden gar viele Redensarten in der fremden Sprache antreffen, die ſie ohne Mühe verſtehen, wann es aber dazu kömmt, ſelbige in ihre Mutterſprache überzutragen, ſo werden ſie erſt ſtill ſtehen. Entweder iſt die Zuſammenſetzung der Wörter ſehr ungewohnt, oder der Schwung des Ausdruckes ſeltſam, oder der Gedancke findet ſich unter einem ungereimten und unkänntlichen Bilde vorgeſtellet, kurtz, ſie werden gewahr, daß ſie in ihrer Mutterſprache dieſen Gedancken niemahls auf dieſe Weiſe ausdrucken gehört. Nicht ſelten aber werden ihnen auch ſolche Stellen vorkommen, da die Redensarten, gegen denen, worinnen

nen ſie gewohnt ſind dergleichen Gedancken eingekleidet zu ſehen, ihnen matt und wäſſericht zu ſeyn beduncken werden. Es läßt ſich aber allemahl leicht beſtimmen, was zu thun ſey; denn iſt die Abſicht, die in der Urſchrift enthaltene Materie in einer andern Sprache der Welt einfältig mitzutheilen, ſo liegt dem Ueberſetzer ja ob, alles auf das kläreſte und deutlichſte nach dem Genius ſeiner Sprache vorzutragen: Will man aber eine genaue Ueberſetzung haben, die nicht nur die Gedancken der Urſchrift vorlege, ſondern auch alle die Arten und Weiſen, die der Urheber gebraucht, ſeine Gedancken an den Tag zu geben, beybehalte, ſo muß auch ſolches gantz genau bewerckſtelliget werden, und darf man ſich nicht förchten, man werde unerhörter Seltſamkeiten oder wohl gar der Original-Fehler beſchuldiget werden.

Gleichwie aber die Abſichten der Ueberſetzer ſehr verſchieden ſind, ſo muß auch die Welt von unzehlich vielen und vielerley Gattungen der Ueberſetzungen nothwendig voll ſeyn. Deutſchland hat ſich ſeit einiger Zeit auch inſonderheit angelegen ſeyn laſſen, die Schriften des Alterthums, wie auch viele neuere Stücke der Gelehrtheit

ſeinen Einwohnern durch Ueberſetzungen bekannt zu machen. Man hat ſich meiſtens begnüget, die in denen Urſchriften behandelte Materien ſchlechthin mitzutheilen, wie glücklich ſolches allemahl ſey bewerckſtelliget worden, will ich nicht unterſuchen; genug, daß alles, wie ſie ſagen, rein und zierlich deutſch war; ſehr wenige aber ſind ſo weit gegangen, daß ſie auch die Weiſen, wie ein Urheber die Sachen vorgetragen, dem deutſchen Leſer vor Augen zu legen bemühet waren. Die ſtrenge Regierung, welche gewiſſe Oberherren in dem deutſchen Sprachreiche ſeit geraumer Zeit ſo unbarmhertzig ausüben, hat ſolche Verſuche allemahl mit ihrem offentlichen Geſpötte als einem ſchmertzhaften Eiſen gebrandmahlet, oder gar erſticket. Eine allgemeine dumme Unterwerffung ſchien dieſe Tyrannie zu rechtfertigen.

Der Muth, und die Geſchicklichkeit, womit ihr, mein Herr, euch in ſo vielen andern Stücken der guten Schreibart angenommen habet, läſt mich hoffen, daß ihr uns euern Beyſtand nicht verſagen werdet, damit wir auch in dieſem Punkt uns der natürlichen Freyheit nach unſerer Luſt bedienen können. Wir leben in einem Lande,

de, da wir gern die Freyheit der Wörter eben ſo groß, als der Sachen, haben wollten. Ihr habet uns einige Hoffnung gemacht, daß ihr dieſe Materie abhandeln wollet. Wir erwarten es von euch. Lehret denn dieſe hochmüthigen Sprachrichter, worinnen der wahre Werth der Sprachen beſtehe, wie ihre Schönheiten nicht aus der Buchſtäblerey der Wörter, ſondern aus der Erkänntniß der Sachen ſelbſt zu beurtheilen ſeyn, und wie dem zufolge alles was in ſeinem Weſen ſchön iſt, allenthalben ſo ſey, folglich nicht in einer Sprache ſchön, in der andern ungereimt laſſen könne, u. ſ. f. Saget ihnen, daß eine allgemeine Bereicherung der Sprachen, dergleichen ſie ſelbſt zum Zweck zu haben ſich rühmen, nichts beſſer bewircken kan, als ſolche aus dem Grund und den Eigenſchaften der Sachen ſelbſt hergenommene Lehren. Wer die Mühe nimmt eine Schrift, beſonders eine poetiſche, buchſtäblich in ſeine Mutterſprache zu überſetzen, der wird durch häufige Proben von dieſen Wahrheiten überzeuget werden, und finden, daß die meiſten Redensarten, die uns fremd und ungewohnt vorkommen, wo ſie recht unterſucht werden, nicht nur nichts unanſtändiges

ges an ſich haben, ſondern öfters die Sachen unter ſehr bequemen Bildern vorſtellen, und darum die Aufmerckſamkeit des Leſers auf eine beſondere Weiſe rege machen.

Eudoxus.

Das funf und neunzigſte Blatt.

Hic tamen infodiam, vidi, vidi ipſe, Libelle,
Auriculas aſini Mida rex habet.

PERS. SAT. I.

MIdas, der jüngſte Sohn der Tummheit, macht ſich ſelber ſehr viele Mühe ſeinen Blocksberg mit dem Schein deſſen auszurüſten, was den Parnaſſus des Apollo herrlich macht. Denn er hat eben ſo viel Ehrgeitz, als Ungeſchicklichkeit. Wiewol es ihm nicht weiters glücket, als etwas von dem äuſſerlichen Staate des Apollo nachzumachen, bildet er ſich doch darauf nicht weniger ein, als daß er ſeinen Thron dem Throne des Gottes entgegen geſetzt habe, und daß er ein fürchterlicher Nebenbuhler deſſelben ſey. Alſo hat er auf ſeinen Blocksberg neun Muſen geſetzet, wel-

welche aber keine andern ſind, als die Gei-
ſter von neun alten Weibern, die in ihrem
Leben bald Reimen gehaſchet, bald Hem-
der genähet hatten, und deren Nahmen
wir noch in Lehms deutſchen Poetinnen
aufgeſchrieben finden; ſie heiſſen Dorchen,
Lorchen, Hannchen, Lenchen, Käthgen,
Grethchen, Sußchen, Lieschen, Gund-
chen; die, was ihnen an Witz und Kunſt
abgehet, von hyſteriſchen Dünſten, und
miltzſüchtigen Grillen erhalten. Anſtatt
der Aganippe hat er auf dem Blocksberg
eine milde Schencke von Koſend, Bier,
und Nataſia eröffnet; von welchen man
um etliche elende Groſchen einen Rauſch
trincken kan, der das Geſicht dergeſtalt
ſchärffet, daß man alle Sachen umgekehrt
ſiehet. Es fehlt da auch nicht an einem
Pegaſus, dieſer iſt ein Nachkömmling des
Eſels, den Silenus, des Midas Freund,
vormahls in den mythologiſchen Zeiten ge-
ritten hatte; er hat einen plumpen Gang,
und ſtarcke Knochen, daß er die fetten Kör-
per der Bloksbergiſchen Dichter gemäch-
lich über die harten Straſſen des Berges
fortbringen kan. Die Muſen des Blocks-
berges haben von Midas gemeſſenen Be-
fehl, daß ſie es ſeinen Poeten niemahls an
Wäſche

Wäſche mangeln laſſen, damit ſie den Schweiß abtrucknen, und die Hemder wechſeln können, wenn ſie auf ſeinem Pegaſus einen ſtarcken Ritt gethan, oder ſich aus der Onocrene übergoſſen, haben. Des Königs Midas gröſte Sorge iſt, die Anzahl derſelben auf der gehörigen Summe zu erhalten, weil er ſehr weislich ſchließt, daß er richtig durch die Zahl erſetzen könne, was an Güte abgehen möchte; das wenige Gute von hundert ſchlechten werde zum wenigſten zuſammengenommen ſo viel ausmachen, als ein guter Poet des Parnaſſus nur an ſich allein hat. Er hatte nicht ſobald davon reden gehört, wie Haller den Parnaſſus mit einem kleinen Päckgen Gedichte verherrlicht hätte, ſo ſtellete er dreiſſig * * * ins Feld, die Hallern ſeine Gedichte in Parodien zurück ruffen müſten, aber wie das Echo, nichts weiters davon ausſprechen konnten, als die letzten Sylben und Worte ſeiner Verſe. Dennoch vergönnet er nicht einem jeden, der ſich darum bemühet, den Zutritt auf den Berg; es muß einer zuerſt die gehörige Geſchicklichkeit erzeiget haben, die Barbarie zu befödern; er läſt keinen den Berg betreten, den er nicht durch ſich ſelbſt

ſelbſt kennen gelernet, und der von ſeinem Unwitz nicht öffentliche Proben abgeleget hätte. Insgemein wartet er nicht, bis man ſich bey ihm um die Aufnahme angiebt, ſondern er durchläuft mit ſorgfältiger Aufmerckſamkeit alle Schlupfwinckel, Bierſchencken, Dorfkirchmeſſen, und Magiſterſtuben, diejenigen aufzuſuchen, welche die meiſte Hoffnung von ſich blicken laſſen, daß ſie es in den poſſierlichen Schreibarten weit bringen werden. Er hat zu dem Ende ſeine gewiſſen ſcharffſinnigen Prognoſtica und Merckzeichen, welche ihn niemahls betriegen; ſolche ſind, tief hernieder hangende Ohren, pinguis aqualiculus propenſo ſeſquipede extans, gähnen, rahren, gruntzen, mit der Tabacksdoſe oder der Canne tändeln, Fliegen ſtechen, und dergleichen. Aber er hat noch tiefſinnigere Merckmähler, die ihn überdies entdecken laſſen, was vor eine natürliche Tüchtigkeit einer zu einer beſondern Schreib- oder Dicht-Art empfangen habe. Er hat Collingers ſeltenen Geſchmack in der Eintheilung und Anordnung eines Gedichtes vorher errathen, als er ihn in ſeiner Kindheit harte Eyer, Strumpfbänder und Raupenneſter in einer Schüſſel auftragen ſehen;

und

und er hat Rollhaſens Talent, aus zwo Tragödien die dritte herauszuziehen, ſo gleich geſchloſſen, als er ihn angetroffen, da er aus Kupferſtücken hier eine Figur und dort eine herausſchnitt, und in einer neuen Verknüpfung auf einem Caffeebrette wieder zuſammen leimete. Er iſt auf dieſe Vorbedeutungen ſehr aufmerckſam, damit er einen jeden in der Gattung brauche, für welche er das beſte Geſchicke hat. Er überläſt es nicht der Wahl ſeiner Scribenten, in welcher Dichtart ſie ſchreiben wollen, ſondern er macht die Wahl ſelber, und regiert ihre Studien.

Es ſind noch nicht viel Jahre, daß er einen jungen Knaben wahrgenommen, der kleine ſpitzige Pfeilgen von Leime drehete, und wann er ſie an der Sonne gehärtet hatte, auf einem Flitſchbogen abſchoß. Seht da, ſagte er gleich bey ſich ſelber, ein glückliches Ingenium zu einem Epigrammatiſten! er wird ein Epigramma eben ſo fein zu ſpitzen wiſſen, als dieſe leimenen Pfeilgen, und deſſelben Stacheln werden eben ſo unſchädlich ſeyn, als dieſe; wenn ſie gleich treffen, werden ſie nicht verwunden. Die Liebe, die wir dem Nächſten ſchuldig ſind, läſt uns nicht zu, ihn zu beLei-

leidigen. Man muß ſich hüten, ihn ſo grob zu drücken, daß er davon Schmertzen empfindet.„ Er empfahl ſeinen Muſen, daß ſie ihn mit ſchmalem Bier ernähreten, bis daß er Ratafia ertragen möchte. Einige Zeit hernach bemerckete er einen andern, der einen Kupferſtich von le Bruns Schlacht Alexanders mit Porus, mit Waſſerfarben ſo ſtarck beſudelte, daß Licht, Schatten, Vorgrund und Verſchieß darunter verdecket ward. Ich halte davor, ſagte Midas, wenn meine Muſe Lischen dieſen Knaben drey Jahre lang mit Grütze und Pflaumenbrey unterhalten würde, daß er ein trefflicher Ueberſetzer werden könnte. Er würde die Gemählde ſeines Originals ſo ſtarck überſtreichen, daß ſie ſein eigen werden würden, und man die Urbilder unter den Nachbildern verliehren würde. Die Muſe nahm ihn alſobald zu ſich, und er iſt jezo bey allen Einwohnern des Berges unter dem Nahmen des deutſchen Maro bekannt, weil er deſſen Aeneis in deutſche Farben mit ſo freyer Hand umgemahlet hat, daß die Mahlerey des Römiſchen Poeten darunten verſuncken iſt.

Midas hatte neulich vernommen, daß ein leichtſinniger Frantzoſe, Nahmens Voltaire,

taire, ein paar Trauerſpiele verfertigt hätte, welche auf dem Parnaſſe des Apollo ein ungemeines Aufſehen machten, und daß das Lob dieſes tragiſchen Poeten in allen Höhen und Thälern ſelbiges Berges erſchallete. Es that ihm weh, daß er nicht auch einen ſolchen Tragödienſchreiber auf ſeinem Berge haben ſollte. Daher ließ er alſobald auf dem Berge ausrufen, er würde denſelben Tag einen Voltair creieren, wer Anſprache auf dieſen Nahmen machen dürfte, ſollte ſich in ſeiner Celle einſtellen. Dieſer Nahme war in den Ohren der Einwohner des Blocksberges fürchterlich, und es ſtelleten ſich nicht mehr als ſechs ein, die das Hertz hatten, Anſoderung darauf zu thun. Ein jeder von denſelben ſtellte dem König Midas die Urſache vor, welche ihn ſo beherzt machte, daß er dieſen Nahmen begehren dürfte. Einer ſagte, daß er die Skene niemals leer gelaſſen; ein anderer, daß er zuerſt eine Trommel in das Trauerſpiel gebracht; der dritte, daß er dem Cato die Perrücke abgenommen; der vierte, daß er das edle du in das Trauerſpiel eingeführt; der fünfte, daß er die Gleichniſſe aus dem Trauerſpiel verbannet hätte; der ſechſte, daß er in ein

Trauer-

Trauerſpiel keine Charakter brächte. Ein jeder hatte ſeine Verdienſte. Midas hatte Mühe zu beſtimmen, welcher von ihnen dem Trauerſpiele den gröſten Nutzen gethan. Nachdem er dreymal gegähnet, und dreymal ſeinen Schmerbauch geſtrichen, that er den Ausſpruch für den ſechſten. Ein Trauerſpiel ohne Charakter dünckete ihn ein ſo wunderbares Werck, als eine Glocke ohne Klöppel wäre. Der Poet, der die Charakter aus der Tragödie ausgemuſtert hatte, war eben Rollhafen, der ſich ſeit derſelben Zeit aus Midas Gnade Voltaire genannt hat.

Indem Midas begriffen war, einen Voltaire zu machen, hörete man hinter ſeinem Rücken ein wildes Getümmel; zween fette Bacchanten von Midas Lieblingen warffen mit Schmähungen und Scheltworten flieſſend und gründlich um ſich. Der eine war der deutſche Maro von Regenſpurg; der andere war ein Doctor von Straßburg, Nahmens Stör. Dieſer hatte einen Platz auf dem Blocksberge verdient, weil er die Einwohner des Berges in unſern letztern Zeiten die Logogriffen wieder ſchätzen gelehrt, deren Würde gänzlich in Verachtung gekommen war; er

hatte gewieſen, daß ſie eine verſtandſchärfende Arbeit reindenckender und ſcharfſinniger Männer wären, daß ſie mancherley wichtige Begriffe von einer Sache zu erlangen dieneten, und zugleich zu einer reinen und reichen deutſchen Schreibart hülffen, deren Reichthum und Reinigkeit ſie immerfort deutlicher an den Tag legeten. Der König Midas hielt dieſe Manier den Verſtand zu ſchärffen für eben ſo gut, als das Chartiludium logicum des Doctor Thomas Murners, darinnen dieſer jungen Leuten die Vernunftlehre im Chartenſpiele binnen Monatsfriſt beybringen wollen. Ihr Streit war, welchem von beyden, dem Murner, oder dem deutſchen Maro der Ruhm gebührte, daß er die Aeneis häßlicher verſtellt hätte. Maro redete pro domo ſua. Stör verfocht ſeinen Landsmann, den Murner, eben den Verfaſſer des Chartiludii logici, mit welchem ſein Geiſt ſympathiſirte.

Midas befahl, daß die beyden Kämpfer ihre Anſprache vor ihm vortragen ſollten. Sie thaten es mit groſſer Lebhaftigkeit der Hände und Füſſe, und wuſten den ſchwächeſten Gründen mit Geſchrey und rumoren das mangelnde Gewicht zu

er-

ertheilen. Stör hielt ſich hauptſächlich dabey auf, Murner wäre der erſte geweſen, der die kühne Hand an die geheiligte Aeneis geleget, und ſie auf den Blocksberg herunter gezogen hätte. Er hätte den Angriff gethan, und zuerſt gewieſen, daß Virgil überwältiget werden könnte; der Blocksberg hätte ihn jetzo zwey bis dritthalbhundert Jahre für den Römiſchen Virgil angeſehen, und er wäre ſo lange in dem Beſitze ſeiner deutſchen Aeneis ungeſtört geblieben; Murner hätte das Zeichen des Midas und ſeiner Mutter der Dummheit auf alle ſeine Verſe, auf Sylbenmaß, Reimen und Sprache gepräget; der Regenſpurgiſche Virgil hätte ſich erſt an die Aeneis gemacht, da ſie ſchon von ihm zu Boden geleget worden; er hätte nichts weiters gethan, als daß er in Murners Fußtapfen getreten; das poſſierliche Weſen in der Schwarzias wäre noch zweydeutig, und für den gemeinen Hauffen zu unergründlich, er hätte die Regeln der critiſchen Reinigkeit allzugenau beobachtet, ſo daß die Feinde des Königs Midas daher Anlaß nähmen, ſie dem Parnaſſus und den Muſen des Apollo zuzueignen. Der gröſte Feind des Blocksbergs, der ein-

zige Mann, der bisdahin die Herrſchaft des Apollo noch vor dem völligen Sturtz erhalten, hätte ſie adoptirt, und in einem eigenen Empfehlungsſchreiben der ſtudierenden Jugend für ein Muſter einer reinen Poeſie angeprieſen. In der That hätte ihr Verfaſſer ihr zu vielen Klang beygeleget, und damit das Leben wieder gegeben, das er ihr durch den platten Ausdruck zuvor genommen hätte.

Maro ſagte hingegen: Das Poſſierliche in Murners Aeneis wäre vielmehr ſeinen Zeiten und ſeiner Sprache zuzuſchreiben, als ihm, ſeine Sprache und Reimart wären poſſierlicher als ſeine Vorſtellungen; er hingegen hätte das Luſtige in die neue Aeneis gebracht, er wäre der Urheber deſſelben; er hätte die Pracht des Originals in den reinſten Verſen und der zierlichſten Sprache verderbet; Murner lieſſe noch hier und dar etwas von Virgils Licht und Nachdruck vermercken, und wenn ſeine veralterte und harte Sprache in die jezige überſetzet würde, ſo würde das Poſſierliche öfters verſchwinden. Er wollte nur zu einem Exempel die Beſchreibung von des Aeolus Herrſchaft über die Winde anziehen, welche nach Murner alſo lautete: „In-

„ dem

„ dem Juno viel dergleichen Dinge mit „ zornigem Hertzen betrachtete, kam ſie „ geſchwinde in Aeolien, darinnen viele „ ſtrenge Winde ſind. Sie fand den Kö„ nig auf einer Höle, die voll ſolcher ſtar„ ken Winde war. Einer rang da mit „ dem andern. Sie ſtritten um den „ Ausgang, und ergrimmten ſich unter „ einander. Aeolus ſaß mit dem mäch„ tigen Königsſtabe auf dem Berge, er „ konnte ihnen den Zorn abnehmen, ſie „ fangen und binden, und ihnen allen „ das Hertz begütigen. Wo er den „ Strauß der Winde nicht wendete, und „ ſie mit Gewalt heraus kämen, ſo zücke„ ten ſie die hohe Luft, und alle Meere „ dahin, und keine Wehre würde da hel„ fen. Dieſes hatte der ewige Gott be„ ſorget.„ Dieſes wäre nicht die Sprache eines Poeten vom Blocksberge, ein ſolcher würde wenigſtens geſagt haben: Aeolus hätte das Brüllen der Winde erſtlich gefeſſelt/ und hernach geſtillet; nachdem er ſie geſtillet, wäre nichtsdeſtoweniger noch ein groſſes Murmeln um den Berg gewesen, welches von einem kleinen Verdruß entſtanden wäre, daß er ſie ſtille ſeyn geheiſſen. Dennoch ſey Aeolus auf ſeinen

Thron geſeſſen, habe des Zepters Gold regiert / und dieſes letztere Brauſen der Winde auch gehemmt; denn ſie hätten ſonſt mit ihrem Sauſen, Wolcken, Erde, und Meer mit ihnen durch die Luft geführt ꝛc. Erſt dadurch wäre Virgils Aeneis auf den Kopf geſtellt, und in einen abentheurlichen Klumpen geworffen worden. Was den Kunſtrichter aus dem Pleißathen anlangete, ſo hätte der Blocksberg keinen beſſern Freund als denſelben, wiewol er ſich anſtellete, als ob er von deſſen ärgſten Feinden wäre, damit die unſchuldigen Jünglinge ſich ihm deſto lieber vertraueten. Midas, wenn er wollte, könnte ſagen, wie ſo treffliche Dienſte er ihm gethan hätte.

Sie brachten zu beyden Seiten noch mehrere Sachen an. Als Midas jetzo den Entſcheid thun ſollte, zückte er ſich bey einem von ſeinen langen Ohren, und ſagte, daß jeder von den beiden Rednern ihn ſo lange überzeuget hätte, als ſie geredet, ſeitdem ſie aufgehöret, könnte er ſich nichts mehr erinnern; und wenn ers könnte, ſo lieſſe die Höflichkeit ihm nicht zu, zwiſchen zwey ſo verdienten Männern ein Urtheil zu fällen, vornemlich da der eine noch lebete. Seine

Mei-

Meinung wäre, daß für dieſesmal jedermann ſollte zum Abendeſſen gehen: Auf den morgenden Tag aber ſollten Maro und Stör jeder auf einem Eſel auf den Platz kommen, deſſen Eſel dann zuerſt anfienge rahren, der ſollte den Vorzug haben; auf dieſe Art wollte er den Ausſpruch der Stimme der Natur überlaſſen.

Jedermann verwunderte ſich über dieſen unerwarteten Vorſchlag, der an dem willkürlichen Meiſter des Blocksberges eben ſo viele Beſcheidenheit als Witz zu erkennen gab.

Stör erwartete den folgenden Tag gantz geruhig, es dünckete ihn, daß das Schickſal der Aeneis ſeines Freundes, des Doctor Murners, in guten Händen stühnde, nachdem es einem Eſel auszuſprechen überlaſſen war. Maro war ſchon unruhiger, er ſchlug ſich in ſeinen Gedancken, ob nicht Mittel zu finden wären, ſeinem Eſel den Mund zu eröffnen, und erinnerte ſich glücklich der Liſt, womit Darius den perſiſchen Thron erhalten, als die Satrapen die Königswahl auf das Wiehern ihrer Hengſte ankommen laſſen. Er führte bey der Abend-Dämmerung ſeinem Eſel, auf dem Platze, wo der Aufritt geſchehen ſollte, eine Eſelin zu:

Reſpectueux temoin de ſa noble tendreſſe,
Miniſtre de ſa joye.

Des folgenden Tages, als Midas mit ſeinen Muſen ſich auf eine Bühne geſetzet, und ihre Dichter ſich vor derſelben in einen halben Zirckel geſtellet hatten, kamen auf ein Zeichen Stör von einer, und Maro von einer andern Seiten daher geritten. Störs Eſel trat mit groſſer Gravität und Ehrbarkeit demiſſis auriculis auf, und ſchien ſich vor der anſehnlichen Verſammlung zu ſcheuen, ohne daß er einen Ton von ſich gegeben hätte; Marons hingegen hatte den Platz, worauf er ſtuhnd, nicht ſo bald erkennet, ſo fieng er mit ungebehrdigen Stellungen an, den Hals empor zu tragen, und ſeine ſcharffe Stimme in langen Trillern zu erheben, welches den König, und alle ſeine Leute dermaſſen aufweckete, und mit Freuden anfüllete, daß ſie ihm aus aller Macht entgegen ſchrien, und ihre Stimme mit der ſeinigen vermiſcheten. Der Eſel und die Leute des Blocksberges ſtritten in die Wette, wer die längeſten und ſchärffeſten Triller machen könnte. Durch dieſen unbetrüglichen Ausſpruch bekam Marons Aeneis den Vorzug

vor

vor Murners, und in dieſem Anſehen hat ſie ſich bis auf den heutigen Tag erhalten.

Midas war über den glücklichen Ausgang gantz luſtig geworden, er ließ denſelben Tag die Onocrene ohne Entgeld flieſſen, und theilete anſehnliche Gunſt- und Gnaden-Zeichen unter diejenigen aus, die ſich einiger beſonderer Verdienſte um den Blocksberg rühmen konnten. Einem, der Voltairs Alzire geſchwächet hatte, gab er ein Vexierſpiegelchen mit zinnenen Rahmen; einem andern der Opitzen des Jüdiſch-deutſchen verdächtig gemacht, ſchenckte er eine wöllene Perrücke; einer der des Taſſo befreytes Jeruſalem zum Gebrauche des Blocksberges zurichtete, bekam eine Maultrommel; ein anderer, der den Hrn. von Beſſer nach ſeinem Tode verläſtert hatte, kriegete eine Hechel für weiſſe Rüben. Stör, der ſich des alten Murners ſo eifrig angenommen hatte, ward mit einer Haſelnuß, darinnen 24 kleine Würſelgen, auf deren jedem ein Buchſtabe des a b c eingeſchnitten war, wieder erfreuet. Er gieng mit den andern pfeiſend und lobſingend davon, ſie dünckten ſich gröſſer, als Mevius und Bavius, und thaten Gelübde, daß ſie in dem Dienſte des König Midas

Midas bis auf die lezten Hefen ihres Gehirnes vergieſſen wollten.

Miſodem.

Das ſechs und neunzigſte Blatt.

- - - Nec ſi quid honeſti eſt
Jactat, habetque palam, quærit quo turpia celet.
HOR. SAT. II. L. I.

Ich hoffe, meine wochentliche Blätter, in welchen ich mich ſelbſt mit meinen innerlichſten Empfindungen und geheimſten Gedancken öffentlich zu erkennen gebe, werden mir abſonderlich dazu dienen, daß eine Tochter, der ich etwann künftig mein Hertz antragen werde, nicht in der Perſon irren, und keine Urſache haben wird, mir einſt, wenn wir durch ein unauflößliches Band verknüpfet ſeyn werden, mit Recht vorzuwerffen, ſie habe mich für einen andern genommen, und Eigenſchaften bey mir erwartet, die ich niemals an mir gehabt habe. Darum wird auch eine von meinen erſten Fragen ſeyn, eh ich meinen Antrag thun werde, ob ſie den Sitten-

tenmahler geleſen habe. Ich kan dieſes Punktens halber die vorſichtige Aufrichtigkeit eines von meinen Voraͤltern nicht genug loben, der vor etwann 200 Jahren in einem langen Briefe an ſeine Geliebte, ihr ſeine gantze Perſon mit ihrem koͤrperlichen und geiſtlichen Vermoͤgen auf das ſorgfaͤltigſte beſchrieben hat. Ich will den Inhalt davon, als eine fremde moraliſche Zeitung zur Nachahmung in der heutigen Schreibart vortragen.

* * *

Die heutigen Zeiten ſind ſo verderbt, daß einer unſchuldigen Tochter billich auch dasjenige verdaͤchtig wird, was ihr in der groͤſten Aufrichtigkeit geſchrieben wird. Ich haͤtte mir darum ein Bedencken gemacht, an ſie zu ſchreiben, wenn ſie mich nicht ſeit etlichen Jahren kennete, und nicht wuͤſte, daß mein Hertz keinesweges faͤhig iſt, eine tugendliebende Tochter zu betriegen, am allerwenigſten ſie, die ich wegen ihres ſchamhaften und jungfraͤulichen Betragens vor allen andern ehre und liebe. Vielmehr ſind mein Hertz und meine Gedancken nur darauf gerichtet, und deſſen nehme ich den Gott des Himmels und der

Erden

Erden zum Zeugen, daß ihre Tugend und ihre Wolfahrt vollkommner werden. Derowegen kan ſie dieſen Brief ohne Beſorgniß in aller Stille leſen, und fleiſſig bey ſich überlegen, maſſen an dem Gewerbe, das er in ſich hält, nicht wenig gelegen iſt.

Wiewohl man in allen Ständen tugendhaſt leben kan, ſo giebt doch der ehliche Stand tugendhaften Gemüthern den beſten Anlaß ihre Liebe, Gütigkeit, Gedult, Hoffnung, an den Tag zu legen. Damit ich nur von der Liebe rede, ſo hat je eins am andern einen beſtändigen Gefährten, der Gutes und Böſes mit ihm gemein hat. Wie ein Gliedmaß mit dem andern verbunden und ihm behilflich iſt, ſo iſt auch hier eine bereitwillige Dienſtfertigkeit, und eine unzertrennliche Einigkeit, ſo daß auch im Leiden ſelbſt ein Vergnügen vorhanden iſt, wenn mans einander tragen hilſt.

Sie wird gedencken, wo ſind ſolche Eheleute, man ſieht doch nichts als Streit unter ihnen? Es giebt deren ohne Zweifel noch viele, und das ſind alle diejenigen, die von ſtillem und gelaſſenem Hertze ſind, und mit Gott wohl ſtehen. Wenn Streit in dem ehlichen Leben iſt, ſo iſt es nicht des Ehſtandes, ſondern der Menſchen Schuld.

Die

Die meiſten Ehen werden allein um des Guts willen bezogen, oder aus Holdſchaft, das iſt, aus Unſinnigkeit. Darum iſt nach den Küſſewochen kein Friede mehr. Wie wenige haben bey ihrer Verlobung Liebe, Tugend und Gottesfurcht vor Augen? Was kan aber da gutes ſeyn, wo Gott nicht iſt? Reichthum und Wolluſt ſind ohne Gott die Hölle auf Erden, und dorten die ewige Verdammniß. Dieſe irdiſche Hölle iſt eine gerechte Strafe des verderbten Hertzens, denn denen, die mehr auf Stoltz und Ueppigkeit, als auf Tugend und Demuth ſehen, geſchieht gantz recht, daß ſie ihr Leben unter murren und zancken zubringen müſſen.

Nachdem ich bey mir ſelbſt ſeit drey Jahren dergleichen Betrachtungen gemacht, habe ich leicht urtheilen können, daß es mir nicht wohl anſtehen würde, meine Lebenstage unverehlicht zu bleiben. Auch haben mirs wackere Herren, die mir zu befehlen haben, mißrathen. Ich habe darum meine Gedancken auf ſie gerichtet, daß ich ſie mir zu einer eintzigen und ewigen Gefährtin erwehlete. Man hat mir zwar von einer andern reden wollen, welche über meinen Stand iſt, und der ich nicht

nicht würdig bin: Aber mein Hertz hat dem niemahls Gehör gegeben; ſie, Wehrteſte, iſt die eintzige, die es ſich erwehlt hat; und dieſe Wahl iſt auf ihre Reden und ihr Betragen gegründet, welche mir zu erkennen geben, ſie ſey eine ſolche, in welcher Tugend und Gottesfurcht ſey, und mit der ich in Glück und Unglück leben wollte. Nun kömmt es hier wohl darauf an, daß Gott uns für einander geordnet habe, doch beruht es auch gewiſſermaſſen an ihrem Willen. Ich habe das beſte Vertrauen, daß es Gottes Wille ſey, und ſchreibe nun dieſe Zeilen an ſie, damit ich von ihr vernehme, was ihre Meinung hierüber ſey; und vornehmlich, ob ihre Umſtände es zugeben, daß wir dieſen liebreichen Stand mit einander beziehen. Da ich dieſes von ihr verlange, wäre es eine Unbillichkeit an mir, wenn ich ihr nicht von meinen Umſtänden die genaueſten Nachrichten gäbe. Ich will ihr darum alle mein Thun und Laſſen erzehlen, und dabey hoffen, wofern ſie ſonſt einigen Willen zu mir hat, werde ſie ein gleiches thun, und aufrichtig mit mir handeln.

Was nun erſtlich meine Neigung zu ihr anlanget, hab ich ſchon geſagt, daß ich

ſie

ſie allen andern vorziehen würde, wofern uns keine Ungleichheit im Wege ſtühnde, denn es iſt billich, daß gleiches zu gleichem komme. Die Gleichheit beſteht aber nicht im Adel oder Reichthum, ſondern vornehmlich im Gemüthe. Von meinen Aeltern darf ich nicht viel Worte machen, ſie ſind ihr bekannt; mithin würde ſie mehr auf mich ſehen, ſie würde mich heurathen, und nicht ſie, doch ſind ſie fromme rechtſchaffene Leute. Ferner bin ich nie geweihet, ich bin keinem Herrn leibeigen, und niemandem zu Frondienſten verbunden. An allen Orten, wo ich geweſen bin, habe ich mich ſo aufgeführt, daß ich daſelbſt allemahl wieder willkommen ſeyn werde. Meine Geſundheit iſt durch Gottes Güte ſo wohl befeſtiget, daß ich in zwantzig Jahren keine ſchwere Kranckheit gehabt habe. Vielweniger bin ich dem Podagra, der Waſſerſucht, der fallenden Noth, oder dergleichen unterworffen. Wohl habe ich vom Studieren ein ſchwaches Geſicht, und zuweilen Kopfſchmertzen; dahin gehört auch, daß ich etwann vom Jachzorn überfallen werde; ich kan aber wohl nachlaſſen, und bin nicht gehäſſig. Weiter, ich habe keine böſe Geſellſchaft an mir, ich habe nicht ge-

lernt ſpielen, ich kan nicht ſaufen, und vor rauffen und balgen habe ich einen Abſcheu, ich bin kein Buhler, und ſtelle eben in den Ehſtand, damit ich keiner werden dürfe. Ich habe kein Kind, oder jemand andern, den ich ernähren müſte. Ich weis von keiner Liebſten, und ſie darf nicht förchten, daß ſie mir würde unwerth werden. Meinem Bruder und mir hat unſer Vater alles vermacht; iſt ungefehr etwas mehr als 1400 Pf. doch mit der Bedingung, daß wir der Mutter keinen Mangel laſſen ſollen. Er gehet an 60 Jahre, und die Mutter iſt über 55. Daneben habe ich mein gutes Gehalt in unſerm Kloſter, und werde als einer von dem Convent tractirt. An dieſen Ort wollte ich ſie zu mir nehmen.

Doch dieſes Gehalt und meine übrige Habe könnten mir durch Unglück genommen werden. In dieſem Fall habe ich einen ſichern Schatz, der iſt Gott, der hat mir Wiſſenſchaft gegeben, wenn ich dieſe wohl anwende, kan mir wahrhaftig nichts fehlen, wiewol es fern von mir ſey, daß ich die Gaben Gottes verkauffen wolle. Inzwiſchen dencke ſie nicht, daß ich ſie mit meinem Reichthum anlocken wolle. Wer auf Reichthum vertraut, der hat Gott nicht

im

im Hertzen. Wenn ſie denn nur auf meinen Wolſtand ſehen, und die Gedancken nicht auch darauf richten wollte, daß Gott uns künfftig Noth und Unglück ſchicken könnte; wenn ſie ſich in ſolchem Fall nicht an Gott laſſen dörfte, ſo muß ich ihr ſagen, daß ich wenig Zuneigung zu ihr haben könnte. Wollte ſie dann ungedultig werden, und nur ſüſſes bey mir ſuchen, und das ſaure nicht auch annehmen, ſo wäre das ungereimt. Es ſoll ein Leib, eine Freude, und eine Trauer ſeyn. Ich wollte das gerne mit ihr haben, was ſie mit mir. Sie muß nicht übel nehmen, daß ich ſo frey rede. Man muß ein Ding heraus ſagen, damit nicht aus dem Verſchweigen ein Uebel erwachſe. Ich wollte ihr nicht gern etwas verweiſen, wenn es zu ſpäth iſt, und das wollte ich auch nicht gerne von ihr haben. Hier, da man in das lange Jahr dinget, wäre eine höfliche Heucheley zu verderblich. Wenn einer nur ein Pferd kaufen will, ſo beſichtiget er es mit allem Fleiſſe: wie vielmehr muß man hier die Augen aufthun, wo man den Kauf nicht aufſagen kan. Ich ſage darum kurtz, wo das Gemüthe mit Gott vergnügt iſt, und das wenige, das es hat, behalten kan, ſo

überſteht es leichtlich alles Unglück, und bekömmt Ehre und Gutes genug: wo das nicht iſt, da werden auch groſſe Erbgüter mit Schand und Schaden verthan. Zu dem obigen ſoll ſie noch wiſſen, daß ich in keinen groſſen Schulden ſtecke, oder mich für andere verbürget habe: Ich wollte alle meine Schulden mit einem Gulden bezahlen. Um Kleider darf ich auch ſobald nicht ſorgen, ich wollte die, ſo ich gegenwärtig habe, nicht um 30 Gulden geben. Ich entdecke ihr meine Umſtände deſto weitläuftiger, damit ſie keinem Betrug bloß geſtellt werde. Wofern uns denn Gott Kinder beſcheerete, und uns das Leben gönnete, ſo wollten wir ſie zu frommen und redlichen Leuten erziehen: wofern wir aber davon müſten, ſo wüſten wir, daß Gott ſie nicht verlaſſen würde, er, der doch ſo viele verächtliche Thiere ernähret. Aber, warum mache ich ſo viele Worte? Der gröſte Schatz, der gewiſſeſte Schatz, den ſie bey mir antreffen wird, iſt Gottesfurcht, Liebe und Freude; die ich ihr mit aller meiner Arbeit, Ernſt und Fleiß dermaſſen bezeugen würde, daß uns an Glücksgütern nichts mangeln könnte. Sie ſieht alſo, wie ſie mich haben würde, wenn ſie das ſaure,

ſo wohl als das ſüſſe mit mir annehmen wollte. Zur Nothdurft ſollte uns nichts gebrechen, käme dann auch Reichthum hinzu, wie denn Gott niemandem ſolchen abgeſchlagen hat, ſo wäre der uns zur Verwaltung anvertrauet.

Wie ich nun bisher mein Gemüthe, mein Thun und meine Umſtände nach der Wahrheit beſchrieben habe, ſo verlange ich jetzo von ihr, daß ſie mir hinwiederum von ihrem Hertzen und ihrem Zuſtande umſtändlichen Bericht gebe; mündlich oder ſchriftlich, wie es ihr gelegen iſt: Mit einem Worte, ob ſie unter meinem Schutze in Wohl und Wehe mit mir leben wollte; ob ſie ohne Gewiſſenszweifel aus dem Kloſter gehen könne; ob ſie einen Willen habe, einer Haushaltung vorzuſtehen; ob ſie von geſunder Complexion ſey; ingleichem, ob und wie weit ſie ſich gegen ihre Mutter und ihren Bruder verpflichtet habe. Ich bitte ſie, daß ſie mir alles ſo aufrichtig offenbare, wie ſie ſieht, daß ich es ihr geoffenbaret habe. Sie nehme ſich aber wohl in Acht, daß ſie nichts aus blinder Regung thue; ſie rede frey heraus, und ſchäme ſich nicht; es iſt nichts ſchändliches, und ſie ſagt es niemandem als mir. Ich habe

ihr doch zuerſt getrauet, und ihr alle meine Heimlichkeiten entdecket. Sie wiſſe auch, daß ich ſie bey ihren Worten nicht faſſen will, gleichwie ich mich auch hiermit nicht will verredet haben. Dieſes Schreiben ſoll eine unverfängliche Unterredung ſeyn; das Briefſchreiben iſt dazu erfunden, daß man allen Betrug dadurch verhüte, darum ſoll ein Brief nicht ſelbſt betriegen oder erwiſchen. Wir wollen erſt dann verbindliche Worte geben, wenn wir hören, was jedes vor einen Willen zum andern hat, und ob wir für einander ſeyn. Sie hat nun in obigem meine Gemüthesgedancken erſehen, und kan alſo hiervon urtheilen. Ich erwarte dieſes von ihr. Sie wird ſich zwar, wie ich wohl gedencken kan, hinter dieſer Sache fürchten, ſie wird meinen, ſie ſey nicht weiſe genug auf einen ſolchen Vortrag zu antworten; und dieſes könnte ſie leicht verleiten, daß ſie aus Furcht und Scham etwas entſchlöſſe, welches ſie nach der Zeit übel gereuete. Derowegen bitte ich ſie, wohl zu betrachten, daß alles, was ich ihr, mich betreffend, ſchreibe, die baare Wahrheit iſt; und was ſie anbelanget, da weiß ſie ſelbſt am beſten, was ſie em-

empſindet, wie es mit ihr beſchaffen iſt, und was ſie thun darf. Warum wollte ſie denn andere Leute um Rath fragen? Sie leſe meinen Brief drey oder vier mal; dann berathſchlage ſie ſich mit ſich ſelbſten. Niemand iſt ſchuldig mehr Sorge für ſie zu tragen, als ſie ſelber. Sie wird ihr ſelber einen Mann nehmen. Es iſt alleine um ſie zu thun. Wenn zwey einander nicht kennen, und ihre Umſtände und Gemüthesarten nicht wiſſen, dann müſſen ſie wohl Rath ſuchen. Sey ſie doch nicht ſo unbeſonnen, daß ſie aus Blödigkeit ſich übereile. Ich kan mir wohl vorſtellen, daß ſie ſich in dieſer Jugend fürchte, und dencke, ſie wolle nicht aus dem Kloſter, ſie wolle beſtändig unverehliget bleiben. Allein nehme ſie ſich wohl in Acht, das wäre eine Uebereilung / die ſie in kurtzem reuen könnte. Bedencke ſie vielmehr, daß ſie jung iſt, daß Gott ihr einen wolgewachſenen Leib gegeben, ohne Zweifel nicht darum, damit ſie lebenslänglich eine Jungfrau bleibe, und keine Frucht von ihr komme. Sie überlege dieſes bey ſich ſelber, und laſſe die Welt reden, was ſie will. Betrachte ſie, zu was vor einem Endzweck ſie erſchaffen worden, daß ſie

nicht lange auf dem Erdboden ſeyn wird. Warum wollte ſie beſtändig in der Einſamkeit ſchmachten? Sage ſie mir, meine Wertheſte, wenn ſie es weiß, warum ſind die Frauenklöſter anfänglich erbauet worden? Wahrhaftig nicht darum, damit man darinnen junge Töchter, die zu andern Dingen gut ſind, unterhalte, ſondern für alte, arme und krancke. Sie iſt für das Kloſter zu jung und zu munter.-- Hierbey gedencke ſie auch, was vor ein liebes göttliches Ding es iſt, wenn zwey eines ſind, wenn eines dem andern wohl will, und ſie ſich wohl mit einander betragen. Das alles ſchreibe ich ihr zu gut, damit ſie nicht aus Furcht oder Scham ſage, was ſie nicht im Hertzen hat. Wer weiß, ob ihr nicht Gott um ihrer Furchtſamkeit wegen durch mich dieſe Gelegenheit eröffnet hat, daß ſie ſich offenhertzig gegen mir erklären kan, damit ſie nicht ihr junges Leben in dem Gefängniß zubringen müſſe. Es iſt kein kleines Stücke der Weisheit, daß man Gelegenheit und Zeit in Acht zu nehmen wiſſe, weil dieſelben nicht ſo leicht wiederkommen, wenn wir ſie vorüber gehen laſſen. Doch will ich ihr hiermit die Sache weder beliebet noch verleidet haben; nur beſinne ſie ſich wohl

und

ynd habe Gott und ihr Beſtes vor Augen; dann thue ſie, was ihr Gott eingiebt; ſie wird mich mit einer abſchlägigen Antwort nicht erzörnen. Nur bitte ich um der aufrichtigen Liebe willen, die ich zu ihr trage, daß ſie mich in ſolchem Fall in dieſem kleinen Stücke ehre, und dieſes Schreiben niemandem zeige, auch niemanden ein Wort davon ſage, ſondern es mir wieder zuſtelle. Sie betrachte, daß ich ihre Ehre, und nicht ihre Schande geſucht habe. Weil ich ihr bey mir ſelbſt alle Ehre und alles Gute zugetrauet, ſo habe ich ſchriftlich mit ihr handeln wollen. Ich habe auch keinem Menſchen davon geſagt, und würde es auch noch eine Zeitlang anſtehen laſſen, wenn ſie mir eine willfährige Antwort ertheilete. Ich hätte zwar lieber eine perſönliche Unterredung mit ihr gehabt, ich konnte aber keine Gelegenheit dazu ausſinnen. Wären es die andern im Kloſter innen geworden, und wir hätten ihnen den Innhalt unſerer Unterredung nicht vertrauet, ſo weiß ſie ſelber am beſten, daß ſie ihr deßwegen feinde geworden wären. Darum habe ich die Sache ohne Unterhändler ausführen, und ihrer und meiner verſchonen wollen; ihrer, damit ſie nicht in üble Nachrede käme; mei-

ner, damit, wenn mir mein Vorhaben nicht geriethe, diejenigen nicht triumphirten, welche ich nicht habe nehmen wollen. Sie ſchone darum meiner, wie ich ihrer geſchonet habe. Sie erinnere ſich, daß nichts verſchwiegen bleibt, was über den andern Mund kömmt. Wenn ich aber ihre Einwilligung hätte, ſo wollte ich mich ſchon bey ihren Anverwandten durch ſolche angeſehne Männer anmelden, daß ſie mich nicht abweiſen dürften. Doch ohne ihren Rath würde ich nichts vornehmen. Sie vergeſſe nicht mir zu ſchreiben, wie ſie mit ihrer Vorſteherin daran iſt. Ich hielt davor, was ich nicht ſelbſt bey ihr vermöchte, das würde niemand für mich zuwegebringen. Ich habe die beſte Hoffnung zu ihr; wenn ich mich deßfalls nicht betriege, ſo behalte ſie dieſen Brief beſtändig bey ihr, damit ſie ihn bey ſich habe, wenn wir zuſammenkommen. Sie ſchiebe doch ihre Antwort nicht lange auf. In allem geſchehe Gottes Wille, er erleuchte ſie, daß ſie erwähle, was zu ihrem beſten dienet. Montags nach Michelis 1527.

Sie kennet meine Hand, ſo daß ich meinen Nahmen nicht vollends unterſchreiben

darf.

darf. Was ich mit ihr handle, iſt Wahrheit und Aufrichtigkeit. H. B.

Handle ſie nur vorſichtig in der Stille, und ſchweige. Ich habe doch zuerſt ihr getrauet. Gott ſey mit ihr.

Das ſieben und neunzigſte Blatt.

Non ego nobilium Scriptorum auditor & ultor
Grammaticas audire tribus & pulpita dignor.
HORAT. Epiſt. XIX.

Mein Herr!

MAn hat bisdahin geglaubt, daß ihr eure moraliſchen Blätter für die Schweitzer ſchriebet, und daß ihr den Beyfall und den Nahmen, den ihr von eurer Nation erhieltet, für groß und wichtig genug ſchätzetet, euch damit zu vergnügen. In dieſen Gedancken hat man ſich befleiſſet, da man wahrgenommen, daß ihr in unſerer alten, nachdrücklichen, reichen und geſchmeidigen Schweitzerſprache ſchriebet. Es iſt gewiß, daß dieſes zu dem Ruhme eurer Wochenſchrift bey uns nicht we-

wenig beygetragen hat. Ich kan darum nicht glauben, daß es Grund habe, was hin und wieder ausgeſprenget wird, daß ihr ſeit weniger Zeit einen ſächſiſchen Magiſter bey euch im Hauſe habet, welcher eure Auffätze überleſen, und in reines ſächſiſches Deutſch umſetzen müſſe. Man hat in der That in euern letztern Blättern eine gewiſſe Waſchhaftigkeit in Umſchreibungen, in überflüſſigen Hülfswörtern, in unbeſtimmten und ungewiſſen Hauptwörtern, wahrzunehmen vermeint, welche die Rede zugleich flieſſender und matter machet. Was ſollte euch doch vermögen, daß ihr euch in eine Dependentz der ſächſiſchen Sprachrichter ſetzen wolltet? Wahrhaftig, das wäre eine übel angewendete und ſchädliche Gefälligkeit, die ihre Strafe mit ſich ſchleppen würde. Wenn ihr ihre Herrſchaft erkennet, ſo werden ſie euch eines jeden Wortes und einer jeden Ausdrückung wegen, die ſie aus Unwiſſenheit der Sachen nicht verſtehen, einer jeden noch ſo gründlichen Metapher halben, die bey ihnen nicht alle Tage gehöret wird, einer jeden Ellipſis halben, bey welcher doch keine Dunckelheit zu befahren iſt, vor ihr Gerichte ziehen; ſie werden euch die Nahmen eurer eignen Ber-

ge, Gebräuche, Aemter und Sitten verbieten; ſie werden die Gewalt, die ihr ihnen einräumet, mit der Schwere eines Schulzepters ausüben, und euch für ihre Ausſprüche keinen weitern Grund geben, als ihre Ohren, ihre Zungen, ihren Willen. Sollen die ſächſiſchen Schulfüchſe euch verbinden können, euern Kern in ihre Schaalen einzuhüllen? Soll der Lehrer des Schülers Sprache lernen? Iſt das Gewicht der Sachen auf eurer Wagſchaale, was hat es ſich um die leeren Worte zu bekümmern? Sie geſtehen, eure Begriffe, eure Bilder ſeyn vortrefflich, ſie ſeyn neu, und ungeſagt; dennoch thun ſie hinzu: es ſey Schade, daß dergleichen Sachen nicht in reiner ſächſiſcher Sprache geſchrieben ſeyn; und begehren, daß ihr ſie von einem Leipziger umſetzen laſſet. Welche Unverſchämtheit! Und ihr, ſaget man, habet die Schwachheit gehabt, ihnen hierinnen nachzugeben! Iſt es möglich, daß ihr nicht ſeht, was vor einer Gefahr ihr eure genau beſtimmten Gedancken, und lebhaften Beſchreibungen unterwerffet, wann ihr ſie einem deutſchen Magiſter durch die Feder laufen laſſet? Sie werden nach dem Wolklange flieſſen müſſen, der nichts anders, als ein Sauſen

in ſeinen Ohren iſt. Es iſt ſchwer für mich zu glauben, daß er euch in den Nachdruck, die Genauigkeit, und den philoſophiſchen Schwüngen eurer Denckensart werde folgen können, wenn er auch gleich die gewöhnliche Regel ſeiner Landesleute nicht angenommen hätte, daß der Nachdruck dem Wohlklange weichen müſſe. Denn wenn ein ſächſiſcher Magiſter der Künſte ſo frey dencken und ſo kräftig ſchreiben kan, warum thut er dieſes nicht in ſeinen eigenen Schriften? Oder warum giebt ers nicht zum wenigſten in denen Ueberſetzungen zu erkennen, welche in ſo groſſer Anzahl aus dem Frantzöſiſchen in das Deutſche gemacht werden; wo wir insgemein die Kraft, die Geſchicklichkeit, und die Artigkeit des Originales in der Ueberſetzung vermiſſen? Oder glaubet ihr, daß es eine leichtere Arbeit ſey, aus dem Schweitzeriſchen zu überſetzen?

Man ſaget mir, ihr erröthet, wenn man in euren Schriften ein Wort ausſetzet, welches ſeine Deutſchheit nicht mit dem Gebrauche der Sachſen beweiſen kan. Ich habe mich neulich für den Herren von Klinckendorf geſchämt, der dieſes für nöthig gehalten hat. Er hat geglaubt, ſeine

ne Hiſtorie wäre nicht der Wahrheit gemäß geſchrieben, wenn er nicht beweiſen könnte, daß man in der Schweitz das Sächſiſche verſtühnde. Und er beweiſet es mit Holkopfs ehrwirdigen Rapſodien. Man ſage uns doch, worinn der Ruhm beſtehe, in der nervenloſen Sprache der ſächſiſchen Magiſter ſchreiben zu können? Und mit welchem Recht fodern die Sachſen, daß wir uns ihrem Sprachgebrauche unterwerfen ſollen? Iſt unſer Gebrauch nicht von ſo groſſem Anſehen als der ihrige, da doch gewiß iſt, daß er älter iſt, und der urſprünglichen Verfaſſung der deutſchen Sprache getreuer geblieben iſt; welches Goldaſt mehrmahls angemerckt hat, und alle diejenigen wiſſen, die in den deutſchen Schriften der mittlern Zeiten beleſen ſind? Vielleicht gründet ſich die Forderung der Sachſen darauf, daß ſie in ihren Schriften den Unwitz, die Pedanterey, die Schmiererey beſieget haben? Ein reiner Geſchmack, eine verſtändige Urtheilskraft, ein zierlicher Geiſt herrſchet darinnen, das Schöne und das Gute mit dem Gründlichen bieten darinnen einander die Hand? So bin ich unglücklich, daß dieſe herrlichen Schriften

mir

mir noch nicht zu Geſichte gekommen ſind. * Zwey oder drey Wercke ausgenommen / regiert in den andern Schulwitz, unverdaute Gelehrſamkeit, Kaltſinnigkeit ohne Empfindungen, und ſteiffer Verſtand ohne Anmuth. Die Athener, die doch auf ſo viele hundert der bündigſten und zugleich angenehmſten Schriften trutzen konnten, haben ehmals doch nicht begehret, daß die übrigen Griechen ſich ihnen in Anſehung der Sprache unterwerfen ſollten. Wie viel beſſer thätet ihr demnach mein Herr, wenn ihr den Weg zu einer freyen, kurtzen und nachdrücklichen Sprache bähnetet, ohne daß ihr euch an die elenden Wortklaubereyen der Sprachhändler bändet! Alle Verſtändigen würden euch dafür dancken, und die geiſtreichen Sachſen ſelber ſich auf eure Seite ſchlagen. Das iſt gewiß, unſere Poeten und Redner werden ſich umſonſt beſtreben in die Höhe zu ſteigen, ſo lange ſie ſich auf den matten ſchweren und angeſetzten Flügeln der ſchulgelehrten Barden erheben ſollen.

Ich habe ſchon mehrmahls nicht ohne Mitleiden geſehen, wie viele von unſern armen

* Dieſes gilt zum höchſten von 1720.

armen Sprachpolierern ſich gequälet haben ſächſiſch zu ſchreiben, da ſich aber der Schweizer in allen Perioden mit eingeſchlichen hat. Das giebt dann den Sachſen eine unerſchöpfliche Quelle zu Spöttereyen, wann man ſie von dem, was deutſch oder undeutſch ſeyn ſoll, ohne Appellation urtheilen läſt. Was kan für einen Menſchen, welcher ſich ein Werck daraus macht, daß er der Vernunft folge, thörichter ſeyn, als daß er den Ausdruck einer fremden und matten Mundart zu erhaſchen trachtet, und ſeinen eigenen für barbariſch erkläret, womit er ſeine Schultern pedantiſchen Magiſtern zu unaufhörlichen Streichen bloß giebt? Ich habe etliche Jahre in Sachſen zugebracht, und daher fiele mir leichter als andern Schweitzern dieſes Unglück zu vermeiden; allein die Vollkommenheit anderer Sprachen, die Erfahrung und die Vernunft haben mir zu erkennen gegeben, wie weitläuftig und langſam die ſächſiſche Sprache ſey. Will man darinnen von Wiſſenſchaften oder nur von Empfindungen reden, ſo muß man entweder dünne Waſſerſuppen kochen, oder ſich der Rauheit und Härtigkeit beſchuldigen laſſen. Nach einem neuen Geſetze ſoll man keine andere als deutſche

Wörter brauchen, und die findet man öfters nicht in der Sprache, und die man hat, ſind ſehr unbequeme. Umſchreibungen entnerven die Rede; macht man ſchon zuſammengeſetzte Wörter, ſo reichet es nicht recht zu; dieſelben werden gemeiniglich zu lange, mit Mitſtimmern überladen, ſpröde und unbiegſam. †

Die

† Ein geſchickter neuerer Scribent findet etwas ſehr hartes in der deutſchen Sprache, daß ſie die Zeitwörter ſo weit von den Sachen, auf welche ſie ſich beziehen, entfernet, indem ſie ſelbige gantz zu Ende des Periodi ſetzet: Lingua Germanica, ſagt er, per ſe dura ac difficilis, difficilior redditur affectata quadam imitatione Linguæ Romanæ, cum naturalem vocum ordinem turbent; nam dum voces, quas natura jungit, disjungunt, ultimaque primis præponunt, efficitur, ut nihil intelligas, antequam ad finem periodi veneris, et cum periodi vulgo ſint longæ, memoria excidunt antecedentia, priusquam ad ſententiæ terminum, qui ſæpe duobus vel tribus verbis regentibus clauditur, ventum ſit, adeo ut lecta ſæpe relegere cogaris. Legentium hanc carnificinam majeſtatem linguæ vocant Germani. Es iſt gantz wahrſcheinlich, daß dieſe Verſtellung der Zeitwörter in der deutſchen Sprache eine ungereimte Nachahmung der lateiniſchen Sprache ſey; daß ſie ihr nicht eigen ſey, zeigen die Schriften, die vor der Widerherſtellung der

Die Erfahrung und die Zeit werden mir Zeugniß geben, daß die Sprache zu keiner rechtſchaffenen Tüchtigkeit gelangen wird, bis man die nöthigen fremden, nachdrücklichen, Wörter unter deutſchen Endungen einführen, und den Gebrauch der Mittelwörter zurücke holen wird, welche der Sprache ihre faſt unbenehmliche Rauheit durch Kraft und Kürtze verbeſſern; inſonderheit, bis man eine philoſophiſche Freyheit darinnen vergönnet, aus fremden Sprachen kräftige Metaphorn in die unſrige zu verpflantzen, neue Metaphorn auf einen geſchickten Grund zu machen, Ellipſes, die für hurtige Köpfe keine Dunckelheit haben, zu gebrauchen, ohne daß man ſich an das Geſchrey eines Plattfuſſes kehre. Könnte man dieſe vernünftigen Artikel, wie ich nicht zweifele, wenigſtens in der Schweitz behaupten, ſo dürfte man

Wiſſenſchaften, und der lateiniſchen Sprache verfertiget worden, in welchen man die gegenwärtige Ordnung der Zeitwörter vielfältig aus der Acht gelaſſen hat. Es iſt wunderbar, daß die Deutſchen, die in dieſem Stücke die Lateiner ſo unnöthig nachahmen, einen ſo heftigen Abſcheu ſelbſt gegen die ausländiſchen Wörter bezeugen, welche ſie unentbehrlich nöthig haben!

dann mit einigem Rechte der Hoffnung Platz geben, daß unſere Sprache zu einem geſchickten Werckzeuge werden könnte, mit dem Nachdruck und der Anmuth der Engelländer, der Griechen und der Römer, in Proſe und in Verſen zu ſchreiben. Wie die Verbeſſerung der Sprache von den ſächſiſchen Sprachlehrern vorgenommen wird, kan man zu nichts weiterm, als einem völligen Kauderwelſch Hoffnung haben; denn da es jedermann angebohren iſt, harte und unbiegſame Wörter zu fliehen, ſo wird man ſich, wie zur Zeit der Puriſterey in Franckreich geſchah, auf Umſchreibungen, ſtatt einzelner Worte, werfen; wodurch man eine Sprache bekommen wird, die alle die Mattigkeit der frantzöſiſchen haben, aber dabey um ſo viel ſchlechter als dieſelbe ſeyn wird, weil ſie nicht ſo tönend und hochſtimmend iſt. Ich hoffe daher, mein Herr, ihr werdet das Klagen eines redlichen Eidsgenoſſen beherzigen, und anſtatt daß ihr durch euer Exempel den ſächſiſchen Foderungen unſere Sprache der ihrigen unterwürffig zu erkennen, nachgebet, vielmehr auf Mittel denken, uns von ihrem Joche zu erlöſen. Wann ihr den ſchweitzeriſchen Scribenten vorgeht, ſo werden ſie behertzt fol-

folgen. Allein ein ſchier rittermäſſiger Eifer hätte mich bald zu weit geführt; ich bitte um Verzeihung, daß ich die Trompete zum Aufſtand ſo lange geblaſen habe. Ich habe dieſe Klage ſchon lange auf dem Herzen, und es iſt mir jezo recht wohl, daß ich ſie einmahl ausgeſchüttet habe. Ich erwarte begierig, ob ihr mich mit guten Gründen werdet abfertigen wollen, oder ob ihr mit mir den Klageton anſtimmen werdet.

Den 18 Jenner, 1722.

W. Erlebach.

Das acht und neunzigſte Blatt.

Si mala condiderit in quem quis carmina, jus eſt
Judiciumque. Eſto, ſi quis mala. Sed bona ſi quis,
Solventur riſu tabulæ: tu miſſus abibis.

HORAT. SAT. I. LIB. II.

Wir leben in den ſyſtematiſchen Zeiten, wo man von Beſchreibungen, Erklärungen, Sätzen, Schlüſſen und Erweiſen, Ketten und Feſſeln ſchmiedet, die den Wiſſenſchaften angeworffen werden, ſie dadurch f.ſt zu halten, daß ſie uns nicht ſo leicht wieder entrinnen,

noch die Geſtalt alle Augenblicke, wie der Proteus, ändern. Der methodiſche Verfaſſer gegenwärtigen Blattes hat dieſes mit der Satyre auf eine geſchickte und gründliche Art gethan. Ich habe in meiner moraliſchen Schrift ſo viele und verſchiedene Schreibarten angebracht, daß es einen Mangel anzeigete, wenn ich nicht auch der ſtrengen, mathematiſchen Lehrart einen Platz einräumete.

Man hat zwar überhaupt den Begriff von der Satyre, daß ſie eine Schrift ſey / darinn man etwas durchziehet. Allein da derſelbe allzuunbeſtimmet iſt, ſo ſind nicht allein die Satyren, ſondern auch andere Straffſchrifften, die keine Satyren ſind, und in Anſehung der erſtern, nicht allein die ſittlich und bürgerlich erlaubten, ſondern auch die unerlaubten Satyren darunter begriffen. Wir wollen alſo trachten dieſen Begriff, ſo wohl in Anſehung des Objecti oder Gegenſtandes der Satyren als in Anſehung der Art das Objectum vorzuſtellen, näher zu beſtimmen, u. dardurch das weſentliche genau heraus zu bringen; hernach dieſelben in Abſicht

auf

auf ihr verſchiedenes Objectum in gewiſſe Gattungen abzutheilen; und endlich zu zeigen, welche davon in dem natürlichen und bürgerlichen Stande erlaubt oder verboten ſeyn.

Durchziehen heißt etwas als tadelhaft vorſtellen.

Der Gegenſtand des Tadels ſind

a. die Unvollkommenheiten;
b. die freyen Handlungen dadurch dieſe Unvollkommenheiten entſtehen;
c. die Menſchen die Unvollkommenheiten an ſich haben, oder ſolche freye Handlungen begehen, durch welche die Unvollkommenheiten gewürcket werden.

Die Unvollkommenheiten hat man ſich eintweder durch ſeine freyen Handlungen zugezogen oder nicht.

Diejenigen Unvollkommenheiten, die wir uns durch unſere freyen Handlungen zugezogen haben, wann wir ſie gleich nicht mehr ablegen können / und diejenigen, die in unſerer Gewalt ſtehet abzulegen / nenne ich willkürlich.

Es fällt nun für ſich ſelbſt in die Augen, daß keine andere Unvollkommenheiten als

die willkürlichen, der Vorwurf eines vernünftigen Tadels ſeyn können.

Man dörfte zwar zweifeln, ob auch die erſtere Art dieſer Unvollkommenheiten, da es nicht mehr in unſerer Gewalt ſtehet ſie zu ändern, dem vernünftigen Tadel unterworffen wären.

Allein es iſt dabey zu betrachten, daß, da vernünftige Tadelſchriften nützlich ſeyn ſollen, ſelbiges auf zwo Arten geſchehen könne; wenn ſie uns nemlich bewegen, daß wir uns entweder hüten, in dergleichen Unvollkommenheiten zu fallen, die wir nach der Hand nicht mehr ablegen können, oder daß wir die Unvollkommenheiten, mit denen wir behaftet ſind, in ſo fern es von unſerer Willkür abhängt, zu verbeſſern trachten.

Man wird vielleicht mit dieſer Antwort zufrieden ſeyn, in ſo weit der Gegenſtand einer ſolchen Tadelſchrift dergleichen Unvollkommenheiten ſind, die nur in abſtracto und ohne Abſicht auf eine gewiſſe Perſon, die damit behaftet iſt, betrachtet werden. Im Fall aber eine Satyre dergleichen Unvollkommenheiten in concreto durchziehen würde, d. i. wenn ſie einen perſönlichen Gegenſtand hätte, ſo dörfte der

der vorige Zweifel wieder aufs neue entſtehen, ob ein ſolcher Tadel vernünftig wäre, da ſein Endzweck, nemlich die Beſſerung, nicht mehr erhalten werden könnte. Ich werde unten aus andern Gründen zu beſtimmen trachten, ob und mit was vor Einſchränckungen eine Satyre im gemeinen Weſen perſönlich ſeyn dörfe. Ich muß alſo hier allein zeigen, ob die erſte Art der willkürlichen Unvollkommenheiten, die zu ändern nicht mehr in unſerer Gewalt ſtehet, ein vernünftiger Gegenſtand einer perſönlichen Satyre ſeyn könne, im Fall, daß eine ſolche im gemeinen Weſen erlaubt wäre.

Man geſtehet, daß eine vernünftige Satyre nüzlich ſeyn ſolle, und eben zuvor habe ich gezeiget, daß dieſer Nuzen doppelt ſeyn könne. Entweder uns abzuhalten in Unvollkommenheiten zu fallen, oder auch uns zu bewegen dieſelben wieder abzulegen. In ſo weit der erſte Nuzen durch eine ſolche Schrift abgezwecket wird, iſt ſie eine Warnungsſchrift, und im andern Falle, eine Beſſerungsſchrift. Wenn nur eine von dieſen beyden Arten des Nuzens erhalten werden kan, ſo iſt nicht zu zweiflen, denn daß eine ſolche

Schrift vernünftig ſey. Wenn ſie nemlich ſchon demjenigen ſelbſt nicht nützlich ſeyn kan, gegen den ſie gerichtet iſt, ſo iſt ſie doch den übrigen nützlich, daß ſie ſich hüten in gleiche Unvollkommenheiten zu fallen. Man nennt eine Satyre eine Strafſchrift/ und ſie iſt es auch; der Zweck aber der Strafen iſt ja auch doppelt. Bisweilen haben ſie ſowohl die Beſſerung des Schuldigen als eine Warnung für die übrigen zum Abſehen, bisweilen aber, nehmlich in Lebensſtraffen, iſt es nicht mehr um die Beſſerung des Schuldigen zuthun, ſondern bloß um die Warnung für andere, daß ſie ſich hüten in gleiche Laſter zu fallen; und dennoch iſt es kein Zweifel, denn daß es Fälle geben könne, da die Todesſtrafe gerecht iſt.

Aus dem geſagten wird nunmehr ſo viel erhellen, daß die Satyre eine Schrift ſey, da ſowohl die erſte und zweyte Art der willkürlichen Unvollkommenheiten, als auch die freyen Handlungen / die ſelbige hervorbringen, und die Menſchen, welche die willkürlichen Unvollkommenheiten an ſich haben, oder bedeutete freye Handlungen begehen, durchgezogen/ d. i. als tadelhaft vorgeſtellet werden können.

Man

Man kan aber eine Sache auf mehr als eine Weiſe als tadelhaft vorſtellen.

Ich kan ſie betrachten als böſe oder als thöricht. Ich nenne z. Ex. eine Handlung böſe/ in ſo weit ſie gewiſſen Pflichten zuwider läuft.

Zeige ich, daß ſie denjenigen Pflichten entgegen iſt, die aus dem Wort Gottes hergenommen ſind, ſo rede ich als ein Gottesgelehrter. Leite ich die Pflichten aus der natürlichen Erkenntniß von Gott und deſſen Eigenſchaften her, ſo rede ich als ein Weltweiſer. Ein Staatsgelehrter betrachtet die Handlungen in ſo weit als ſie mit denjenigen Pflichten übereinkommen oder dawider ſtreiten, die aus der Natur einer bürgerlichen Geſellſchaft herflieſſen; und eine Obrigkeit heiſſet eine Handlung böſe/ in ſo weit ſie Strafen damit verknüpfet, d. i. ſelbige verbeut. Dieſe alle ſtellen hiemit gewiſſe willkürliche Unvollkommenheiten/ Handlungen oder Perſonen, als tadelhaft vor, ſie ſind darum aber keine Satyrici. Es muß alſo folgen, daß derjenige ein Satyricus ſey/ der oben ernannte Sachen oder Menſchen als tadelhaft vorſtellet/ in ſo weit ſie thöricht ſind.

Da

Da die Weisheit darinn beſtehet, wenn man ſich nicht allein einen guten Endzweck vorzuſetzen, ſondern auch die tüchtigen Mittel zu erwehlen, und ſo mit einander zu verknüpfen weiß, daß der geſuchte Endzweck dadurch erhalten werden kan; ſo müſſen wir Thorheit nennen, wenn man anſtatt eines guten Zwecks ſich einen ſchädlichen (nemlich unter dem Schein eines guten / denn man ſetzet ſich nichts ſchädliches als ſchädlich, ſondern als gut vor) vorſetzet, oder wenn man untüchtige Mittel ergreifet, ſeinen Endzweck zu erreichen, ſo daß ſie uns, anſtatt zu demſelben zu führen, davon entfernen.

Einen Endzweck nennet man dasjenige / was man durch die Mittel zu erhalten trachtet / und alſo ſind die Mittel das / wodurch wir dieſen Endzweck erhalten wollen.

Die Endzwecke theilet man ab, in den lezten oder allgemeinen / und in die beſondern.

Die beſondern Endzwecke ſind diejenigen, die ich um des lezten oder allgemeinen willen zu erhalten trachte / und alſo ſind ſie in Anſehung deſſelben Mittel.

Der

Der lezte und allgemeine Endzweck aller Menſchen iſt die Glückſeligkeit.

Es iſt kein Menſch zu finden, der ſich nicht denſelben vorſetze; und alſo beſtehet die Thorheit der Menſchen nicht darinn, daß ſie einen unrechten lezten Endzweck haben, ſondern, theils in der Unwiſſenheit der beſondern Endzwecke, die zu dem allgemeinen führen, und in der unrechten Wahl der Mittel, dadurch die beſondern Endzwecke erhalten werden können.

Die Glückſeligkeit iſt der Stand einer beſtändigen Luſt, die Luſt aber entſtehet aus der Empfindung der Vollkommenheit. Alles, was alſo unſern Zuſtand wahrhaftig vollkommener macht, führet uns zur Glückſeligkeit; hingegen hindern uns die Unvollkommenheiten an der Glückſeligkeit; da aber die Glückſeligkeit unſer lezte Endzweck iſt, ſo iſt klar, daß die Unvollkommenheiten, in ſo weit ſie uns von dieſem Endzweck abführen, und diejenigen freyen Handlungen, durch die wir uns die Unvollkommenheiten zuziehen, und die Menſchen, in ſo fern ſie dergleichen Handlungen begehen, thöricht ſind.

Ich

Ich ſtelle alſo eine Sache als thöricht vor, wenn ich entweder zeige, daß ſie kein guter beſonderer Endzweck iſt, dadurch als durch ein Mittel der lezte Endzweck erreichet werden kan, oder daß ſie kein Mittel iſt, einen guten beſondern Endzweck zu erhalten. Eben ſo ſtelle ich eine freye Handlung als thöricht vor, wenn ich erweiſen kan, daß ſie die Vollkommenheit, und folglich die Glückſeligkeit weder mittelbar noch unmittelbar befördert, ſondern ſie vielmehr verhindert; und ein Menſch wird als thöricht vorgeſtellet, wenn ich zeige, daß er durch ſeine freye Handlung ſich Unvollkommenheiten zugezogen hat oder zuziehet, d. i. entweder ſchädliche beſondere Endzwecke vorſetzet, oder unrechte Mittel ergreifet, gute beſondere Endzwecke zu erhalten.

Wenn ich das thörichte geſchickt vorſtellen will, ſo muß ich Achtung geben, daß diejenigen Züge, die die Thorheit abmahlen, die andern Nebenbegriffe, die in die Vorſtellung einflieſſen, übertreffen, ſo daß die Aufmerckſamkeit voraus auf das Thörichte der Sache, oder des Menſchen der abgeſchildert wird, gezogen werde. In ſolchem Fall wird das Thörichte lächerlich.

lich. Denn alle Thorheit als Thorheit betrachtet, iſt ein Gegenſtand des Gelächters. Je höher nun der Grad iſt / worinn eine Sache als thöricht vorgeſtellet wird, und je mehr die Vorſtellung der Thorheit die andern Nebenbegriffe überwieget / je lächerlicher wird ſie.

Etwas ſolcher Geſtalt als thöricht vorſtellen, daß es lächerlich wird, heißt ſpotten.

Da nun die willkürlichen Unvollkommenheiten und die freyen Handlungen / durch die wir uns ſolche zuziehen, Thorheiten ſind, und die Menſchen / die ſolche an ſich haben / oder begehen / Thoren; ſo iſt die Satyre ein Spott über die Thorheiten und die Thoren.

So viel als wir bisdahin herausgebracht haben, gehöret zu dem Weſen der Satyre, und macht das Genus davon aus. Wenn man aber die verſchiedenen Species derſelben, die aus der verſchiedenen Weiſe das Thörichte vorzuſtellen entſpringen, und ihre verſchiedene Grade der Vollkommenheit unterſuchen wollte, würde ſolches uns zu weit führen, und gehöret eigentlich nicht zu dieſem Vorhaben. Es bleibt alſo allein übrig zu beſtimmen, was

für

für Satyren in einem gemeinen Weſen oder einer bürgerlichen Geſellſchaft erlaubt ſeyn?

Ich habe ſchon öffters angemercket, daß das Objectum oder der Gegenſtand der Satyre dreyfach ſey. Nemlich entweder die willkürlichen Unvollkommenheiten in ſich ſelbſt ohne Abſicht auf eine gewiſſe Perſon betrachtet; oder die freyen Handlungen durch die wir uns dieſe Unvollkommenheiten zuziehen; oder die Perſonen ſelbſt, in ſo weit ſie dergleichen Unvollkommenheiten an ſich haben, oder dergleichen freye Handlungen begehen.

Die Satyren/ die die zwo erſtern Sachen zum Gegenſtand haben, heiſſen mir Satyren in abſtracto, oder ein Spott über die Thorheiten, und die von der dritten Gattung, Satyren in concreto, oder ein Spott über die Thoren.

Daß die zwo erſtern Gattungen nicht allein vernünftig, ſondern auch im gemeinen Weſen erlaubt ſeyn/ iſt auſſer Streit. Denn weil ſie niemand perſönlich angreifen, ſo hat auch niemand Urſach über ſie zu klagen, wo aber kein Kläger iſt/ da iſt/ nach dem gemeinen Sprichwort, kein Richter.

In

In Anſehung der Satyren in concreto, oder der perſönlichen Satyren / müſſen wir zuerſt unterſcheiden, ob die Perſonen / denen gewiſſe Unvollkommenheiten oder freye Handlungen beygemeſſen werden, ſolcher in der That ſchuldig ſeyn oder nicht. In dem leztern Fall ſind ſolche Schriften ohne Zweifel ſo wohl inn- als auſſer dem gemeinen Weſen, unrecht und unerlaubt / und eigentlich keine Satyren, wenn ſie noch ſo wohl geſchrieben wären, ſonder Verleumdungen.

Iſt aber das, was gewiſſen Perſonen vorgeworffen wird, wahr / und ſind ſelbige in der That damit behaftet / ſo müſſen wir zu gründlicher Beantwortung unſerer Frage in dieſem erſtern Fall nachfolgende Betrachtung machen.

Eine perſönliche Satyre iſt ein Spott über die Thoren. Da ſie nun einen gewiſſen Menſchen als einen Thor betrachtet und lächerlich machet, ſo mißt ſie ihm gewiſſe Unvollkommenheiten bey, die ſie als thöricht vorſtellet. Weil aber die Ehre eben in dem Urtheil beſtehet, daß einer gewiſſe Vollkommenheiten an ſich habe / die Satyre hingegen einem gewiſſe

Unvollkommenheiten beymißt, ſo beraubet ſie ihn ſo weit ſeiner Ehre.

Die Ehre wird abgetheilt in die bürgerliche und in die ſittliche Ehre. Die Verordnung über die erſtere hängt in einem gemeinen Weſen gäntzlich von der Obrigkeit ab, und alſo ſtehet keiner Privat-Perſon frey den andern an ſeiner bürgerlichen Ehre zu kräncken, oder dieſelbe zu ſchmählern.

Wenn ich nun einem ſolche Unvollkommenheiten und freye Handlungen oder Laſter / (denn unter den Unvollkommenheiten ſind auch die Laſter begriffen,) vorwürffe, auf die eine ſolche obrigkeitliche Straſe geſetzt wäre, welche eine Verlezung der bürgerlichen Ehre in ſich ſchlöſſe/ſo begienge ich etwas unerlaubtes; einestheils weil ich der Obrigkeit in ihr Strafamt griffe, als welche allein ihre Angehörigen an ihrer bürgerlichen Ehre kräncken darf; anderntheils weil dergleichen Laſter / ſo man einem vorwirſt, rechtlich erwieſen werden müſſen, damit ſie obrigkeitlich beſtraft werden können; in ſolchem Fall aber wäre man ein Ankläger / und nicht ein Satyricus.

Die-

Dieſes haben die Rechtsgelehrten wohl eingeſehen, und darum eine ſolche Satyre zum Unterſcheid der im gemeinen Weſen erlaubten eine Paſquill oder Libellum famoſum genannt, und folgender maſſen erklärt: daß ſelbige nemlich Schmähbriefe ſeyn / wodurch man jemand auſſer Gericht (extra forum) Laſter und Uebel zumißt, wo die mit Wahrheit erfunden würden / daß der geſchmähete an ſeinem Leib / Leben oder Ehre peinlich geſtraft werden möchte.

Wer von der Obrigkeit an ſeinem Leib oder Leben peinlich geſtraft wird, der wird zugleich an ſeiner bürgerlichen Ehre in mehrerm oder minderm Grade geſtraft: alſo folget aus dieſer Definition, daß überhaupt diejenigen perſönlichen Satyren verboten ſeyn, in denen jemandem ſolche Sachen beygemeſſen werden, die ihm an ſeiner bürgerlichen Ehre Schaden thun.

Den Unterſcheid aber zwiſchen der bürgerlichen Ehre und der wahren oder ſittlichen / und daß die Obrigkeit in Anſehung ihrer Unterthanen, eigentlich nur für erſtere zu ſorgen, und denjenigen der andere daran verletzet, zu beſtrafen habe, kan man in Hrn. Liſcovs ſatyriſchen und ernſthaften Schrif-

Schriften p. 245. und folgenden deutlich und gründlich ausgeführt ſehen.

Ich mache alſo den Schluß, eine in dem gemeinen Weſen erlaubte perſönliche Satyre, ſey ein Spott über ſolche willkürliche Unvollkommenheiten oder freye Handlungen einer Perſon/ die derſelben an ihrer bürgerlichen Ehre nicht nachtheilig ſind.

Euphranor.

Das neun und neunzigſte Blatt.

Cui donem lepidum novum libellum,
Arida modo pumice expolitum?

CATULL.

ES will mich bedüncken, daß mein Buch die rechte Statur eines Octavbandes bald erreichet habe. Ich habe keine Gedancken es zu der Gröſſe eines Folianten noch Quartanten anwachſen zu laſſen. Ich müſte fürchten, daß es ſonſt das Schickſal der rieſenmäſſigen Körper bekommen würde, von welchen man angemercket hat, daß insgemein die Ste-

Seelen darinnen deſto kleiner ſind, ohne Zweifel, weil ſie über ſo groſſe Stücke Fleiſch und Knochen nicht ſo leicht Meiſter werden mögen.

Als ich darum die Zeit her öfters an mein Ende gedacht, und bey mir überleget, wie ich ſolches auf eine anſtändige Art machen könnte, iſt mir unter anderm auch die wichtige Frage eingefallen, ob und wem ich mein Werck dediciren ſollte. Ich bekenne, daß mir die Entſcheidung derſelben nicht wenig zu ſchaffen machet.

Die Vortheile, welche die Scribenten aus den Dedicationen zu ziehen pflegen, ſtellten ſich mir in ihrem ſchönſten Lichte vor. Nach dem Dedicationsrechte darf man nur einen von den vornehmſten Männern zum Verfechter ſeines Werckes beſtellen; man darf ſeinen danckeln Nahmen mit deſſen Titeln, Aemtern, Tugenden, und Anſehen verherrlichen; man darf ſein eigenes Lob mit des Patronen ſo enge verbinden, daß eines das andere unterſtützet, und keines ohne Verkleinerung des andern fallen kan. Das iſt der Inbegriff der beſten Dedicationsſchriften; man ſiehet darinnen das Lob des Verfaſſers geſchickt auf das Lob des groſſen Mannes gepfropfet;

der aufrichtige Neukirch hat dieſes in ſeiner Sprache gegeben:

Ein durchlauchtes Lob mit Narrendunſt vermengen.

Der weltliche Arm des Patronen machet den Verfaſſer furchtbar, und ſchrecket die böſen Momen nnd Ariſtarchen weg; wer von dem Buche übel redete, der gäbe ſich mit dem Helden deſſelben ab.

Die Leſer richten ſich in ihrem Urtheil von dem Autor und ſeinem Buch ſehr gerne nach der Einbildung, ſo ſie von dem Rang, und den Talenten des Patronen haben. Der groſſe Nahme, der vor dem Buche ſtehet, iſt ihnen für die Vortrefflichkeit deſſelben gut. Denn warum wollte ein ſo groſſer Mann ſeinen Nahmen vor ein Werck ſetzen laſſen, als daſſelbe zu unterſchreiben? Warum wollte er ſein rittermäſſiges Wapen vor ſelbiges ſtechen laſſen, als ſeinen Beyfall zu beſiegeln?

Deſſen verſichert den Leſer ferner, die genaue Bekanntſchaft, welche in der Zueignungsſchrift zwiſchen ihnen aufgerichtet wird, die niemanden anders glauben läſt, als daß ſie an Talenten, Geiſtesart, Naturell, genau mit einander übereinſtimmen. Dieſe Vertraulichkeit darf der Dedicant ſo

enge

enge zu ſeyn vorgeben, als es ihm nur gefällt, ungeachtet er ſich mit Grunde der Wahrheit kaum etwas mehrern rühmen könnte, als daß der groſſe Herr ihn einmahl unwiſſend angelacht hatte. Er darf dieſe kleine Gunſtbezeugung zu ſeinem beſten Vortheil ausdähnen, und in die engeſte Bekanntſchaft verwandeln, wovon er denn aller Welt Nachricht geben kan. Nicht anders, als ein junger Herr, der von einem ſchönen Frauenzimmer freundlich angeblickt worden, alſobald die höchſten Einbildungen davon empfängt, und der gantzen Stadt zu wiſſen macht, daß er die letzte Gunſt von ihr haben könnte.

Es iſt nichts ſeltenes, daß Verfaſſer, die ihre Patronen vom Haupte zun Füſſen herausſtreichen, und das innwendige an ihnen auswerts kehren / keinen Zoll breit von ihnen kennen. Das Conterfeit, das die Schriftſteller von dem Patrone machen, hat darum ſein Original nur in dem Gehirne derſelben, daher es lediglich nothwendig iſt, daß der Nahme deſſelben vor die Zuſchrift in aller Länge geſetzet werde, weil die Perſon, die damit gemeinet wird, ſonſt unmöglich könnte errathen werden. Es koſtet dem Dedicanten gleich viel, dem

groſſen Manne Tugenden oder Wiſſenſchaften, Gottſeligkeit oder Sprachen, Dapferkeit oder Wohlredenheit, Erfahrung im Kriege oder in der Reimkunſt zuzulegen. Insgemein giebt er ihm den Kern von ſeinem eigenen Charakter, wie die Romanſchreiber und die tragiſchen Scribenten ebenfalls mit ihren Helden zu thun pflegen.

Es iſt ſich zu verwundern, mit welcher Langmuth die Groſſen zugeben, daß ihre Nahmen, ihre Titel, ihr Ruhm, von jedem, der regiſtriren und compiliren kan, zu ſeinem Vortheil gebraucht werde, ob ſie gleich augenſcheinlich dabey verlieren; die fremden und erdichteten Eigenſchaften, die der Client ihnen aus ſeinem Gehirn mittheilet, erſetzen ſelten diejenigen, die ihnen eigen ſind; und die nachtheilige Meinung, ſo man von dem Autor eines elendgeſchriebenen Buches faſſet, ſchlägt allezeit gewiſſermaſſen auf ſie zurücke; wie er das Lob, woferne das Buch vortrefflich wäre, mit ihnen theilen würde, ſo theilet er auch ſeine Schande mit ihnen; vornehmlich wenn er ſich rühmet, daß ſie ihn für tüchtig gehalten, über eine Materie zu ſchreiben, und das Werck mit der befehlenden Bitte groſſer Herren von ihm gefodert haben.

Ihr

Ihr Verſtand die Geiſter zu prüfen, und das Schlechte oder doch Mittelmäſſige von dem Vortrefflichen zu unterſcheiden, wird durch den Beyfall, den ſie dem kleinen Verfaſſer gönnen, in ſchlimmen Verdacht geſetzet; nichts zu ſagen, in was vor gefährlichen Umſtänden ihr Nahme ſteht, der mit dergleichen Wercke auf die Nachwelt kommen ſoll.

Man hat neulich angefangen, die Dedications-Schriften zu einem Gebrauche anzuwenden, wovon unſere einfältigen Vorältern keine Idee gehabt haben. Man hat ſie zu einem Tummelplatze gemachet, da der Verfaſſer ſich mit ſtärckern Gegnern herumſchlägt; der groſſe Mann muß dann bey dem Renommiſten die Stelle eines Seconds vertreten. An deſſen Seite darf er ſich mit einem Muthe herumſchlagen, den man ſonſt an ihm nicht wahrnimmt. Der beſchriene Teutopoch hat zwantzig Bogen Verſe eines mittelmäſſigen Poeten zuſammengeleſen; und in den Druck gegeben. Dieſelben dedicirt er einem Miniſter, mit dem er ſich rühmet, in einem vertrauten Verſtändniſſe zu ſtehen, und dem er einen Geſchmack zuleget, wie ſein eigener iſt. Er fängt mit deſſen Lobſpruche an, und

nachdem er einige Zeilen damit voll gemachet, unterbricht er ihn mit einer unſinnigen Ode, welche er für eine Nachahmung des vernünſtigſten Poeten unſrer Zeit ausgiebt, und dem Leſer verſichert, daß er ſie auf den Winck des vornehmen Mannes geſchrieben habe, und daß ſie von ihm gebilliget worden. Derſelbe ſoll ſein Geſelle werden, und die Schande ein ſolches rothwelſches Bombaſt verfertiget zu haben, mit ihm theilen.

Dieſes heißt die Gütigkeit eines groſſen Herren zu unverantwortlich gemißbraucht, und iſt ein Verfahren wie derjenigen, die zu einem groſſen Heiligen andächtige Gelübde thun, damit er ihnen zu ihren ungerechten Anſchlägen behülflich ſey, und wie der Heiden, die den Mercur und die Laverna um Schirm zu ihren Unbilligkeiten angerufen haben,

- - - pulcra Laverna
Da mihi fallere, da juſtum ſanctumque videri!

Die Vortheile der Dedicationen düncketen mich wichtig gnug, mich zu vermögen, daß ich an den gewöhnlichen Freyheiten der Dedicanten Theil nähme, doch ohne, daß ich die Sache zu dergleichen Ausſchwei-

fung

ſung triebe, wozu es mir an der erfoderten Unverſchämtheit fehlete. Ich richtete meine erſten Gedancken auf den Engliſchen Zuſeher, deſſen Ruhm ich durchgehends ſo wohl beſeſtiget ſah, daß es mir nothwendig ein Anſehen machen müſte, wenn ſich die Leute aus meinen verträulichen Reden mit ihm beredeten, daß ich deſſelben Hochachtung und Freundſchaft beſäſſe. Ich könnte nicht beſſer zu verſtehen geben, was ich vor eine gute Meinung von meinem Buche hätte, als wenn man ſähe, daß ich es einem Mann vor Augen legen dürfte, der in dieſer moraliſchen Schreibart ſo vortrefflich war. Ich hatte mich ſchon ohne dieſes mit ihm ziemlich gemein gemachet, indem ich die Form meines Werckes von dem ſeinen nehmen, und über das viele Materien nach ihm, und auf eine andere Art abhandeln dürfen. Ich hatte mir ſeine Denckensart, und die Quellen, wo er ſeine Ideen geſchöpfet, ſo wohl bekannt gemachet, daß ich öfters in Zweifel gerieth, ob mir ein Gedancke, auf welchen ich durch eigenes Nachſinnen gekommen war, nicht aus ſeinem Wercke in dem Gedächtniſſe geblieben wäre. Das Geſchencke, das ich ihm von meinem Wercke machete, ſchien mir auch nicht

nicht wider die Cautel zu laufen: Caveamus ne munera ſupervacua mittamus, ut fœminæ aut ſeni arma, venatori aut ruſtico libros, aut ſtudio ac libris dedito retia. Allein ich ſtuhnd von ſeiner Perſon ab, als ich hörete, daß ein angeſehner Gelehrter Deutſchlandes, deſſen Urtheile für canoniſch gehalten würden, des Hr. Addiſons Ehre und Anſehn bey den Deutſchen einen mächtigen Stoß gegeben hätte, indem er ihn für einen leichtfertigen Kopf angeſchrieben, der die Leute überredete, daß ſie Schönheiten und Wunder ſähen, wo nichts dergleichen wäre.

Ich dachte jetzt, daß ein Deutſcher, und der in einer Provintz lebete, in welcher man das Model des Witzes ſuchete, mir weit nachdrücklichere Dienſte thun würde. Meine zweyte Wahl fiel darum auf einen vornehmen Rath, deſſen Credit in der geiſtreichen Schreibart in Deutſchland ſo allgemein iſt, daß ich nicht zweifelte, ſein Beyfall würde den Drittel der Deutſchen nach ſich ziehen. Ich hatte ſchon ein lobesvolles Dedicationsſchreiben in Verſen an ihn aufgeſetzet, wo ich ihm nach meinem Ceremoniel die dritte Stelle unter den deutſchen Poeten einräumete. Das Gedichtgen beſtuhnd

ſtuhnd aus folgenden Zeilen, und meine Leſer mögen urtheilen, ob ich es nicht gut mit ihm gemeint habe:

Der iſt ein freyer Geiſt, der nichts von dem bewundert,
Was ſonſt der Pöbel ſchätzt, und der von dem nichts fürchtet,
Das nicht erſchrecklich iſt, und öfters liebenswerth.
Ein ſolcher Menſch entweicht von der gemeinen Menge
In ſein Gemüth hinein, und ſieht der Ungeduld
Des Volckes ruhig zu, das meiſtens ſinnreich iſt
Sein eigen Marterzeug ſich ſelber zu erwehlen.
Der unglückſelge Menſch iſt ſelbſt ſein eigner Feind.
Wo lebt der Weiſe noch, der das Ergetzen ſchätzet,
Das die Natur ihm giebt, den grünen Wald beſucht,
Die Bäume Jupiters, der Hirſchen Aufenthalt,
Der leichten Hindin Ruh, die Häuſer der Geflügel,
Den Ort der Einſamkeit? Hier lebt er und vernichtet
Der Welt gemeines Ziel, und ſtellt ſein Lob auf was,
Das gut iſt und die Zeit des Lebens beſſer machet.
Ein freyer Blumberg wird die Schutzwehr ſeiner Luſt,
Und dort iſt ihm nichts mehr von allem dem bewußt,
Wozu ſonſt in der Stadt ihn die Gewohnheit zwinget.
Er braucht das Spiel der Welt zu ſeinem Zeitvertreib;
Gläubt daß es beſſer ſey der Narren gründlich lachen,
In einem leichten Vers, als ſich um ſie betrüben.
Apollo und ſein Chor, die Weiſen Gräciens,
Roms Maro und Horaz, ſein Fürſt in weiſen Reden,

Die Dichter aus Florentz, die artigen Frantzoſen,
Die Starcken Engellands, ſind die gewünſchten Gäſte
In ſeiner Einſamkeit, mit denen ſein Gemüthe
Vertraulich Umgang pflegt, ſpaziert, und ſchertzt, und ſtaunt!
Ein Geiſt von dieſer Art iſt Opitz, deſſen Sinn
Sich von des Himmels Sitz in ihn herabgelaſſen;
Und Kanitz, der in ſich ein ſolch Vergnügen findet,
Das er nicht nöthig hat an fremdes Glück zu binden.
Zween Brüder der Natur! Der dritte nach denſelben
Wirſt du o Beſſer ſeyn. Ich hör, ich höre ſchon
Das ewige Gerücht dir ſeine Zunge wiedmen,
Und deiner Schriften Ruhm mit der beſchrienen Dichter,
Die mehr als menſchlich ſind, der alten Zeiten paaren.
Denn deine Muſe herrſcht, und ſieget wie dein König,
Der Bonn zerfallen ſieht von ſeiner Mörſer Lagen,
Und aus dem Tieriſchen den regen Boufleur jagt;
Dann auf das hohe Haupt ſich ſelbſt die Krone ſetzet.
Poeten, die ihr euch ein weiter Ziel geſetzet,
Als euer Leben geht, flieht Hofmanns Flittergold,
Des Lohnſteins ſchwellend Nichts, und Neukirchs platten Schall;
Verehret Opitzs Macht, folgt Kanizs Geiſt im Beſſer.
O mein Apollo, komm, komm her mit deinen Muſen,
O Beſſer, zeige mir der Hippokrene Quell,
Aus welchem Kanitz tranck, und Opitz ſich berauſchte.
Er kömmt. Seht, Beſſer kömmt. O wie vermögend wäre
Die Gunſt die er mir ſchenckt, ein Hertze zu verführen,
Das von dem Ehrgeitz mehr als ich beherrſchet würde!
Es iſt kein ſchlechtes Lob, daß Beſſer mir gewogen.

Als ich eben im Begriffe war, dieſe Dedication in den Druck zu geben, ſchrieb man mir aus Leipzig, daß mein erwehlter Beſchützer ziemlich böſe auf mich wäre, weil ich wider die Reime, und ohne Reime geſchrieben hätte, ja daß er in Bereitſchaft ſtühnde, die Feder zum Schutze der Reime wider mich zu ergreifen. Ich erfuhr über dieſes, daß er alle ſeine Gunſt einem andern geſchenckt, der ſich berühmte, daß er der erſte den Deutſchen einen Zuſeher geliefert, und ihm den Vorzug in der Schreibart des Zuſehers in etlichen höflichen Zeilen zuerkennet hätte; derſelbe hätte dieſe in einem ſeiner moraliſchen Blätter eingetragen, damit alle Welt davon Nachricht bekäme. Ich konnte nicht hoffen, daß meine zwar ehrerbietige, aber reimfreye Lobſchrift dieſen verderbten Handel wieder gut machen würde, und ſah mich genöthiget, dieſelbige zu unterdrücken.

Nach dieſem kam mir in meinen wunderlichen Kopf, daß ich mein Buch keinem ſchlechtern Helden als dem Printzen Eugen zueignen wollte. Ich hatte das Exempel des Engliſchen Zuſehers ſelbſt vor mir, der den vierten Band ſeines Werckes dem Hertzoge von Marlborough dedicirt hat.

Die Urſache, die er dafür angiebt, ſchien für mich eben ſo gültig. Nämlich, weil es natürlich ſey, daß wir eine hertzliche Liebe zu dem haben, was uns viele Zeit und Fleiß gekoſtet hat zu verfertigen; ſo wäre ihm zu verzeihen, daß er ſein Werck der Vergeſſenheit zu entreiſſen ſuchte, indem er es durch ſeine Dedication an den ewig denckwürdigen Nahmen des Hertzogs bände. Nichts als eine unzeitige Blödigkeit, pudor malus, deſſen ich nicht Meiſter werden konnte, hielt mich zurück, daß ich dieſes großmüthige Vornehmen nicht vollführte.

Ich fiel darauf mit meinen Gedancken ſehr tief von dieſem Kriegeshelden herunter; ein paar gelehrte Freunde in dem Berniſchen, einer zu St. Gallen, noch einer in dem democratiſchen Canton Appenzell ſchienen mir jetzo die bequemſten Helden für meine Dedication, ungeachtet ihre Nahmen ſich noch nicht weiter als bis an unſern obern Rhein erſtreckt haben. Sie haben einigen Antheil an der Verfertigung meiner moraliſchen Blätter, welches ihnen ſchon für ſich einen Trieb giebt, ſich derſelben anzunehmen, ſie können dieſes auch mit glücklichem Erfolge thun, weil ſie, jeder an ſei-

nem

nem Orte in groſſem Anſehen ſtehen. Da ich mein Werck eintzig für meine Landesleute geſchrieben habe, ſo werde ich mich zu Frieden geben können, wenn es gleich durch ihren Vorſchub nicht weiter als in der Schweitz berühmt wird. Es wäre ein unverdienter Zuſatz, wenn andere Provinzen Deutſchlandes ſich ſtarck um meine Blätter bekümmerten, welche ich ziemlich verſäumt habe nach ihrem Geſchmacke zu ſchreiben. Die gröſte Schwierigkeit, die ſich bey der Dedication an dieſe, meine wehrteſten Freunde, findet, iſt daß die Schmeichelen darinnen keinen Platz bekommen kan, welche man bisdahin für ein nothwendiges Stück derſelben gehalten hat. Unſere Freundſchaft iſt ſo offenhertzig und ſo kunſtlos, daß die geringſte Schmeicheley mich bey ihnen offenbar lächerlich machete. Dieſes iſt Urſache, daß ich mich auch zu dieſen Patronen meiner Dedication noch nicht völlig habe entſchlieſſen können.

Das hundertſte Blatt.

Piſcis hic non eſt omnium.

EIner von meinen vertrauteſten Freunden aus einem benachbarten Canton, war neulich auf etliche Tage zu mir herunter gekommen, damit wir unſere freundſchaftlichen Empfindungen, welche durch die Entfernung unvermerket einigen Abbruch leiden wollten, mittelſt des perſönlichen Anſchauens und der mündlichen Stimme wieder empor hüben und belebeten. Nachdem er jezo zu Hauſe glücklich wieder angelanget war, ſchrieb er mir folgendes recht ſonderbares Danckſchreiben:

Mein wertheſter Herr und Freund!

Die Empfindungen, welche ihr durch ſo viele Liebes- und Freundſchaftswercke auf eine ſo verbindliche Art in mir erwecket habet, machten mich ſeit meinem Abſchiede von eurer wehrteſten Perſon ſorgfältig nachſinnen, wie ich euch die Bewegungen meines danckvollen Hertzens durch eine Zu-

ſchrift

ſchrift ſo geſchickt vorbilden wollte, daß ſie durch den Ausdruck nichts von ihrem Nachdruck verlöhren. Und weil ich meiner Geſchicklichkeit hierzu nicht zu wohl trauete, befliß ich mich ſolche durch Ueberleſung der Schrift des Seneca von den Wohlthaten zu verbeſſern. Allein alle meine Beſtrebungen fielen zu kurtz, und ich lernte nach vielem Zeitverluſt, daß alle meine Wohlredenheit zu Fuſſe ſo lebhafte Ideen, als die Gemüthsbewegungen gebähren, auszudrücken unzulänglich wäre. Daher kömmts, daß ich eure Güte bisdahin allein mit einem danckbaren Stillſchweigen verehret, und inzwiſchen hundertmahl gewünſchet habe, daß ihr allwiſſend wäret. Ihr könnet mir wohl glauben, daß mich nur die Noth zu einem ſo freyen Bekenntniß meiner Ungeſchicklichkeit gezwungen habe, und werdet mir darum erlauben, daß ich mich in meiner oratoriſchen Unvermögendheit, nachdem ich kein ander Mittel ſehe meine Ehre zu retten, an den moraliſchen Lehrſätzen von der Danckbarkeit gewiſſermaſſen rächen dörfe.

Die wahre Erkenntlichkeit, ſaget man, erzeiget ſich in Worten und in Wercken: Ich behaupte hingegen, daß ſie ſtumm und

unthätig ſey. Die Danckbarkeit iſt eine Leidenſchaft; nun beſteht die Sprache der Leidenſchaften nicht in Worten, ſondern in Bewegungen und Gebehrden.

Man höret die Vernunfft, die Regung ſieht man ſprechen.

Man kan insgemein bey denen, welche von einer heftigen Leidenſchaft eingenommen ſind, wahrnehmen, daß die Werckzeuge der Rede bey ihnen gäntzlich gebunden ſind, ſo daß ſie einen kleinen Satz von wenig Worten nicht ohne ſtarcke Bemühung hervorbringen können. Daraus urtheile man, wie lächerlich die Complimente ſeyn, die aus Worten beſtehen, da ſie ihrer Natur und ihrem Urſprung gemäß die Sprache der Regungen ſind, welche ſich allein durch Bewegungen des Körpers offenbaren. Zudem laſſen die Worte allemahl dem Zweifel Platz, ob ſie aus dem wahren Grunde des Hertzens, oder nur aus dem Gedächtniß hergeholet ſeyn, weil ſie nicht ſo leichte zu erkennen ſind, wie die gezwungenen und unnatürlichen Gebehrden. Was dann die Wercke, als den zweyten Zeuge der aufrichtigen Danckbarkeit, anlangt, ſo ſind auch dieſelben nach meinem geringen Bedüncken betrüglich und eitel.

Thue

Thue ich meinem Wohlthäter einen wichtigen Dienſt, oder gebe ich ihm einige Geſchencke, in der Abſicht, meine Erkenntlichkeit an den Tag zu legen, ſo hat es das Anſehn, als ob ich ihn für einen eigennüzigen Mann halte, der ſich gerne einer Wurſt beraubet, wenn er dafür eine Schinke bekommen kan. Die wahre Freygebigkeit ſiehet nicht auf die Vergeltung. Wenn ich die empfangenen Gutthaten mit andern bezahle, ſo bekömmt es den Schein, als ob ſie mir nur auf Credit wären geborget geweſen; demnach verdiene ich dann mit keinem Rechte den Nahmen eines danckbaren Menſchen, eben ſo wenig, als einer, der etwas auf guten Glauben kaufet oder eintauſchet. Es iſt kein groſſer Unterſchied zwiſchen dem Wechſel der Gutthaten, welchem die Leute den Titel der Danckbarkeit beygeleget haben, und dem kaufmänniſchen Wechſel oder Tauſche. Auf Hofnung der Vergeltung, oder der thätlichen Danckbarkeit geben, das heiſt ſeine Wolthaten auf Diſcretion verkaufen; und wer ſie nicht mit gleichwichtigen bezahlt, wird künftig derſelben mangeln müſſen.

Aber ich gehe noch weiter, und halte mich für ſtarck genug euch zu erweiſen,

daß kein undanckbarer Menſch jemahls geweſen ſey, noch ſeyn werde. Die Natur hat den Menſchen bey ſeiner Hervorbringung alſo gemacht, daß er aus einem geheimen Triebe der Selbſtliebe das Gute und Schöne überhaupt lieben muß, ohne daß es von ſeinem freyen Willen abhange; Gut und Schön iſt aber das allein, was ihm ſo vorkömmt. Da nun die Gutthaten kraft ihrer Benennung zu dem Guten und Schönen gehören, ſo wird niemand ſelbige annehmen, genieſſen, oder ſich ihrer erinnern können, ohne ſich darüber zu freuen; weil jedermann durch eine natürliche Nothwendigkeit gezwungen iſt, das Gute und Schöne mit Beluſtigung zu empfangen. Wenn aber die Danckbarkeit nichts anders iſt, als eine Freude über der Erinnerung und Vorſtellung des Guten, ſo folget nothwendig, daß ſie nicht auf dem freyen Willen des Menſchen beruhe, daß ſie gezwungen, und hiermit keine Tugend ſey; und folglich, daß die Undanckbarkeit ein bloſſer Nahme ohne Bedeutung ſey, weil kein Menſch das, was ihm gut oder ſchön vorkömmt, haſſen, oder mit Unluſt empfangen kan. Es kan zwar wohl geſchehen, daß man, nach des Gutthäters Urtheil, einem

Gutes

Gutes erweiſet, ohne dergleichen Freude und Danckbarkeit bey ihm rege zu machen: Allein die Urſache iſt, weil der, welcher die Gutthat empfängt, ſie für keine ſchätzet. Es kömmt indeſſen hierinnfalls meiſtens auf das Urtheil deſſen an, dem ſie gethan wird. Man mögte einen Kahlkopf mit dem ſchönſten Kamme beſchencken, ſo wäre das keine Gutthat für ihn, weil er ihm zu nichts dienete; Und ein Tauber wird die ſchönſte Symphonie für keine Gutthat halten. Folglich kömmt es auf die Manieren und die Geſchicklichkeit des Wohlthäters an, welcher in der That mehr Kunſt, mehr Klugheit haben muß, als der die Wohlthat empfängt; folglich fallen die Klagen über Undanckbarkeit auf die Ungeſchicklichkeit des Gebers zurück. . . .

Alpicola.

Ich habe meinem Freunde Alpicola mit wenig Worten geantwortet, daß der Mangel an Ausdrücken der Leidenſchaft, worüber er ſich ſo ſtarck beklaget, ihm durch den reichen Ausdruck des Witzes überflüſſig erſetzet ſey. Er beſitzt dieſen in einem ſo hohen Grade, daß ich ihn einem gewiſſen ſcharfſinnigen Frantzoſen an die Seite ſetzen darf,

welcher in einem Geſpräche, das er vermuthlich niemals geleſen, den Apollo mit dem Neptun über die Undanckbarkeit in einem gleichen Tone reden läſt. Neptun iſt in demſelben mit dem König Laomedon gantz übel zufrieden, daß er ihnen die Belohnung, die er ihnen für die Erbauung der Stadt Troja verheiſſen hatte, verweigerte, er ſchilt ihn einen ſchändlich undanckbaren Menſchen. Allein Apollo behauptet, daß die Undanckbarkeit eine Art Großmuth wäre, und daß ein hohes Gemüthe uns undanckbar machete. Vielleicht, ſagt er, halten wir uns darum nicht ſchuldig, eine Gutthat zu vergelten, weil wir glauben, daß wir ſie verdienen. Alsdann muß zwar die Urſache unſerer Undanckbarkeit die Hochachtung unſers Gutthäters bey uns zuwegebringen; und wir können dann die Geſchicklichkeit deſſelben ſeine Gutthat an einen Würdigen zu verwenden, nicht genug rühmen.

Neptunus meint, wenn die Undanckbarkeit einen ſo ſchönen Urſprung hätte, ſo würde man ſie höher ſchätzen als man thut. Es ſind gute Gründe, antwortet Apollo darauf, daß man dieſes nicht thut. Man thut keine Dienſte, als damit man dafür

andere wieder empfange, oder wenn man Gutes thut, ſo geſchiehts, damit man die, denen man Gutes gethan hat, ſich einigermaſſen unterwürfig mache. Wenn man Dienſte thut, damit man andere wieder empfange, ſo könnet ihr nicht fodern, daß man mit einem Undanckbaren gerne zu thun habe. Man weiß vorher, daß man mit ihm verſpielt. Wenn man Gutes thut, damit man ſich die unterwürffig mache, denen man Gutes gethan hat, ſo iſt es wieder nicht möglich, daß man ſich mit einem Undanckbaren wohl vertrage. Er will den Vortheil, den man über ihn erhalten hat, nicht geſtehen, und indem er uns ſeine Undanckbarkeit bezeuget, machet er, daß wir nicht mehr dergleichen Siege über ihn erhalten können.

Apollo füget hinzu, Laomedon wäre ein aufrichtiger Menſch, der durch das Bekenntniß ſeiner Undanckbarkeit zeigete, daß er ſie nicht mehr betriegen wollte. Wenn er dieſes im Vorhaben gehabt hätte, ſo hätte er ihnen ſeine Erkenntlichkeit bezeuget, und dadurch irgend einen neuen Dienſt von ihnen erhaſchet. Oder er hätte dafür gehalten, daß er ihre Gutthat verdienet hätte, und ihnen daher nichts dafür ſchul-

dig wäre. Vielleicht hätte er geglaubt, ihre Gutthat wäre eine Schuld, welche ſie ſelbſt zu bezahlen gehabt hätten. Man müſte demnach die Undanckbarkeit nicht ſo leichtſinnig verurtheilen, und da man ſähe, daß ſie mit der Großmuth ſo nahe verwandt wäre, ſollte man daraus lernen, daß die ſchlimmen Eigenſchaften öfters aus ſehr guten Grundſätzen herrühreten.

Das hundert und erſte Blatt.

Es wird kein Tranck gleichgültig angeſehn,
Wenn uns der Artzt ihn ernſtlich unterſaget.
von Hagedorn.

Ich war zum Unglücke abweſend, als die verkehrte und ſtarcke Neigung, die in allen menſchlichen Geſchöpfen ſo tief gewurzelt hat, dasjenige zu thun, was ſie ſonſt nicht thun würden, ſo bald es ihnen verbothen worden, weil ſie es dann nicht thun ſollten, in der Geſellſchaft der V. . in ihrer Gegenwart, und mittelſt ihrer Beyhülfe durch ſo geſchickte Fabeln und Parabeln vorſtellig gemachet

ward. Hätte ich die Ehre gehabt, damals der Geſellſchaft beyzuwohnen, ſo hätte ich nicht ſtumm bleiben dörfen; denn ich habe ſeit ein paar Jahre aus einem eigenen Triebe angefangen, alle die verſchiedenen Fabeln und Apologos, ſo ich über dieſe Materie in alten und neuen, ein- und ausländiſchen / Verfaſſern angetroffen, zuſammen zu leſen, und in ein Buch zu ſchreiben. Ich habe die Zahl ſchon über zwanzig gebracht, und habe die beſte Hofnung noch leicht ein Dutzend dazu aufzujagen. Wenn ich ſie auf drey Dutzend bringen kan, ſo werde ich der Begierde ſchwerlich widerſtehen können, ſie zuſammendruken zu laſſen. Unter denſelben hat folgende Erzehlung mich mit ihrer Artigkeit verführt, daß ich ſie in deutſche Verſe überſetzt, und in Reimen eingefaſſet habe, womit es mir aber gegangen, wie meinem Freunde Damon; *Mir zu gefallen haben die Wörter ſich nicht mit andern Buchſtaben anfangen und enden wollen, als ſie bisher gethan haben.* Ich überlaſſe ihnen einen Gebrauch davon nach ihrem Belieben zu machen. Es ſteht einem künftigen deutſchen Poeten noch ein groſſes und unbetretenes Feld zu Ehre und Ruhm offen,

wel-

welcher mit einer angenehmen und poetiſchen Art die beſten und lehrreichſten Erzehlungen des Boccacio, des Bevilaqua, des de la Heriſſaie, des Desperiers, des Straparole, und zwanzig andrer åltern und neuern zu erzehlen wůſte. Denn dieſen Dichter ſcheint das Schickſal unſerm Weltalter gemißgònnet zu haben.

* * *

Der Pudelhund; Eine Erzehlung.

Ein junges Paar an unſerm Limmatſtrand
War ſchon ein Jahr verſtrickt mit Hymens Band,
Die doch einander ſtets ſo zårtlich liebten,
Als ſie den Tag vor ihrer Trauung übten.
Er herrſchte nicht monarchiſch in dem Haus;
Sie putzte ſich nur für den Ehmann aus;
Sein tåglich Leben war ihr liebzukoſen;
In ihren Augen war ein andrer Mann
Nichts weiter als ein Menſch in engen Hoſen,
Mit aufgeſtůlptem Hut, und Borten dran;
Und ſie war keinem noch ſo nah gerůckt,
Daß ſie das ſchwarz in Augen ihm erblickt;
Denn einem Hauptmann nur von Milch und Blute

Im

Im goldverbrämten Rock und Strumpf und Hute.
Die Worte floſſen ihm mit Honigſeim;
Ihr Mann bracht ihn zuweilen mit ſich heim,
Daß er mit ihm ein Pfeifgen Knaſter rauchte,
Und, weil die Glut von Rauch und Feuer ſchmauchte,
Erzehlete, wie er in mancher Schlacht
Den Feind, der ihn getrutzt, = = nicht umgebracht,
Wie er, wenn niemand ſeinen Muth gehindert,
Im dunckeln Buſch ein Mädchen = = nicht geplündert.
Man hört ihn eine That bis zehnmal melden.
Der Mann bewunderte den dapfern Helden;
Die Frau noch mehr den goldverbrämten Rock,
Den Federbuſch, die Doſe, und den Stock.
   Allein was hat das ſchöne Band zerriſſen?
Die Muſe weiß es, ſollte ſies nicht wiſſen?
Ein wichtiges Geſchäft rief ihn von Land
An den nicht weit entlegnen Aareſtrand;
Fünf Tage ſollt er ihre Nächte meiden.
Wie kläglich that die Dame bey dem Scheiden?
Sie ſchloß ſich ihm um Hüften, Hals und Mund;
Ein langes ächzen that den Schmertzen kund.
Die ſchlancken Arme wurden endlich müde,
Und gönnten ihm, daß er von dannen ſchiede.

Er war noch nicht ſechshundert Schritte weit,
Als plötzlich ihm, und noch zur rechten Zeit,
In die Gedancken kam: Wird nicht indeſſen
Daß ich abweſend bin, der Mann mit goldnen Treſſen
Mit meinem Weib die lange Zeit vertreiben;
Ich werde zwar nicht lang von Hauſe bleiben;
Doch ſie iſt ſchön, er jung, und iſt es einſt gethan,
So iſt kein Geiſt, kein Gott, ders ändern kan.
Sie iſt zwar tugendhaft; doch kan ein Mann,
In dieſem Fall nicht zu viel Sorgfalt haben.
Drum = = Hans, du muſt nach Haus zurücke traben.
Ich habe meiner Frau es nicht gewehrt;
Der Abſchiedslerm hat mich daran geſtört;
Daß ſie des Hauptmanns Zuſpruch meiden ſollte;
Geh, ſag es ihr, daß ich gefolgt ſeyn wollte.
Hans gallopiert zurück, und denckt bey ſich:
Was ſoll ich thun? Wozu gebraucht man mich?
Das Werckzeug einer Trennung abzugeben?
Daß dieſe zwey hinfür im Hader leben?
Daß das Verboth die gute Frau verſucht,
Daß ſie das thut, was ſie anizt verflucht?
Sie iſt ſo unbefleckt; ich dörfte ſchwören,
Daß die in Mutterleib nicht reiner wären.

Ein

Ein ſolch Gewerb wird nicht von mir gethan,
Das meinen Herr zum Hanreh machen kan.
So ſtarck beſorgt um künftigs Ungelücke
Kam izt der kluge Hans bey Haus zurücke.
Die Frau erſchrack ihn wieder da zu ſehn,
Vor Furcht ein Unfall ſey dem Herrn geſchehn.
Hans ließ ſie lang in Angſt und Furchten ſchweben;
Die ſchöne Gabe war ihm nicht gegeben,
Mit welcher heut zu Tag Knecht oder Magd
Die gröſte Lüg in guter Ordnung ſagt.
Was macht, was will dein Herr? Geſchwind, erzehle
Wo er geblieben ſey, und was ihm fehle?
Hans ſprach: Er bittet euch durch meinen Mund,
Daß ihr - - Hier ſtockt er lang - - den Pudelhund
Nicht - hum - nicht reiten ſollt. Sind das nicht Poſſen!
Hans biſt du voll? Iſt dir der Witz verſchoſſen!
Wem kam der Sinn an deinen Hundesritt?
Fürwahr dein Herr trieb ſeinen Spaß damit.
Geh, ſag ihm nur, es brauche ſchlechte Gaben
Und kleinen Witz, den Hans zum beſten haben.
Kaum war er fort, als ſchon Madame fühlte,
Wie die Natur ihr Spiel in ihrem Hirne ſpielte.

Sie

Sie hieng den Kopf, ſie ſtaunt. Je mehr ſie dacht,
Je minder ward von ihr herausgebracht,
Was ihr Gemahl damit wohl ſagen wollte,
Daß ſie den Pudelhund nicht reiten ſollte.
Vielleicht gab er mir den Befehl allein,
Sein Herrſchaftsrecht zu üben; = Kan das ſeyn?
Da ſeit der Zeit, daß ich mit ihm vermählet,
Mit Ungehorſam ich kein mahl gefehlet.
So kindiſch hab ich ihn noch nicht gekannt,
Daß er den Knecht der Holzſchär nachgeſandt.
Es muß was ſeyn, das ich nicht kan ergründen,
Es fehlet mir an Witze zum Erfinden.
Wo nichts verborgen war, da ſuchte ſie.
Sie ſuchete mit gleich beglückter Müh,
Wie in dem myſtiſchen Freymäurer-Orden
Wharton zum Nachfahr Salomons geworden.
Sie ward zulezt des ſpeculirens ſatt,
Und gab dem glücklichen Gedancken ſtatt,
Daß ſie aus dem Verſuch erlernen wollte,
Was der Befehl geheimes ſagen ſollte;
Sie wollte den in dem Verborgnen thun,
Er ſollte ſtets in ihrem Buſen ruhn.

Was niemand ſähe, würde niemand ſagen,
Der Pudel würde ſie wohl nicht verklagen.
Nachdem ſie dieſes bey ſich ausgemacht;
Sezt ſie ins Werck, was ſie ſo wohl bedacht.
Sie locket ihn zu ſich, ſperrt alle Thüren,
Liebkoſet ihm mit ſtreichelndem Berühren;
Beſteigt dann hertzhaft ohne Steigereif
Den neuen Bucephal, und ſitzet ſteif.
Der Pudel war des reitens nicht gewohnt,
Man hatte ihm bisher damit verſchont.
Die Bürde ſchien ihm allzu ſchwer zu ſeyn;
Er ſuchte ſich davon gewaltſam zu befreyn,
Er ſträubet ſich, er murrt, er weiſt die Zähne.
Sie hält ſich feſt am Hals und an der Mähne,
Und ſchließt ſich ſo genau an ſeinen Rippen an,
Als eine Katz im gleichen Fall gethan.
Sie war beredt, es ſollt ihr ſo gelingen,
Die Meinung des Verboths herauszubringen.
Allein des Unglücks Hand war ihr zu ſchwer,
Der Roſſinante lief die Läng und in die Quer.
Lezt kroch er untern Tiſch. Sie fiel vom Hunde,
Und kriegt am Nacken eine leichte Wunde.

Sie raſt ſich hurtig aus dem Staub hervor,
Und ſchilt den Mann für einen blöden Thor.
Er kömmt nach Haus mit ſehnlichem Verlangen
Die Allerliebſte brünſtig zu umfangen.
Sie hört, ſie ſieht ihn, und bewegt ſich nicht.
Sie macht mit Staat ein ernſtlich Amtsgeſicht,
Sie ſchweigt und ſchielt; doch ſchweiget ſie nicht lange,
Zu ſchweigen und nicht ſchmähn that ihr zu bange.
Jezt brach die Wolck in Donnerworten loos,
Weil Bliz auf Bliz aus ihren Augen ſchoß,
Und auf den Wangen ſich ein Thränenbach ergoß:
Sieh was du und dein Pudel angefangen,
Es iſt noch keiner Frau ſo ſchlimm gegangen, - -
Sie fuhr getroſt auf dieſer Saite fort,
Doch laß ich alles dies an ſeinem Ort,
Ich gebe nur den Auszug ihrer Reden.
Die Frau ſchob alle Schuld auf ihren blöden.
Er war nicht klug, daß er es unterſagt;
Unſchuldig ſie, daß ſie es doch gewagt.
Der Mann erſtaunt, unwiſſend was geſchehen,
Er konnte nicht durch dieſes Miſchmaſch ſehen.
Er fuhr den Hans mit harten Worten an:

Was

Was haſt du mir vor einen Streich gethan?
Was ſagteſt du, daß ich von ihr begehrte,
Daß ſie darüber ſich die Stirn verſehrte?
Ihr bätet ſie, ſprach Hans, ſie ſollte nicht
Den Pudelhund beſchreiten. . . Böſewicht!
Kaum laß ichs, daß ich dir den Nacken breche. . .
Erlaubt, daß ich zuvor drey Worte ſpreche:
Hätt ich ihr den Befehl von euch gebracht,
Daß ſie den Herrn in der verbrämten Pracht
Vor eurer Widerkunft nicht ſehen ſollte,
Wenn ſie bey euch in Gunſten bleiben wollte,
So hätte ſie nicht weniger als nun
Die Luſt verführt, das Gegentheil zu thun;
Die Knoſpen die an ihrer Stirn aufgehen,
Die würden jezt an eurem Haupte ſtehen.
Mein Bißgen Witz war euch vor dieſer Schand;
Verdrießt es euch, ſo wird es leicht gewandt.

Hippomedon.

Das hundert und zweyte Blatt.

Senckt nur in eure Wort ein kühn und edles Leben
So habet ihr ihm ſchon den Adelsbrief gegeben.
Der redet allzeit wohl, der wohl und edel denckt,
Weil ſtets ein edler Sinn die Zung auch edel lenckt.
Thut ihr nach der Vernunft, ſo mags kein Deutſcher tadeln;
Dürft ihr die Wörter nicht, wie er Lackeyen, adeln?

Miſodem.

Ich weiß nicht, wie ich es aufnehmen ſoll, daß ihr auf meine Klagen über die tyranniſche Sprachrichter aus Sachſen ein ſo tiefes Stillſchweigen beobachtet. Iſt es eine gewiſſe Blödigkeit, die euch hinterhält, euch mit Leuten abzugeben, welche ein ſehr groſſes Geſchrey machen, ob man gleich nichts articulirtes darinnen unterſcheiden kan; mit Leuten, die ihre Menge fürchterlich macht, und die mit ihrem Anſehen widerlegen, da ſie es mit gründlichen Reden nicht können? Iſt es Friedfertigkeit, nach welcher ihr mit Geduld und Kaltſinnigkeit leiden könnet, daß Thorheit und Unvernunſt ihre Herrſchaft ruhig und ungeſtraft füh-

führen? Nein, keins von beiden; ihr ſeyd viel zu groſsmüthig und zu eiferig für die Rechte des Witzes und der Vernunft, als daſs ihr euch ihrer nicht mit Freudigkeit und einem gewiſſen innerlichen Affekte annehmen ſolltet. Vielleicht habet ihr mir den Artickel der Sprache überlaſſen wollen, und mich für denjenigen angeſehen, der dieſer Sache gewachſen wäre. In dieſer ſchmeichelnden Beglaubniſs habe ich die Feder nochmals ergriffen, die unverſchämte und ungerechte Tyrannie der Sachſen über den ſchweizerſchen und alle andere Dialekten der deutſchen Provintzen zu beſtreiten. Ich ſehe dieſes für einen hauptſächlichern Punkt an, als viele Leute davor halten möchten. Der gute Geſchmack, wird er gleich 30, 40, 50 Jahre und noch länger vom ſchlimmen unterdrückt, ſchwingt ſich doch zulezt empor, und nimmt den Rang ein, der ihm gebührt: Allein die Falten, die einer Sprache durch die gemeinſchaftlichen Bemühungen vieler Sprachev rderber gegeben werden, mögen durch keine Zeit ausgeglättet werden. Wie oft verfluchen heut zu Tage die Verſtändigſten von den frantzöſiſchen Scribenten die Verwegenheit ihrer Puriſten des vorigen Jahrhun-

hundertes; wie ſehr beklagen ſie, daß dadurch ein ſchlimmer Mangel und Zwang in die frantzöſiſche Sprache gebracht worden, indem man, niemand weiß, aus was vor einem Eckel, die beſten und kräftigſten Wörter daraus verbannet hat; welche heut zu Tage die Wünſche aller Verſtändigen, das Anſehn aller Academien nicht vermögen wiederum einzuführen. Dieſe traurige Erfahrung der Frantzoſen ſollte die Deutſchen klug machen, daß ſie durch unzeitiges Reinigen nicht die Haut wegriſſen, welche die Unreinigkeit von ſich ſelbſt abwerffen wird, ſobald die innere Verfaſſung zu ihrem rechtſchaffenen Stande gelanget ſeyn wird. Die Frechheit dieſer Sprachverderber iſt ſo groß geworden, daß wir in dreißig Jahren, wofern niemand ihrem Unternehmen Einhalt thut, eine von den abgeſchmackteſten Sprachen haben werden. Alles gehet darauf loos, ſie matt, nervenlos, weitläuftig, unbeſtimmt, zu machen; wozu ich noch ſetze, hart, und unbiegſam. Man giebt die Regel, daß die fremden Wörter ausgemuſtert werden ſollen; ſie auf eine abergläubige Art in Obacht nehmen, nennt man geſchickt ſchreiben; damit verfällt man auf Umſchrei-

bungen, auf übelpaſſende Ausdrücke, auf Verwechſelung der Wörter, auf andere ſchädliche Mittel mehr, nur damit man dieſer unumſchränckten Regel ein Genügen thue. Man machet neue theils zuſammengeſetzte, theils abgeleitete Wörter, welches ich gewiſſermaſſen lobe; aber niemand betrachtet zuvor, ob dieſe Wörter geſchickt und bequem ſeyn, ob ſie tonreich, biegſam, kurtz ſeyn; welches doch Eigenſchaften ſind, ohne welche ein ſolches Wort zu nichts dienen kan, als die Sprache zu verſtellen; denn was nicht gelencke, tönend, kurtz iſt, das iſt zum Gebrauche nichts nütze. Die meiſten Wörter, die noch am glücklichſten gedeutſchet ſind, dienen nur für ſich, und ſind zur Derivation unbequem, man kan keine Adjectiva, keine Subſtantiva daraus formieren.

Die Deutſchen brüſten ſich ſo ſehr mit dem Ueberfluſſe der ſo hochgeprieſenen uralten Heldenſprache, da doch ſo viele hundert und hundert wichtige Begriffe und Bilder ſind, wovon ſie nicht einen recht geben können. Allein da ſie ſich dieſen Reichthum ſo oft vorgeſungen haben, ſo ſind ſie über dem Liede ſanft entſchlafen, und träumen insgeſamt einen gleichen Traum. Ich

wünſchte mir allemal lieber die Sprache der Weiſen, als der barbariſchen Heiden, die ſich mehr um eine ſchwere Keule, als um ein leichtes Wort bekümmert haben.

Ich ſehe zwar wol, es iſt eine ſchwere Sache, dieſem Uebel abzuhelfen, man hat eine gantze Feſtung von Vorurtheilen wider ſich, ſie wird noch täglich mit neuen Werken vergröſſert, ihre Erbauer ligen auf den Mauren ſie zu beſchützen, man muß ſehr kühn ſeyn, ſie anzugreifen, und ſehr ſtarck ſie zu zerſtören.

Ich beklage dieſes Elend hauptſächlich wegen der Wiſſenſchaften, in welchen auf dieſe Art eine Menge unbeſtimmter Begriffe geworfen werden. Man hat z. Ex. das Wort Definitio durch Erklärung gegeben, da dieſes doch das ſagt, was Explicatio; wo es denn ungereimt herauskömmt, daß die Erklärung / (für das Wort Definitio genommen,) keinen klaren, ſondern einen deutlichen Begriff vorlegen ſoll. Man hat principium mutationum durch Quelle der Veränderungen / Algebra durch Buchſtabenrechnung / Ellipſis durch Oval-Linie / Centrum durch Mittelpunkt / Quadrans durch das vierte Theil eines Circkels / überſetzt, wo theils die

die Ideen nicht richtig paſſen, theils die deutſchen Wörter gantz ungelencke ſind, Beywörter daraus zu formieren. Wie wollet ihr *algebraiſch*/ elliptiſch/ *cen-tral*/ daraus herausbringen? Das Wort Superficies wird durch Fläche gegeben, und alſo mit Planum vermiſchet; Baſis durch Grundlinie / da Baſis doch bald eine Linie, bald eine Fläche, bald ein Kör-per iſt; Zu geſchweigen, daß bey dieſer Ueberſetzung der Vortheil wegfällt, das Wort im figürlichen Verſtande zu ge-brauchen.

Wenn man in Verdeutſchung dieſer und einer Menge dergleichen Wörter, keine genauen und biegſamen Wörter von deut-ſchem Stamme hat ausfinden können, wa-rum hat man ſich ein Bedencken gemacht, die fremden Wörter mit deutſchen Endun-gen in die Sprache aufzunehmen; welches gewiß das beſte und ſicherſte geweſen wäre? Ziehet hierbey auch dieſes in Betrachtung; es ſind nur in der Mathematick bey 600 Wörter, die faſt in allen Europäiſchen Sprachen, in welchen mathematiſche Bü-cher geſchrieben werden, mit einer gerin-gen Veränderung der Endung gebraucht werden; welches dem Gedächtniſſe eine un-

gemeine Hülfe iſt; ſobald nun die Mathematick auch im deutſchen abgehandelt werden ſoll, wird man alle dieſe Wörter mit neugemachten deutſchen geben wollen; alsdann muß man 600 Wörter mehr lernen, nnd der beſte Mathematiker, der dieſe Wiſſenſchaft in den fremden Sprachen erlernet hat, wird kein Wort davon in ſeiner eigenen Mutterſprache verſtehen, eh er ſich dieſe neugeſchmiedeten, unerkäntlichen Kunſtwörter bekannt gemachet hat. Nun hat es beynahe eben dieſe Beſchaffenheit mit der Phyſick, der Metaphyſick, der Baukunſt, den militariſchen Wiſſenſchaften, und mit allen andern, welche nicht von Deutſchen erfunden worden; und wie wenige ſind von ihnen erfunden worden? Man urtheile aus dieſem, was vor eine Arbeit dadurch für einen Lernenden verurſachet wird. Doch dieſe wollte man noch ertragen, wenn die Verdeutſchung nur allemal glücklich geriethe, und die weggeworffenen Wörter richtig erſetzete.

Allein dieſer Geſchmack an Verdeutſchungen, die mit offenbarem Abbruch der Genauigkeit und Bequemlichkeit geſchehen, iſt jezo bey den Sachſen ſo ſtarck eingeriſſen, daß er ihnen ſchwerlich zu benehmen

iſt.

iſt. Das ſchlimmſte iſt, daß ſie denſelben allen übrigen Kreiſen und Provintzen Deutſchlandes aufdringen wollen. Wie weit ſich eine Provintz in Anſehung der Sprache nach einer andern, der ſie nicht unterthänig iſt, zu richten habe, iſt nach meinem Erachten eine Frage, die überaus würdig wäre, von einem geſchickten Manne unterſuchet zu werden; denn das iſt wahrhaftig wiederum nichts geringes für ein Volck, das diesfalls unter eines andern Herrſchaft leben ſoll. Man zieht zu Felde ein Stück Landes zu beſchützen, deſſen ſich der Feind bemächtigen will: und ſollte man ſich gegen die nicht wehren dürfen, welche uns die Freyheit unſere angebohrne Sprache zu reden rauben wollen?

Ich habe mit allem meinem Nachſinnen noch keinen tüchtigen Grund ausfinden können, warum eben der Meißner-Dialekt die Herrſchaft haben ſollte; warum andere Provintzen nicht eben ſo viel Recht haben ſollten, ihre eigene Mundart auszubeſſern? Sagte man, andere Dialekte wären in keine Grammatick gebracht: Aber der ſächſiſche eben ſo wenig; denn dergleichen Sprachlehren, wie die Sachſen haben, kan man in vierzehn Tagen für eine jede Mundart der Deut-

Deutſchen machen. Auch weder die Kürze noch der Reichthum geben der ſächſiſchen Sprache einen beſondern Vorzug. In Anſehen der Kürtze wird man in vielen andern Dialekten weit gröſſere Vortheile wahrnehmen. In unſerer ſchweitzeriſchen Mundart offenbaret ſich eine ſehr merckliche Neigung für dieſelbe. Wir können faſt alle Ausdrücke, wozu die Sachſen das Hülfs-Wort werden nöthig haben, mit nur einem Worte geben; anſtatt ſchön werden/ ſtarck werden/ weiß werden, ſagen wir, ſchönen/ ſtarcken, weiſſen.

In Anſehung des Reichthums muß der Vortheil nothwendig auf der Seite der andern Provintzen ſeyn, indem eine jede von denſelben erſtlich eine gute Anzahl eigener Wörter beſitzt, welche ſie aus der alten deutſchen Sprache hergebracht, und durch ihren Gebrauch von dem Untergange gerettet hat, hernach ſich ſelber die Wörter, welche der ſächſiſchen Mundart eigen ſind, in ihren Schriften und Reden nicht verbeut. Ich könnte nur in der ſchweitzeriſchen Sprache ein ſehr ſtarckes Verzeichniß von Wörtern ſammeln, welche Sachſen nicht hat, ob ſie gleich in den deutſchen Schriften vom 11ten 12ten und noch frühern Jahrhun-

hunderten gantz gebräuchlich ſind, und viele kleine und artige Umſtände in ſinnlichen Dingen ſehr genau beſtimmen, ſo daß ſie nicht wenig dieneten, eine Beſchreibung lebhaft zu machen.

Die Lieblichkeit in der Ausſprache mögte vielleicht der Meißniſchen Sprache ein würcklicheres Vorrecht ertheilen. Doch dieſes wäre denn nur ein Vorrecht ihres mündlichen Vortrages, welches nicht bis auf die Schriften erſtrecket werden müſte, geſtalt die Orthographie in Sachſen und in den übrigen Provintzen einerley iſt, oder wenigſtens von derſelben nicht in wichtigern Stücken unterſchieden iſt, als ſie es in den Schriften der Sachſen ſelber iſt; alſo daß jedes Volck nach ſeiner eigenen Art ausſprechen kan. Allein es iſt etwas ſo zartes um die Ohren, ſie ſind ſo biegſam, und laſſen ſich ſo leicht gewöhnen, Anmuth von gewiſſen Arten Klanges zu empfinden, daß dieſes vermeinte Vorrecht der Lieblichkeit in der meißniſchen Ausſprache ſich auf eine ſehr ſtreitige Kleinigkeit wird bringen laſſen. Andere Provintzen mögen für ſich ſelbſt reden, was die ſchweitzeriſche Ausſprache anbelangt, ſo haben und brauchen wir mehr Selbſtlauter, als die Sachſen,

wel-

welches nothwendig unſere Sprache tonreicher machen muß. Ihre Enunciation hat einen Hauptfehler, indem ſie ſo viele n an den Endungen der Wörter hören läſt. Das muß nothwendig eine Kakophonie verurſachen; und dieſem helfen wir in der Ausſprache, indem wir dieſe n von Zeit zu Zeit abbeiſſen, und ſtatt en nur ein leiſes e hören laſſen; dadurch geſchiehet, daß ſich jedes Wort mit dem folgenden angenehm verbindet, welches bey den dazwiſchen ausgeſprochenen Mitſtimmern nicht ſeyn würde. Wir ſprechen auch die Diphthongen beſſer aus, als die meiſten deutſchen Völcker; wir ſagen Oel, nicht ehl; hoeren nicht heeren; Geiſt nicht Gaiſt; über, nicht iber; Nüſſe, nicht Niſſe. In der Sylbe ie laſſen wir das e hören, anſtatt daß andere Deutſche nur das bloſſe i vernehmen laſſen, ſie ſagen Lib, Dib, anſtatt Lieb, Dieb; wo die Rechtſchreibung uns noch heut zu Tage Zeugniß giebt, daß wir recht ausſprechen, und daß man vormahls ſo ausgeſprochen hat. Wir ſprechen mit Recht aus, Heu, Treu, Reu, anſtatt Hay, Tray, Ray, wie man anderſtwo thut. Man ſehe nur die Poeten der mittlern Zeiten nach, die

Gol-

Goldaſt herausgegeben, und vergleiche die Rechtſchreibung derſelben mit der ſchweizeriſchen Ausſprache, ſo wird man bald entdecken, daß in dieſer die e, die i, die o, die u, die daſelbſt auf andere Selbſtſtimmer geſetzet werden / annoch gelinde können gehöret werden. Wir vermehren die Diphthongen nicht über die Maaſſe, wie die Sachſen thun, welche die au / und die ei in etlichen hundert Wörtern eingeſchaltet haben, wo wir nur ein einfaches ſanftes u / und i hören laſſen. Sie ſprechen mit gehnendem Munde aus, Haut / Kraut / Laut; mein / dein, ſein / da wir ausſprechen, Hut / Krut, Lut; min / din / ſin; wie man vormahls in dem gröſten Theile Deutſchlandes ausgeſprochen hat, wovon wiederum Goldaſt und alle Scribenten der mittlern Zeiten Zeugen ſind. Mithin geben wir dieſem u in dem Wort hut / wenn es Cutem bedeutet, einen gantz verſchiedenen Ton, als wenn es Pileum bezeichnen ſoll. Die Buchſtaben g und j werden von den Sachſen dermaſſen mit einander verwechſelt, daß gut und Jud z. Ex. an ihrer Ausſprache nicht zu unterſcheiden ſind; Bey uns hat das g ſeinen eigenen, und das j ſeinen beſondern Klang.

Der-

Dergleichen Anmerckungen könnte man noch eine Menge machen, welche den Sachſen ihre Anſprache auf die Vorrechte ihrer Mundart nicht nur zweifelhaft machen, ſondern öfters den Streit für den ſchweizeriſchen Dialekt entſcheiden würden.

Ich füge nur noch dieſes hinzu, daß die Schweitzer und alle die deutſchen Völcker, welche ſich der Meißniſchen Mundart unterwürfig machen, zu gleicher Zeit ſich der Hoffnung begeben müſſen, daß ſie jemahls die Schreibart erwiſchen werden, welche man in Franckreich die naiſe nennt. Denn wie wird derjenige naif, das iſt, in der Sprache der Empfindungen ſchreiben können, der das Sächſiſche, ſo wie etwann das Lateiniſche aus den Büchern erlernen muß? Welcher wird im franzöſiſchen das Zarte, das Empfindliche, das Eigenthümliche gnugſam erreichen, der nicht von Jugend auf in dieſer Sprache erzogen worden? Ich habe zu Paris öfters beobachtet, daß die franzöſiſche Sprache keine geringe Anmuth und Kraft daher bekömmt, weil wohlgezogene und wohlgeſittete Leute eben ſo reden, wie man in Proſe und zum Theil in Verſen ſchreibet. Dieſes muß nothwendig etwas ſehr natürliches hervorbringen; und weil

die

die Ausdrücke durch den täglichen Gebrauch sehr geläuſtig, klar, ja deutlich werden, ſo ſchildern ſolche wahrhaſtig weit lebhafter, als ſolche, die man nur durch das bloſſe Leſen, oder aus den Büchern erlernet. In dieſem Falle ſind nun alle diejenigen begriffen, die nicht in Sachſen auferzogen ſind. Sie müſſen eine fremde Sprache ſchreiben, die ihnen nicht natürlich iſt, die ſie nicht aus dem täglichen Gebrauche innen haben, die ſie nicht reden. Sie werden auf die Art das Deutſche ſchreiben, wie wir das Latein ſchreiben/ da leicht zu erachten iſt, was Terentz und Cicero, wenn ſie wieder in das Leben kämen, davon urtheilen würden.

In Franckreich iſt die Sprache der Schriften keine andere als die Sprache der Standesperſonen und der Gelehrten im gemeinen Umgange. Die Redensarten die man in den Schriften braucht, ſind aus dem Umgange genommen, und werden alle Tage gehört: In Deutſchland ſind die Sprache des Umganges, und die Sprache der Schriften zwo gantz verſchiedene Sachen.

Man kan nicht ſagen, daß die deutſche Sprache in Deutſchland, oder nur in eini-

gen Provintzen Deutſchlandes allgemein ſey; denn wie kan ſie da allgemein ſeyn, wo unter den verſchiedenen Ständen und Claſſen der Einwohner keine Gemeinſchaft iſt; wo der hohe Adel nichts mit dem geringern, der geringere nichts mit dem neuern, dieſer nichts mit den Bürgern, die Bürger mit den Bauern nichts gemeinſchaftliches haben, wo einer den andern ausſchlieſſet, vermeidet, wo jeder einen Stand für ſich ausmacht, und in ſeinem Kreiſe bleibt. Wie kan unter ihnen die Sprache cirkulieren, wie können die Wörter und Redensarten der einen zu den andern überkommen, und von ihnen genutzet werden? Muß nicht die ſchweitzeriſche Sprache, wo die Freyheit alle Einwohner unter einander ſo genau verbindet, daß ſie ſolche beynahe zu ſeines gleichen machet, dadurch allgemeiner, gleichmäſſiger werden? Muß ſie nicht ſo viel weiter ausgebreitet, und für ſo viel mehrere Leute brauchbar werden, je mehrere Arten Leute daran arbeiten?

Aus allen dieſen und mehr dergleichen Urſachen ſollte wohl kein beſonderes Volck in der Sprache des andern Knecht werden, ſondern jedes ſollte ſeinen eigenen Dialekt, ſo gut als es könnte, ausbeſſern. Alſo

haben

haben die Griechen in ihren verſchiedenen Provintzen gethan. Alſo haben die Holländer das Hertz gehabt zu thun; da ihr Dialeckt vor dieſem ſowohl als der ſchweizeriſche nur eine deutſche Mundart geweſen war, haben ſie ſolchen nach ihrer eigenen Art ausgeputzet, erweitert und angebauet, daß er jezo für ſich ſelber, als eine beſondere Sprache beſtehen kan, zumahl da in demſelben in Proſe und in Verſen Wercke geſchrieben werden, die ihm eine lange Dauer verſprechen. Wenn die Sachſen vor dieſem ihre Ausſprache auf die Sprache ſo hoch getrieben haben, als ihre jeztlebenden Nachkommen, ſo werden ſie wohl in dem Holländiſchen Dialekte ſo viel Rohigkeit, ſo viel unerhörtes, ſo viel unliebliches auszuſetzen gefunden haben, als in dem Schwäbiſchen oder Schweitzeriſchen; allein die Niederländer haben ſich daran nicht gekehret, ſondern ihren eigenen Ohren gefolget, und ſich ihres natürlichen Rechtes auf ihre Sprache bedient. Die Natur hat jedem unvernünftigen Geſchöpfe ſeine eigenen Organa formirt, wodurch es nach ſeiner Art die Töne von ſich geben ſoll; und niemand hat noch behauptet, daß ein Thier des andern Stimme nachahmen

 ſollte;

ſollte; warum denn ein Volck des andern, da nichts vorhanden iſt, was es dazu vermögen ſollte?

Laſſet uns derowegen alle Furcht für den Sachſen beyſeite ſetzen, und unſers Rechtes und Eigenthums uns mit der Freyheit und der Geſchicklichkeit bedienen, daß unſer Dialekt durch die Ausputzung und Erweiterung ſeines glücklichen und von Alter hergebrachten Schwunges zu einer für ſich ſelbſt beſtehnden, und für ſich zulänglichen Sprache werde. Wenn wir es einmahl ſo weit bringen werden, daß in demſelben geſchickte, vortreffliche Bücher in Proſe und in Verſen geſchrieben werden, ſo wird es den Sachſen, die ſolche jetzo ſo verächtlich halten, noch dazu kommen, daß ſie ſelbige als eine fremde und eigene Sprache, die ſich hors de page geſetzt hat, erlernen müſſen. Dieſes würde einer Nation, die ſich in Anſehung der bürgerlichen Verfaſſung aus dem Wirbel des deutſchen Reiches loosgemachet hat, vor allen andern wohl anſtehen. Allein ich fürchte ſehr, alles dieſes werde wohl unter die pia deſideria zu rechnen ſeyn, nachdem kein Anſchein iſt, daß man den Strohm in ein ander Bette richten werde.

Wenn

Wenn es ihnen, Mein Herr! beliebete, die Materie von der Auspolirung der Provinzial-Dialekten, und insbeſondere des ſchweitzeriſchen nach ihrer gründlichen Manier abzuhandeln, ſo wollte ich der Hoffnung noch Platz geben, daß es Frucht haben würde. Denn wer will doch ſeine Sprache, und ſich ſelbſt nicht gerne von dem Zunahmen eines Barbarn befreyen? Ich kan mich nicht enthalten zu gedencken, daß ſie dieſes ihrem Vaterlande ſchuldig ſind ꝛc. Ich verbleibe ꝛc.

Den 1 Mertz, 1722.

W. Erlebach.

Das hundert und dritte Blatt.

Atqui vultus erat multa & præclara minantis.
HOR. L. II. Sat. 3.

Herr Sittenmahler!

Sie können keinen deutlichern Beweisthum der Hochſchätzung fordern, in der ihre moraliſche Schrift ſteht, als die Unruhe, womit man durchgehnds die Nachricht aufgenommen hat, wel-

welche ſie von ihrem bevorſtehenden Ende gegeben haben. Nichts tröſtet uns deßfalls, als daß wir einige Hofnung haben, ſie werden bald ſich unter einer andern Geſtalt wieder ſehen laſſen. Sollte dieſe Hofnung fehl ſchlagen, wie würden nicht auf einmal ſo viel Leute auf das truckene geſetzt, die eines Blattes beraubet würden, das ſie wöchentlich mit Gedancken befruchtet hat. Dieſem Unglücke vorzukommen, wollte ich gerne meine beſten Kräfte anwenden, wenn ſie nur gröſſer wären. Ich habe mich in dieſer Abſicht ſelbſt erforſchet, und nachdem ich eine ziemliche Anzahl guter Gedancken vor mir gefunden, welche verdieneten, daß die Stadt ſie weiter überlegete, habe ich auch die Geſtalt probirt, in welche ich mich den Leuten zu meinem beſten Vortheil zeigen könnte. Sie werden auf beygelegtem Blatte ſehen, was vor eine erſte Anrede ich bey meinem Eintritte zu halten gedächte. Wofern ſie mir die Tüchtigkeit zu dergleichen Unternehmen zutrauen, ſo belieben ſie dieſes Blatt bekannt zu machen, damit ich vor der Hand, eh ich den Fuß noch zu weit in die Provintz eines Autors geſetzt habe, bemercken könne, ob man mich gerne zu ihrem Nachfahren anneh-

nehmen würde, oder ob man vielmehr ohne Reue ſehen kan, daß ich in der Dunkelheit eines ehrlichen Mannes für mich allein dencke.

Der Zürchiſche Zuſeher.

Cur aliquid vidi? - - - -

OVID.

WEnn ich nach der moraliſchen Abſicht forſche, wodurch die gütige Natur mögte bewogen worden ſeyn, den vernünftigen Menſchen mit Werckzeugen des Geſichtes zu verſehen, ſo finde ich, daß es geſchehen, damit ſie denſelben dadurch mit der ſichtbaren Welt bekannt machete. Da nun dieſe einestheils ein Spiegel der Göttlichen Allmacht und Weisheit, anderntheils aber ein Schauplatz der menſchlichen Thorheit und Gebrechlichkeit iſt, ſo hat ſie ihn mittelſt des Geſichtes zu einem Zeugen von beyden machen, und durch die Erfahrung von den zwo wichtigſten Wahrheiten überführen wollen. Dieſemnach iſt eines jeden Menſchen Pflicht, daß er ſeine Augen, wodurch er alleine mit der ſichtbaren Welt in eine Gemeinſchaft verbunden iſt, gebrauche, zuerſt

zwar durch die Betrachtung der Wercke der Schöpfung zu einer ehrfurchtvollen Erkenntniß des groſſen Schöpfers zu gelangen, hernach aber auch die Phantaſterey des menſchlichen Hertzens, wie ſich ſolche in dem widerſinnigen Betragen des gröſten Haufens derer, die ſich Menſchen nennen, äuſſert, nicht ohne Beſchämung zu erkennen: Dieſe Einſicht und Erkenntniß haben die ſichere Wirckung, daß ſie die ſtoltze Einbildung des Menſchen danieder ſchlagen, und ihn in die rechte Ordnung, ohne die er ſich nur von ſeiner Glückſeligkeit entfernet, zuruckführen.

Wiewohl nun die gütige Natur einen jeden Menſchen, eben dadurch daß ſie ihn mit Augen verſehen hat, in das Amt eines Zuſehers offentlich eingeſetzet hat; ſo kan man dennoch ſagen, daß dieſe moraliſche Abſicht gröſtentheils unbekannt ſey, oder muthwillig aus der Acht geſetzet werde. Für die groſſen Wercke des Schöpfers iſt man insgemein mit offenen Augen gantz blind, und eine dumme Gewohnheit machet ihre Eindrücke ſo ſtumpf, daß ſie uns gar nicht rühren. Was hernach die Handlungen und Geſchäfte der Menſchen, unter denen wir leben, anlanget, ſo machet

uns

uns zwar eine angebohrne Neugierigkeit ſorgfältig genug dieſelben auszukundſchaften, allein da dieſe Neugierigkeit allzu eilfertig und flüchtig iſt, ſo erſtrecket ſie ſich nicht weiter als auf eine hiſtoriſche Wiſſenſchaft der äuſſerlichen Umſtände und mechaniſchen Bewegungen, wobey der Menſch in ſeiner wahren und natürlichen Geſtalt uns immer verborgen bleibet. Eine Wirkung und ein Beweisthum dieſer allgemeinen flüchtigen Zerſtreuung der Menſchen iſt, daß durchgehnds unter den periodiſchen Schriften die wöchentlichen politiſchen Zeitungen, nnd hiſtoriſchen Nachrichten für den angenehmſten Zeitvertreib geachtet werden. Dieſe Menſchen ſchöpfen das gröſte Vergnügen aus einer umſtändlichen Nachricht von denen abentheurlichen Maſken die auf einem Carneval erſchienen; von der Pracht eines offentlichen Einzugs; von dem Ceremoniel bey einem feyerlichen Empfange; von dem Fortgang einer hohen Schwangerſchaft; von der Einrichtung einer köſtlichen Mahlzeit; von einem nahmhaften Gewinn auf dem Spiel; von einer neuen Kleidertracht; von Verleihung neuer Titel, u. dergl. Will man wiſſen, wie leichtſinnig die Menſchen ihre Augen brau-

chen, ſo darf man nur in den gewöhnlichen Geſellſchaftsſtuben auf die wichtigen Entdeckungen Achtung geben, mit deren Erzehlung ſie einander unterhalten, und die langen Stunden verkürtzen helfen; Man würde ſich verſchweeren, daß die Menſchen, von denen ſie den Stof zu ihren Geſprächen entlehnen, eine Gattung Maſchinen wären, die kein ander Vermögen hätten, als ſich zu bewegen.

Ich kan daher die kluge Erfindung des Engelländiſchen Zuſehers nicht genugſam anpreiſen, der durch das Mittel ſeiner vortrefflichen moraliſchen Zeitungsblätter das Geheimniß erfunden hat, die Menſchen aus dieſer flüchtigen Zerſtreuung in die Erkenntniß ihrer ſelbſt hineinzuführen, und unter angenehm-abwechſelnden Vorſtellungen fremder Bilder ſie zu nöthigen, einige verſtohlene Blicke in ihren eigenen Buſen zu thun. Ich pflege dieſe glückliche Erfindung mit der Erfindung der Fern- und Vergröſſerungs-Gläſer in eine Vergleichung zu ſtellen; denn wie dieſe das Auge des Leibes in ſeiner Sehungskraft ſchärfen, daß wir in dem Reiche der Natur, in der Entfernung und in dem Kleinen, neue Welten von Geſchöpfen, die dem bloſſen

Auge

Auge bisdahin unvernehmlich waren, entdecken können; Alſo hat jene Erfindung in dem moraliſchen Reiche ein ſolches Licht aufgeſtecket, daß da wir vorhin die Menſchen nur als Bäume wandeln geſehen, wir nun verrätheriſche Blicke in ihr Hertz hinein ſchieſſen, und die Urſachen aller dieſer äuſſerlichen Bewegungen entdecken gelernet haben.

Die allgemeine Pflicht nun, die zufolge der im Eingange gemachten Anmerckung auf allen Menſchen liegt, und das groſſe Exempel dieſes berühmten Vorgängers könnten mein Vorhaben überhaupt genugſam rechtfertigen, da ich das Amt und den Poſten eines Zuſehers auf mich nehme, den ich ſeit einiger Zeit verlaſſen gefunden habe: Und ob ich zwar mit derjenigen Scharfſichtigkeit des Geiſtes nicht ausgerüſtet bin, mit welcher der Engelländer dieſes Amt bey ſeiner Nation geführet hat, ſo halte ich mir für erlaubt zu zweifeln, ob meine Leſer, ohne ſich ſelbſt zuviel zuzumeſſen, ſo viel von mir fordern können, als des Engelländers ſeine.

Der Engelländiſche Zuſeher hat einen groſſen Beweisthum von ſeiner Tiefſinnigkeit durch die Aufkündigung der Rede gegeben;

ben. Er hatte in ſeinem gantzen Leben nicht drey Sätze nach einander laut ausgeſprochen, weil ſein tieſes Nachdencken der Zunge keine Zeit ließ, ihr Amt zu verrichten. Dieſes tieſe Stillſchweigen hatte er mit Horatzen gemein, der von ſich ſelbſt angemercket, daß er eben deßwegen von den Leuten ſeiner Zeit für ein Wunder ſey angeſehen worden:

- - - - Mirantur ut unum
Scilicet egregii mortalem altique ſilenti.

Damit er aber vor ſeinem Tode den Abgang der Rede ſeinen Landesleuten, unter denen er als ein ſtummer lebte, mit Wucher erſetzen und abtragen könnte, ſo mußte ihm die Feder die Dienſte leiſten, die ihm ſeine Zunge verſagte, und die Kunſt des Buchdruckers machte ihn nicht nur an etlichen tauſend Orten auf einmahl gegenwärtig, ſondern verſah ihn, ſo zu reden, mit tauſend Zungen: Alſo daß wir ſeine moraliſchen Blätter als eine Frucht ſeines Stillſchweigens anzuſehen haben.

Soll ich nun ebenfalls Urſachen meines beſondern Berufes zu dieſem Amt anführen, ſo iſt die erſte und vornehmſte, daß ich Augen habe, und dieſelbigen mit Nachden-

dencken gebrauche; Nun müſte man ja höchſt ungerecht ſeyn, wenn man mir ſolches zur Schuld rechnen wollte, daß ich die Thorheiten der Menſchen, die vor meinen Augen begangen werden, ſehen muß. Und obgleich mein Temperament der Speculation nicht ſo ſtarck ergeben iſt, als des Engelländers war, folglich meiner Zunge Zeit genug übrig gelaſſen würde, ihren Dienſt ſelbſt zu thun; ſo lebe ich gleichwol nun einige Jahre her gantz entfernet von der Geſellſchaft in der Einſamkeit, unverehlicht, ohne Amt, Gewerb, oder anders, das mir einige Gemeinſchaft mit andern nothwendig auferlegen könnte. Das einzige Band, das mich noch auf einige Weiſe mit der Geſellſchaft zuſammenhält, iſt der vertraute Umgang mit einem halben Dutzend Freunde beyderley Geſchlechts, von denen ich auf meinem Vorwercke öfters Beſuch zu empfangen das Vergnügen habe; wiewohl ich auch den Umgang mit denſelben vielmehr durch Briefe und Bothen, hiemit durch eine ſtumme Converſation, als von Munde durch den Dienſt der Zunge unterhalte. Dieſes ſchwatzhafte Werckzeug der Rede hat in meinen jüngern Jahren ſeinen Tribut reichlich abgetragen: Nachdem aber eine

eine kleine Verwegenheit deſſelben mir meine Sache mit der Geſellſchaft, unter welcher ich damahls lebte, gäntzlich verderbet, ſo faſſete ich den Entſchluß, mich von allen Banden loß zu reiſſen, ein freywilliges Elend zu bauen, und alſo dadurch daß ich meiner Zunge die Gelegenheit ſich unnütze zu machen auf einmahl abſchnitte, dieſelbe gleichſam zur Strafe zu einem ewigen Stillſchweigen zu verurtheilen.

In dieſer Entfernung lebe ich nun gantz frey von aller Zerſtreuung, und das Spiel der Welt dienet mir zu einem Zeitvertreib; denn dieſes iſt der eintzige Nutzen, den ich mir von der Geſellſchaft noch ausbedungen habe, daß ſie mir vergönne, mich über ihren Thorheiten bey mir ſelbſt luſtig zu machen. Ich bin auch ſicher, daß die Menſchen mir dieſe Freude nicht mißgönnen würden, wenn ich ſie übrigens in ihren thörichten Bemühungen ungeſtört lieſſe; aber daß ich ſo unbeſonnen horribile illud ſecretum, daß Midas Eſelsohren habe, den plauderhaften Schilfrohren zu vertrauen geſinnet, das iſt ein Beginnen, welches ſie mir nimmer zu gute halten werden. Ich muß auch geſtehen, daß eine kleine Boßheit mich an dem ſtoltzen Menſchen zu rächen,

rächen, mich auf die Gedancken geführet hat, durch die Hülfe des Drucks in einem wöchentlichen Blatte meine freymüthigen Betrachtungen über die Thorheiten der Menſchen bekannt zu machen.

Ich bin alſo gantz ferne von der ſtoltzen Abſicht die Menſchen beſſer zu machen, und mich zu einem obgleich ſtummen, doch öffentlichen Lehrer ſelbſt aufzuwerfen; Ich weiß wol, wie viel dazu erfodert wird, dieſem Amt genug zu thun: Legem ſibi ipſi dicunt, ſagt Cicero in Verrem Lib. III. Cap. 2. innocentiæ, continentiæ, virtutumque omnium, qui ab altero rationem vitæ repoſcunt: atque eo magis, ſi id faciunt nulla re commoti, niſi utilitate communi. Nam qui ſibi hoc ſumſit, ut corrigat mores aliorum, quis huic ignoſcat, ſi qua in re ipſe ab religione officii declinarit? Ich bin auch viel zu blöde, als daß ich mir einen Zweck vorſetzen ſollte, den ich zu erhalten die wenigſte Hoffnung haben kan. Da mir hingegen die Abſicht mich über den Thorheiten der Menſchen zu ergetzen, und durch die öffentliche Beſchämung mich an ihnen zu rächen, nicht fehl ſchlagen kan, angeſehen jenes von meinem eigenen Geſchmacke abhängt, dieſes

aber

aber eine natürliche Folge und Wirckung der ſtoltzen Eigenliebe der Menſchen iſt. Dazu kömmt noch, daß ich nun, nachdem ich freywillig mit der Geſellſchaft gebrochen habe, keine Urſache mehr habe, dieſelbe oder mich zu verſchonen; da ich mein Vergnügen inner mir finde, und alſo mein Glück nicht von ihrer Gunſt erwarten muß, ſo ſtehe ich gegen ihren Zorn in genugſamer Sicherheit. Ein eintziges Mittel ſtehet in ihrer Gewalt, meine Abſicht einigermaſſen zu hindern, wenn ſie ſich nemlich verſtehen könnten, meine rachſüchtigen Blätter ungekauft und ungeleſen liegen zu laſſen, und mit Verachtung gleichgültig anzuſehen; allein ihre Neubegierde iſt mir Bürge, daß ich dieſes nicht zu befürchten habe, und ich werde Leſer genug haben, wenn ich nur diejenigen miſſen muß, die gelernet haben, die Unbillen mit Verachtung zu lohnen.

Dieſe Art durch ein gedrücktes Blatt die Menſchen beſchämt zu machen, vermehret auch dadurch mein Vergnügen, daß ſie auf dieſe Weiſe genöthiget werden, den Spiegel, der ihnen ihre Narben vorrücket, um ihr eigen Geld zu kaufen: Und was iſt billicher, als daß die Menſchen ihre Thorheiten bezahlen? Mithin muß ich zum

Troſt

Troſt meiner Leſer nicht ungemeldet laſſen, daß meine Vorſtellungen nicht auf die Individua des menſchlichen Geſchlechts, oder auf beſondere Perſonen gehen, ſondern auf den Menſchen überhaupt in ſeinen verſchiedenen Beziehungen nach ſeiner moraliſchen Fähigkeit betrachtet. Dieſer Menſch trägt keinen beſondern Nahmen, dadurch man ihn von andern ſeines gleichen unterſcheiden ſollte. Bey ihm hat weder der Unterſcheid des Geſchlechtes, noch Alters, noch Standes einigen Platz; und doch kommen ihm alle dieſe Veränderungen zu. Er iſt unſichtbar, er hat nicht ſeines gleichen; Er iſt ein gantzes, davon ein jeder Menſch ein unendlich kleiner Theil iſt. Meine Leſer, die ſo viel einzelne Perſonen ausmachen, werden daher niemahls eine genugſame Urſache finden, die Beſchimpfungen, die dieſen ungeheuren Menſchen treffen, ſich insbeſondere zuzueignen, oder darüber böſe zu werden, angeſehen ſie dieſem Menſchen nicht näher verwandt ſind, als ich oder ein anderer Menſch. Zudem ſind die Menſchen über dieſen Titel, den ſie mit allen Leuten ihres Geſchlechtes gemein haben, bey weitem nicht ſo eiferſüchtig, als über die beſondern Titel, eines gelehrten,

eines dapfern / eines kunſtreichen, edlen ꝛc. weil ſie glauben, daß ſie dieſe beſondern Titel verdienen können, ohne ſich des Titels der Menſchen würdig zu machen.

Mein Vorgänger, der Engelländiſche Zuſeher, hat ſo ſonderbare Sachen von ſich ſelbſt erzehlet, daß ich nicht zweifle, ſeine Leſer werden daraus eine groſſe Hochachtung gegen ihn empfangen haben, und zugleich deſto geſchickter geworden ſeyn, ſeine Blätter zu verſtehen. Der eintzige Umſtand von der merckwürdigen Kürtze ſeines Angeſichts wird ihnen in Beurtheilung derſelben nicht ein weniges gedienet haben.

Aus dieſer Betrachtung will ich ihnen ebenfalls etliche ſonderbare Umſtände von meiner Geſchichte offenbaren. Ein arbeitſamer Durchnäſcher alter genealogiſcher Urkunden, der meine Stimme zu einer Beföderung nöthig hatte, hat mich hiebevor verſichern wollen, daß ich von der Kunkelſeite in gerader Linie von Felix Malleolus, dem berühmten Doctor der Decretalien herſtammete; welches ich ihm glauben wollte, wenn ich dieſen gelehrten Chorherrn nicht für den kennete, der ſich ſelber nichts erlaubet, was er andern mit ſolchem Ernſt und mit Lebensgefahr unterſagt hatte.

Hätte

Hätte mein Genealogiſt recht, ſo könnte ich von mir rühmen, was eben dieſer mein eingebildeter Urahne von einem ſeiner Widerſacher geſagt hat, de patre coronato proceſſiſſe. Das Vorgeben dieſes Genealogiſten hat indeſſen mehr als meine Verdienſte Anlaß gegeben, daß man mich öfters mit dieſem beiſſenden Cenſor eines barbariſchen Weltalters verglichen hat.

Ich war kaum vier Jahre alt, als man mich auf dem Felde in einer Furche ſchlafend fand, da ſich mittlerweile eine ernſthafte Eule auf meine rechte Schulter geſetzet hatte, um welche eine Menge kleiner Vögel herum hüpfeten, und mit Pfeifen und Ziſchen ein ſeltſames Geſchwirre macheten. Mein Vater legte dieſes Begegniß ſo aus, daß es mir die Gunſt und den Schutz der Minerva, der dieſer Vogel heilig war, prophezeyte, wenn ſich die kleinen Geiſter an meiner Geſtalt, und meinen Meinungen, die ihnen ſeltſam und unerhört ſcheinen würden, ärgerten, und mich theils angaffeten, theils auszischeten. Er erinnerte ſich dabey, daß meiner Mutter, als ſie mit mir ſchwanger gegangen, geträumt hätte, ſie wäre mit einem jungen Geißmänngen oder Satyr ins Kindbette

gekommen, welches, wie er anmerckete, weit natürlicher geträumt wäre, als da es des Engliſchen Zuſehers Mutter geträumt, ſie wäre eines Stadtrichters oder Schulzen entbunden worden. Er bediente ſich dieſer ſonderbaren Begebenheiten öfters mir den Muth zu erheben.

Er war das Muſter eines rechtſchaffenen Vaters, er war nicht nur mein Vater, ſondern mein Freund. Ich hatte an ihm einen beſtändigen Gefährten, und getreuen Gehülſen; Ipſe mihi cuſtos incorruptiſſimus. Er foderte keine ſolche Ehrfurcht von mir, wo die Furcht die Liebe verdringt. Er gab mir die Freyheit, daß ich mich über alles, was mir in die Sinnen und die Gedancken kam, unverholen herauslaſſen dörfte. Daher verwandelte ſich die Freyheit im Gedencken und Reden in meine Natur. Auf alles was ich fragete, gab er mir die gefliſſenſten und genaueſten Antworten ohne einige Abwege oder Ausflüchte; und ich erinnere mich nicht, daß er mich jemahls als ein Kind tractirt hätte. Insgemein lockete er meine Gedancken ſo geſchickt hervor, daß es mir vorkam, als ob ich mich der Antworten nur erinnerte, und die Sachen ſchon ehemahls gewußt

hätte.

hätte. Ich habe in keiner andern Schule, als der ſeinen, gelernet. Ich ward ſechszehn Jahre alt, ohne daß ich jemand um mich gehabt, als ihn, und einen Diener, der ein frantzöſiſcher Flüchtling war. Von dieſem lernete ich die frantzöſiſche Sprache, wie von meinem Vater die lateiniſche aus dem täglichen Gebrauche. Die deutſche mußte ich nur nebenhin aus den Reden des Geſindes und deren, die uns etwann beſuchten, faſſen. So bald ich entwöhnet ward, übergab er mich ſeinem Meyer, der mich bis ins zweyte Jahr nicht beſſer, als ſeine eigenen Kinder halten mußte.

Er hatte allererſt im vierzigſten Jahr ſeines Alters geheurathet, nachdem er die Helfte ſeines Lebens der Kunſt der Auferziehung nachgedacht hatte. Er hatte alle Schriften der Alten und der Neuern über dieſe Materie geleſen. Was Montagne, dieſer Lehrling der Natur, davon geſchrieben, traf mit ſeinen Gedancken am beſten überein. Ich habe unter ſeinen Papieren den Heuraths-Tractat mit meiner Mutter gefunden, wo dieſes die Hauptpunkten ſind: Nach der erſten Geburt eines Knaben ſollte er nicht mehr an die ehlichen Pflichten gebunden ſeyn; Die Sorge der

Auferziehung ſollte ihm lediglich überlaſſen ſeyn; dagegen ſollte er ſchuldig ſeyn, meiner Mutter jährlich hundert Louisd'or für Leibrenten nebenſt dem Zinſe für eine freye Wohnung abzuführen. Ich ſahe daraus, daß er bloß in der Abſicht geheurathet, mich zu erzeugen; ich habe es auch von ihm ſelbſt gehöret, daß ich ſchon viele Jahre vor meiner Geburt in ſeinen Gedancken gegenwärtig und ein Ding geweſen wäre. Da andere Väter, ſagte er, nicht eher an ihre Kinder gedencken, als bis ſie dieſelben vor Augen ſehen, habe ich dich hingegen ſchon vollkommen gekannt, eh du noch etwas wareſt. Du wareſt ſchon, eh du wareſt, der vornehmſte Gegenſtand meiner Gedancken. Ich ſahe dich, ich liebete dich, ich redete, ich lachte, ich ſchertzete mit dir. Es ſind jetzo fünf und zwantzig Jahre, daß ich ihn durch den Tod verlohren habe. Die letzten Worte, die er zu mir ſagte, und die mir zu keinen Zeiten aus dem Gedächtniß kommen werden, waren dieſe: Mein Freund, ich bin im Begriffe den Erdboden zu verlaſſen, auf welchem ich nur für dich gelebet habe; da du meiner nicht länger bedarfſt, folge ich dem Rufe der Natur, die mich wieder zu ihr fodert, ohne

ohne Zwang. Lebe nun für dich, und ergetze dich an den Thorheiten der Menſchen.

Damahls war ich fünf und zwantzig Jahre auf Erden geweſen: Doch war ich niemahls aus dem Bezircke meiner Vaterſtadt, und unſerer Meyerey gekommen. Mein Vater hatte mir nicht erlauben wollen, in fremde Gegenden und Länder zu reiſen. Denn er ſagte, er wollte mir diejenigen, nach welchen ich mich zu einem Menſchen formieren ſollte, ſelbſt ausſuchen, und er getraute ſich dieſelben in meinem Vaterlande zu finden; Im übrigen wäre der Erdboden allerorten mit Holtz, Graſe, Kraut, Blumen, Stein, Waſſer, bedecket. Erſt viele Jahre nach ſeinem Tode ſtach mich die Begierde eine Reiſe nach Engelland zu thun, damit ich den Mann mit dem kurzen Geſichte beſuchte, welcher in dem Zuſeher ſo nüzliche Wahrheiten mit einer ſo reitzenden und geſchickten Art gelehret hat. Sobald ich meiner Neugierigkeit hierinnen ein Genügen gethan, nahm ich den Rückweg nach Hauſe mit eben ſo vieler Zufriedenheit, als derſelbe gehabt haben mag, da er die groſſe Pyramide gemeſſen hatte, um deretwillen er nach Cairo gereiſet war.

Dieſe Stücke von meiner Geſchichte mögen ſchon genug ſeyn, meinen Leſern ein günſtiges Vorurtheil für meine folgenden Blätter beyzubringen, und ihre Begierde anzureitzen, daß ſie ſolche mit Fleiß und Aufmerckſamkeit leſen. Wenigſtens bin ich des Glaubens, daß das ſchönſte Bildniß von meiner Perſon, wenn ich ſolches, in Kupfer geſtochen, mit dieſem erſten Stücke geliefert hätte, den Leſer zu einer genauen Einſicht in meine geheimen Abſichten nicht ſo wohl vorbereitet haben würde, als dieſe kurtzen Nachrichten: Jedoch, weil die Leſer insgemein gewohnt ſind, ſich bey aufmerckſamer Durchleſung einer moraliſchen Schrift den Verfaſſer unter einer gewiſſen Geſtalt, als gegenwärtig vorzuſtellen, ſo will ich ſie gebethen haben, damit ſie ſich meiner wahren Geſtalt halben nicht betriegen, ſich folgenden Begriff von meiner Figur zu machen: Ein unverheuratheter Mann von fünfzig Jahren, mit einem pechſchwartzen kurtzaufgeſchraubten Haar, einem zugeſpitzten Kopf, ziemlich groſſer gebogenen Naſe, hungrigen Blicken, zuſammenverwachſenen Augbraunen, ſchmaler Stirne, eingefallenen Wangen, herausſtehender Gurgel, ſchmalen Bauche,

langen Schenckeln, dünnen Beinen, breiter und ſchwerer Zunge, welche die Worte nicht herausbringen kan, ohne die zunächſt ſtehnden zu beſprützen; von einer Complexion, welche Cäſar mehr gefürchtet hatte, als dieſe fetten fleiſchigten Leute, quibus pinguis aqualiculus propenſo ſesquipede extat, die des Nachts ſchlafen, wenig dencken, wenig leſen, und nichts ſehen, oder nichts in Obacht nehmen. Ich muß nicht vergeſſen, daß mir am lincken Fuſſe die lezte Zehe ſo von einander geſpalten iſt, daß ich ſechs Zehen zehlen kan. Eine Merckwürdigkeit, womit ich die Augen meiner aufmerckſamen Mitbürger vielleicht ſicherer auf mich ziehen könnte, als mit den witzigſten Einfällen, die ich erſinnen kan!

Albrecht Hämmerlein.

Ich will keinen Umweg nehmen zu bekennen, daß der Charakter dieſes künftigen Verfaſſers meine wahre Hochſchätzung hat, und daß ich ihn, aus dieſer eintzigen und kleinen Probe zu urtheilen, für einen Mann erkenne, der meine Perſon nicht alleine erſetzen, ſondern übertreffen wird.

Ich bitte ihn indeſſen, mirs nicht übel aufzunehmen, daß ich ihn nicht zu meinem Nachfahren ernennen kan. Dieſes geſchicht aus keiner ehrſüchtigen und ſchwachen Furcht, daß ich von ihm verdunckelt werde; es hat keine andere Urſache, als daß ich mein Wort ſchon für jemand andern von mir gegeben habe. Er wird ſolchen in meinem folgenden Blatt kennen lernen, und vielleicht wird es ihm gefallen, ſich mit demſelben in Verbindung einzulaſſen, und das Amt eines ſchweitzeriſchen Zuſehers mit ihm gemeinſchaftlich zu führen, welches ich beyder Ueberlegung und Begierde unſerer Vaterſtadt nützlich zu werden überlaſſe.

Das hundert und vierte Blatt.

Solve ſenescentem mature ſanus equum; ne
Peccet ad extremum ridendus, & ilia ducat.
HOR. EP. I. LIB. I.

Ein geſchickter Abzug eines Verfaſſers, wie eines Feldobriſten, verdienet mehr Lob als ein hartnäckig-

kigtes Widerſtreben. Der Leſer ſollte man-chem Scribenten eben ſo viel Danck für dasjenige wiſſen, was er ausgelöſchet hat, als für das, was er hat ſteben laſſen: Noch mehr ſollte er ihm verbunden ſeyn, wenn er bey noch vollkommnen Kräften aufhöret ſchreiben, und nicht erwartet, daß ihn die erſchöpfte Natur, wie einen abgenuzten Greiſen von dem Platze treibe. Es iſt eine Art von einem unſträflichen Selbſtmorde, wenn ein Verfaſſer ſich ſelbſt abthut, eh es ihn ſein Unvermögen heiſſet. Das Lob, wie ſchön man aufgehöret, hat viel mehr auf ſich, als das andere, wie ſchön man angefangen habe. Dieſe Betrachtungen ſind mir ſchon eine ziemliche Zeit daher ſtarck im Kopfe herum gegangen; und ich hätte längſt das unruhige und mühſame Leben eines Autors mit der müſſigen Stille meines Landhauſes verwechſelt, wenn es mich nicht unanſtändig bedüncket hätte, ſo ex abrupto als wie durch die Hinterthüre meinen Abſchied zu nehmen. Ich wollte lieber auf einen Anlaß warten, da ich mich von meinen Leſern mit aller Höflichkeit be-urlauben könnte, wie das Ceremoniel unter zween ſo guten Freunden, wie Autor und Leſer ſind, erfodert. Ich wollte nicht ger-

ne

ne Anlaß geben, daß jemand eine gewiſſe Begebenheit mit dem berühmten Mahler Hans Aſper auf mich und meine Leſer deuten möchte. Man erzehlt von ihm, er habe in einer vornehmen Reichs-Stadt ein Gemählde von einer überaus geſchickten Zuſammenordnung und ſehr beweglichen Bildung unternommen, und ſchier gar zum Ende gebracht, als man ihm eines Tags eine zerriſſene Schilderey gezeiget, welche man aus einem beſtäubten Winckel hervor gezogen hatte. Aſper habe dieſelbe mit der gröſten Bewunderung betrachtet, und für die Arbeit eines der beſten Italiäniſchen Kunſtmahler gehalten. Allein man habe ihm verſichert, ſie wäre von einem armen Manne aus demſelben Ort verfertiget worden, welcher mit ſeiner Arbeit kaum das Brod gewonnen hätte, und zuletzt in dem Hoſpital geſtorben wäre. Als Aſper dieſes gehört, hätte er denſelben Abend Pinſel, Palet und Farben eingepackt, und wäre folgenden Morgen vor aufgehender Sonne durch das Hinterpförtchen weg und davon geritten.

Ich habe nicht Urſache ſo ſtörriſch davon zu reiten. Vor wenig Tagen erzeigte ſich eine bequeme Gelegenheit, mich mit beſſe-

rer Art von dem Schauplatz zu begeben. Meine gelehrten Freundinnen lieſſen mich mit vielem Bitten in ihre Verſammlung einladen, und als ich bey ihnen erſchienen, trug mir Orilla in einer wohl-ausgearbeiteten Rede folgendes vor. Sie hätten mittelſt emſigen Fleiſſes, womit ſie meine Schriften geleſen, theils auch aus eigenem Nachſinnen, worauf ſie das viele Leſen geführt, ſich von manchen Stücken, welche vornehmlich ihr Geſchlecht anbelangeten, zum Exempel von dem Kleiderbau, von der Erziehung der Töchter, von dem Vorzuge der Männer und dergleichen, zureichende und ſichere Grundſätze geſammelt, nach welchen ſie über viele abſonderliche Geſchäfte und Tugenden ihres Geſchlechtes urtheilen und reden könnten; ſie hätten ihre Kräfte dieſerwegen öfters geprüfet, und gefunden, daß ſie dieſen Materien allerdings gewachſen wären. Daferne ich ihnen dieſe Capitel abtreten wollte, wären ſie entſchloſſen, alle blöde Scham beyſeits zu ſetzen, und ſich zu Verfaſſerinnen aufzuwerffen. Es wären gewiſſe Stücke und Arten der Kleidung, gewiſſe weibliche Geſchäfte, gewiſſe Anfoderungen des Frauenzimmers an die Männer, welche für meine

Feder

Feder allzugeringe wären ; an dieſelben wollten ſie ſich machen. Inſonderheit wären viele kleine Anklagen übrig, welche dem Frauenvolcke von den Männern gemachet würden ; ſie könnten nicht glauben, daß ich oder eine andere Mannsperſon ſie mit der gehörigen Unparteylichkeit abhandeln könnten. Sie bäten mich demnach, wofern ich von ihrer Geſchicklichkeit nicht eine nachtheiligere Meinung hätte, als ſie ſelber, daß ich ſie zu meinen Unter-Auffſeherinnen beſtellen wollte. Sie wollten mich allezeit für ihren Urheber und Lehrmeiſter ehren, und mir unbedungene Macht überlaſſen, in ihren Auffſätzen zu mindern und zu mehren / und ſo wohl in der Schreibart als in den Gedancken alle mir beliebenden Aenderungen zu machen.

Ich verwunderte mich über den Ernſt, womit ſie dieſes vorbrachte, und die gleich ſo ernſtliche Mine, die ihre Freundinnen unter dieſer Rede macheten. Inzwiſchen gab ich ihnen mit einem eben ſo ernſtlichen Geſichte zur Antwort : Ich könnte von ihrer Fähigkeit ſelbſt den beſten Zeugen abgeben, nachdem ich in der genauen Bekanntſchaft mit ihnen ſo viele Proben von ihrem Geiſt und ihrer Einſicht empfangen hätte.

Ich hielte auch die Ehre ſo geiſtreiche und ſchöne Beamten unter meinem Richter-ſtabe zu haben, für etwas ausnehmendes, das noch keinem Verfaſſer vor mir wieder-fahren wäre; Nur könnte ich nicht umhin-gehen, ihnen den Einwurf zu machen, ob ſie ſich auch wohl recht geprüfet hätten, den Muth betreffend, welchen Scribenten haben müßten; nemlich, ob ſie ſich für Sonderlinge könnten anſehen laſſen, ob ſie ertragen könnten, daß man ihre beſten Ge-dancken kaltſinnig übergienge, hingegen viele ſchlechtere mit unwürdigen Lobſprü-chen zierete, ob es ihnen anſtändig wäre, daß man ihren gantzen Lebenslauf, ihre Perſonen, ihren Stamm durchliefe / nach denſelben von ihren Schriften zu urthei-len, ob ſie endlich leiden könnten, daß ihre Blätter ihnen in Gewürtztütgen wie-der heimgeſandt würden, oder daß ſich an-dere mit ihren Gedancken bereicherten, und in der Zeit, da ſie ihnen das ihrige ſtäh-len, in der Vorrede die Feder auf ſie ſpi-zeten. Am allermeiſten würden die Manns-perſonen auf ihre Koſten ſich etwas zu gute thun. Sie würden ihnen das Recht zu ſchreiben durch hundert ſpitzige Einfälle ſtreitig machen. Einige würden anmercken,

dieſe Weiber hätten ſich daran nicht begnügen können, in dem mündlichen Umgange zu plaudern, ſie wollten ihr Geplauder drucken laſſen, aus Furcht den Ruhm der Waſchhaftigkeit zu verlieren; Man hätte einige Männer gelobet, weil ſie gantze Stunden über eine Kleinigkeit haben reden können, aber dieſe Weiber könnten gantze Stunden über nichts ſchreiben. Ihre Schreibfedern wären ſowohl als ihre Zungen von der Natur der Pferde, welche deſto ſchneller lieffen, je weniger ſie auf ſich hätten. Ihr Geſchwätze in der mündlichen Unterredung wäre noch zu ertragen, weil es zum wenigſten ſanft klänge: Aber auf dem Papier verlöhre es dieſen Vortheil, und tönete allzukahl. Andere würden behaupten wollen, die Wiſſenſchaften machten die Leute von ihrem Geſchlechte ruhmräthig und lächerlich, ſie hielten ſie von denen Geſchäften ab, welche ihrer Fähigkeit mehr gemäſſe wären; Sie wären alleine dazu gebohren, daß ſie den Männern ihre Wäſche reinlich hielten, über die Dienſtmägde herrſcheten, Bette und Tiſche wohl beſchicketen, und zum höchſten von der Geſtalt eines Rockes ein Urtheil gäben. Wenn ſie, ſchloß ich, ſo viel Muth hätten, dieſes

ſes alles in den Wind zu ſchlagen, ſo wollte ich ihnen am allerliebſten mein ganzes Amt überlaſſen; mir wäre bey meinem Alter, nemlich wenn ich ſolches als das Alter eines Scribenten anſähe, ohne dies am beſten mit der Ruhe gedienet. Wenn ich mich nicht verjüngen könnte, welches nicht anderſt als in ihnen, meinen adoptirten Töchtern geſchehen könnte, würde mich mein Alter allein, ob es gleich noch bey ziemlichen Kräften wäre, von dem Platze treiben. Es tönete öfters eine Stimme in meinen Ohren, welche mir zuriefe: Biſt du geſcheid, ſo führe deinen magern Gaul beyzeiten aus den Thurnierſchrancken, damit er nicht einmahl, wenn er den Lauf ſchier vollbracht hat, ſtolpere, und den Zuſehern zum Gelächter werde, wenn er ſich in dem Graſe überweltzet.

Ich hatte vermeint, ihnen durch meine Vorſtellungen Furcht einzujagen, allein ſie antworteten mir mit unverändertem Geſichte, ſie hätten ſich alle dieſe Zufälligkeiten in ihren Gedancken ſchon vorgeſtellet, und ſich mit gründlichen Betrachtungen dawider bewaffnet. Sie getraueten ſich eben ſo wichtige Sachen ſchreiben zu können, als von vielen Männern ſchon ge-

ſchrieben worden, ſie wollten nur für das unverſtändigere Geſchlecht ſchreiben, und ſich in die eigenen Geſchäfte des weiſern Theiles nicht mengen; ſie hoffeten von ihren eigenen Sachen noch wohl ſo gut reden zu können, als die Männer von Männer-Geſchäften redeten, ſie hätten oft den leeren Raum in einer Unterhaltuug ausgefüllet, und die Männer wären ohne Laut und Klang geblieben, wenn ſie von ihnen nicht, wie Uhren, aufgezogen worden. Es würde noch lange währen, bis die Anzahl der ſchlimmen Verfaſſerinnen ſo groß ſeyn würde, als der ſchlimmen Verfaſſer wäre. Sie könnten bey ihrem Vorhaben nur gewinnen, aber nicht verliehren; Niemand würde ſich wundern, wenn Weiber ſchlecht ſchrieben. Sie wollten freye Hand behalten, ihre Blätter zu Wochen oder zu Monathen auszugeben, und niemahls ehender Hand zum ſchreiben anlegen, bis ſie die Materie in dem Kopfe wohl überleget hätten. Uebel ſchreiben wäre ein Fehler, der Verzeihung verdienete, aber im übel ſchreiben beharren wäre der Strafe werth. Sie wollten ſich nicht zweymahl ſagen laſſen, ihre Blätter beföderten das Gähnen vielmehr als ſie aufwecketen. Sie wollten

nur

nur in der Maske auftreten, und ſich ſo wohl zu verkleiden wiſſen, daß ſie leicht unbekannt blieben. Der Ehrgeitz triebe ſie nicht zum Bücherſchreiben, ſie wollten lieber Scribenten ſeyn, als dafür gehalten werden.

Als ich ſie ſo wohl vorbereitet ſah, lobete ich ihre Großmuth, und nachdem ich ihnen noch einige nützliche Erinnerungen gegeben, ſtellete ich ihnen in derſelben Stunde, zum Zeichen ihrer Beſtallung, den Schreibzeug und die Feder zu, womit ich meine moraliſche Blätter geſchrieben hatte. Es kam mir gantz wahrſcheinlich vor, daß es dieſer Geſellſchaft von tugendhaften Frauensperſonen eben ſo leicht fallen würde, die Mannsperſonen klug und tugendhaft zu machen, als diejenigen von dem weiblichen Geſchlechte, welche der Galanterie ergeben ſind, die Männer mit leichter Mühe zu eben derſelben anführen.

Ein paar Tage nach dieſer feyerlichen Uebergabe erhielt ich das Schreiben und das Blatt von Albert Hämmerlein, welche ich in dem vorigen Stücke geliefert habe. Ich trug ſie alſobald zu meinen muntern Freundinnen, und ward von ihnen erſucht, daß ich mich bemühen ſollte,

den Hr. Hämmerlein zu ihnen zu bringen; ſie wollten ſich mit ihm unterreden, ob ſie nicht ihr beider Vornehmen verbinden, und ihre Arbeiten in eine gleiche Form bringen könnten. Wenn ſie mit ihm in Geſellſchaft ſchrieben, würden ihre Blätter ein gröſſeres Anſehn bekommen, und dem Neide der Mannsperſonen deſtoweniger ausgeſetzet ſeyn. Indeſſen übergaben ſie mir das Blatt, mit welchem ſie geſonnen geweſen waren, ihren erſten Auftritt zu machen, mit Bitte, daß ich ſolches nach meinem letzten Stücke wollte drücken laſſen, theils damit die Leſer ſehen könnten, daß meine Erzehlung von ihrem Vornehmen nicht eine bloſſe Erdichtung wäre; theils damit ſie ſelbſt aus dieſem Verſuche lerneten, wie viel ſie ſich auf die Billichkeit und das Urtheil der Leſer zu verlaſſen hätten. Sie haben ſeither zwo Zuſammenkünfte mit dem Herrn Hämmerlein gehabt; was vor Schlüſſe ſie darinnen genommen, überlaſſe ich ihnen und der Zeit zu offenbaren.

Alſo bleibet mir nichts weiter übrig, als meinen Mitbürgern, welche ſich eine Luſt daraus gemacht hatten, die berühmten Eitelkeiten unſers Landes in meinen wöchentlichen Blättern zu betrachten, für dieſe

Ehre

Ehre eine tieſe Reverentz zu machen, und ſie zu bitten, daß ſie dieſelbe Gunſt, womit ſie meine Arbeit aufgenommen haben, inskünftige meinen wohlbeſtellten Nachfolgerinnen zuwenden wollen. Ich miſche mich jezt wieder unter den unachtſamen und dunckeln Haufen derer, die ihren Kopf und Feder ruhen laſſen, und begebe mich auf mein geliebtes Landhaus, wo ich mich in mich ſelbſt einhüllen werde. Daher lauten meine letzten Worte:

Ich ziehe meinen Kopf als wie die Schnecken ein.

Rubens.

Die Mahlerinnen der Sitten.

Was werffen wir den Frauen
Dieß oder jenes vor?

Opitz.

Die Nachricht von der Uebernahme des Amtes, in welches der Sittenmahler uns ſo feyerlich eingeſezet hat, verurſachte bey dem männlichen Geſchlechte unterſchiedliche Urtheile und Reden. Einige hielten es für eine ungereimte Erdichtung, welche aller Wahrſcheinlichkeit beraubet wäre. Das Bücherſchreiben wäre kein Handwerck für die Weiber. Nadel und Spindel wären die Waffen, welche ſie mit ihren zarten Fingern regieren könten, die Schreibfeder wäre in ihren Händen ein eben ſo plumpes Gewehr, als die Keule des Hercules ſeyn würde. Die Bücher litten keine weibliche Reuter, ſie giengen mit ihnen durch. Eine Weibsperſon, die ein Buch ſchreibet, träte eben ſo weit von ihrem angebohrnen Charakter, dem Still-

Stillſchweigen, der Blödigkeit und Sittſamkeit ab, als die Armiden und Valisken in den Ritterbüchern, welche ſich in den Thurnieren mit den Männern herum balgen, wie Scythen und Türcken. Andere wollten behaupten, der Sittenmahler habe hiermit ein ſchädliches Exempel gegeben, es ziehe verderbliche Folgen in Glaubensſachen nach ſich, wenn die Weiber zum Nachſinnen gewöhnt würden. Damit die Vorurtheile, welche aus dergleichen undeutlichen und meiſt zum Schertz angebrachten Ausdrückungen entſtehen, nicht zu tiefe Wurzeln ſchlagen, wollen wir uns über unſer Vorhaben etwas näher und weitläuftiger erklären.

Vor allen Dingen müſſen wir erinnern, daß wir allemahl die Rede an unſer Geſchlecht richten, und allein daſſelbe zu Leſern haben wollen. Wir beſcheiden uns gerne, daß wir zu viel begehren würden, wenn wir uns anmaſſeten, das weiſere Geſchlecht zu unterrichten. Lieſt uns einer von dem verſtändigern Theile der Menſchen, ſo thut ers auf ſeine Gefahr, und wir wollen keine Schuld haben, wenn er deßwegen von ſeinen Mitmännern in die Claſſe der Weiber heruntergeſetzet wird. Findet dann ein ſol-

ſolcher die Gerichte nicht nach ſeinem Geſchmack zugerichtet, ſo gedencke er, daß ſie nicht für ihn aufgetiſchet worden. Er gehet an eine Mahlzeit, an welche er nicht geladen worden. Wir haben unſere Abſicht erreichet, im Fall wir nur den Leuten von unſerm Geſchlecht eine beſſere Meinung von ſich, und ſeiner eigenen Fähigkeit beybringen, und einige Mittel, dieſelbe zu erweitern, belieben können. Die Männer haben an ihrem Orte nicht nöthig, daß wir oder ſonſt jemand ihr Urtheil von ihren eigenen Vorzügen höher erheben. Demnach werden wir uns bey unſern eigenen Angelegenheiten aufhalten, welche unſere Ausſchmückung an Geſtalt, Geiſt, Gemüth und Willen anbetreffen, in ſo weit ſolche unſerer natürlichen Art und unſern Gaben eigen iſt, und uns ſonderbar zugehöret.

Indem wir alſo unſere Rechte und Anſprüche an die Vortheile des Verſtandes, des Willens und andere Bequemlichkeiten des Lebens hervorſuchen und vertheidigen werden, können wir zuvor ſehen, daß öfters unſere Beſchützung, die wir allein zum Zweck haben, einem Angriffe gleichen wird. Denn wir können uns nicht beſchir-

ſchirmen, daß nicht die Anklagen oder die Fehler, die wir von uns abzulehnen trachten, durch einen Rückſchlag auf die Männer zurück fallen. Von dieſer Art wird ſchon die Materie dieſes unſers erſten Blattes ſeyn, in welchem wir unſere Anſprache an die Gelehrſamkeit, und den Gebrauch derſelben zu unſerm beſten Vortheil, beweiſen wollen. Dieſes finden wir nothwendig zu thun, nicht um der Männer willen, denn die Müh wäre in Anſehung des gröſten Theiles verlohren, bey welchem die Alter-Männer-Fabel von unſrer niedrigen und zu den Wiſſenſchaften unfähigen Natur allzutief eingewurtzelt hat; und die wenige übrigen, welche die Gerechtigkeit unſerer Anfoderung einſähen und erkenneten, würden uns dennoch nichts einräumen wollen, weil ſie die geheime Urſache wiſſen, warum die Meinung von unſerer Unfähigkeit ſchon vor vielen Weltaltern ausgebreitet worden: Sondern wir müſſen uns in dieſen Beweis um einiger willen von unſerm Geſchlecht hineinlaſſen.

Es giebt deren von ſo knechtiſchem und feigem Gemüthe, daß ſie unſere Anſprache zu den Studien nicht faſſen können, oder daß ihnen leid wäre, wenn wir damit em-

vor kommen würden. Sie wollen dieſsfalls mit uns nicht ins Recht ſtehen, ſie wollen lieber anderer Ausſpruch folgen, als ſelbſt unterſuchen; lieber ein unterthäniges und zugleich ſorgloſes Leben führen, als die mühſame Selbſtherrſchaft über ihre Neigungen auf ſich nehmen. Sie ſind hierinnen einerley Meinung mit jenen alten Wendiſchen Sklaven, welche den Hertzog, der ſie zu freyen Leuten machen wollte, durch eine feyerliche Geſandſchaft bitten lieſſen, daß er ihre wohlhergebrachten Gebräuche ungekräncket laſſen, und ſie bey der ihnen von ihren Vätern angeſtammten Knechtſchaft ferner beſchützen wollte. Dieſen zaghaften und kleinmüthigen Weibern müſſen wir bedeuten, daß unſer Zweck nicht ſey, nach der Herrſchaft über das Männervolck zu langen, in welcher ſie ſich gröſtentheils durch die Obermacht ihrer Wiſſenſchaften erhalten; Wir begnügen uns an dem Siege, welchen uns die Liebe über ſie ertheilet, wir wollten nur alleine unſerm Geſchlechte gern ein Hertz einſprechen, ſich gewiſſer Herrlichkeiten wiederum zu bemächtigen, welcher ſie von dem männlichen Geſchlechte aus Furcht und Neide beraubet worden. Der Beweis von unſerer

ſerer Anfoderung beruhet auf folgenden Gründen.

Niemand wird in Abrede ſeyn, daß die Gelehrſamkeit den Menſchen weiſer, und folglich tugendhafter, beſſer und angenehmer mache. Denn dasjenige, was man Wiſſenſchaft heiſſet, iſt nichts anders, als die Meinungen der vor uns geweſenen Welt; Wir finden in den Büchern, was andere Menſchen, und vor unſerer Zeit, von dem Geſchicke des Menſchen, von ſeinem Urſprung, ſeiner Urſache, ſeinem dißmahligen und künftigen Zuſtand, und lezten Endzwecke gedacht haben; Ferner was für Mittel das Nachſinnen und die Erfahrung aller Menſchen, vornehmlich der weiſeſten Menſchen, vor gut gefunden haben, das Leben glücklicher, vergnügter, ſtiller, und überhaupt den Zuſtand des Menſchen vollkommener zu machen. Nun iſt das weibliche Geſchlecht die Helfte der Menſchen, die Natur hat die Frauen eben ſo wohl zur Glückſeligkeit beſtimmet als die Männer, und ihnen die Fähigkeit mitgetheilet, daß ſie ihren Zuſtand beſſern, und von einem Grade der menſchlichen Vollkommenheit zu dem andern fortgehen können. Derowegen dörffen ſie jeden Vortheil, jede

de Tugend, jede Luſt, welche ſie erlangen können, wohl ergreiffen, und ſich damit verſehen. Die Vorzüge, welche von einem erhöheten Verſtande, von einem geſchärften Witze, von einem gereinigten Willen entſpringen, gehören auch ihnen zu. Es iſt ihnen nicht nur erlaubet, ſich derſelben zu bemächtigen, ſondern wenn ſie dieſes verabſäumen, ſo thun ſie eine Ungerechtigkeit gegen ſich ſelber, welche ſie zu verantworten haben, ſie handeln der Abſicht der Natur entgegen, und hindern ſie an dem Fortgange zur Vollkommenheit. Es iſt was ſeltſames an den Männern, ſie vergönnen den Weibsperſonen auf die Verbeſſerung der äuſſerlichen Gliedmaſſen zu dencken, und bezeugen derjenigen, welche dießfalls am glücklichſten iſt, die meiſte Hochachtung; hingegen entziehen ſie ihnen die Wiſſenſchaft, welche die Mittel anzeigt, wie ſie den unſichtbaren und innwendigen Theil, das Gemüthe, auszieren und bereichern ſollen. Man ſollte auf die Gedancken fallen, die Männer begehrten zu läugnen, oder ins Vergeſſen zu bringen, daß die Frauen eben ſo wohl als ſie halb von Geiſt beſtehen. Was für Nahmen ſoll man demjenigen geben, welcher Herr

und

und Beſitzer von einem waſſerreichen Fluſſe iſt, der etliche Meilen in ſeinem Gebiethe fließet, wenn derſelbe ſich vornähme, den Strohm, der unerſchöpflich rinnet, für ſich und ſein Land alleine zu behalten, und ihm den Fortlauf in andere Länder mit Dämmen und Schleuſſen zu verwehren? Und einem andern, welcher in einer finſtern und mit abhängigen Klippen beſchloſſenen Straſſe alleine mit einer brennenden Fackel verſehen wäre, dafern er ſeinen Reiſegefährten abſchlagen würde, ihre Fackeln an ſeiner anzuzünden? Die Männer thun dieſes, indem ſie uns die Wiſſenſchaft, einen unverſiegenen Fluß, abſchneiden, und die Erkenntniß, eine helle Fackel, vorenthalten? Es würde ihnen an der Gelehrſamkeit nichts abgehen, wenn ſie gleich vergönneten, daß dieſelbe ſich auch auf unſer Geſchlecht ausbreitete. Sie würden allezeit für ihre Wiſſensbegierde genug und vollauf behalten, und wenn ſie gleich andern ſtets davon mittheileten, dennoch nichts davon verliehren, ſondern eben ſo viel haben als vorher. Die Männer ſämtlich ſind in Anſehung ihres Verfahrens deßfalls Bibliotaphi, wie ich mich erinnere, daß unſer Vorfahre, der Sittenmaler, diejenigen

gen genannt hat, welche die Wiſſenſchaft, die ſie im Beſitze haben, lieber in ihre Cabinete begraben, als andern mittheilen wollen. Man klaget uns insgemein an, daß unſere Unterredungen nur Bagatellen oder knechtiſche Geſchäfte anbetreffen: und dennoch ſchneidet man uns von Jugend auf alle Gelegenheit ab, einem Menſchen anſtändigere Verrichtungen vorzunehmen.

Inzwiſchen, wenn wir ihnen Glauben zuſtellen, thun ſie dieſes aus wohlgemeinter Sorgfalt. Die Wiſſenſchaft, ſagen ſie, würde uns verderben. Die Gelehrſamkeit an ſich ſelbſt verderbet niemanden, ſondern nur der ſchlimme Gebrauch derſelbigen. Es kömmt hier auf die Gemüthesart desjenigen an, der ſie gebraucht. Die Männer ſind dieſem Verderben, das von dem Mißbrauche herrühret, eben ſo starck unterworffen, als die Frauen. Ein Frauenzimmer kan ſich leicht zu einer Pedantin ſtudieren; Indeſſen iſt ein ſolches nicht lächerlicher, als ein pedantiſcher Mann; wiewohl die Menge von Pedanten machet, daß ſie nicht mehr ſo anſtößig ſcheinen. Was iſt gemeiners/ als daß die Männer die Gelehrſamkeit in eine Charlatanerie verwandeln? Haben ſie nicht unterſchie-

ſchiedene Buden aufgerichtet, und jedem Gelehrten von einer gewiſſen Art eine eigene eingeräumet, in welcher er ſeine Salben mit Heruntermachung aller der andern anpreiſet?

Alleine ſie ſagen, die weiblichen Werckzeuge des Verſtandes und Witzes ſeyn für einen zu emſigen Gebrauch zu ſchwach, und würden in kurtzer Zeit abgenuzt, und abgeſchliffen ſeyn. Wir bekennen unſere Unwiſſenheit hierinnfalls, wir haben es noch nicht ſo weit gebracht, daß wir zwiſchen den weiblichen und männlichen Verſtandes-Werckzeugen unterſcheiden, und der einen und andern Schwäche oder Stärke ausmeſſen könnten. Aber geſetzt unſere Denckenswerckzeuge ſeyn in Anſehung einiger Studien zu fein und zart; ſo wären ſie hingegen in Anſehung anderer, zu welchen die Männer vielleicht zu plump ſind, deſto beſſer zugerichtet. Wie dem auch ſeyn mag, ſo erklären wir uns, daß unſere Meinung nicht ſey, unſere Köpfe zu Regiſtern einer unnützlichen und gleichgültigen Beleſenheit zu machen, oder uns zu den Büchern in das Cabinet, als in ein Gefängniß einzuſperren: Wir verlangen uns mit denſelben nicht anderſt zu beladen,

als

als in ſo weit wir aus denſelben angenehme Freundinnen, kluge Eheweiber, gute Mütter, liebreiche Töchter werden können.

Wir haben oft nachgeſonnen, was doch die Urſache unſerer Ausſchlieſſung von den Wiſſenſchaften ſeyn möchte, und keine andern als folgende gefunden. Die Männer haben ſich von undencklichen Jahren der Herrſchaft über uns angemaſſet, und zu dem Ende mit allem Fleiß das Gerücht ausgeſtreuet, die Natur habe das weibliche Geſchlecht um etliche Grade niederer geſetzt, als das ihrige. Dieſem Vorgeben einigen Schein zu geben, haben ſie das Frauenvolck mit Fleiſſe in der Unwiſſenheit ſtecken laſſen, indem ſie daſſelbe von aller Gelegenheit ihre Verſtandes- und Geiſtes-Kräfte zu vermehren, entfernet haben, damit ſie, wie ein ungeſchliffener Diamant, in ihrer rohen Natur, ohne Glantz und Anſehen ligen blieben. Nicht nur dieſes, ſondern ſie haben zugleich dem weiblichen Geſchlecht hundert Fehler und Schwachheiten aufgebürdet, als ob ihnen ſolche von Natur ankleben, woron aber dieſesmahl nicht nothwendig iſt zu reden. Unſere Gedancken von dieſer Erfindung zu ſagen, ſo dünckett ſie uns allerdings überflüſſig. Die

Män-

Männer ſind uns an Leibeskräften überlegen; wiewohl dieſes ihnen keinen rechtmäſſigen Titel giebt / uns zu beherrſchen, ſo räumet es ihnen doch die Macht über uns in der That ein; ſie ſollten ſich daran begnügen, daß wir nicht im Stande ſind, uns des Joches zu entſchütten, und uns durch dergleichen falſche Aufbürdungen nicht noch dazu tiefer herunter ſetzen, als es die Natur gemeint hat.

Ein Volck kan ſich leicht zur Unterthänigkeit bequemen, es weiß nicht, ob es nicht auf gewiſſe Weiſe ſeinen Vortheil dabey findet, aber wenn es ſiehet, daß ſein Herr es noch dazu beſchimpfet, ſo fühlet es nur ſein Unglück, und alles Uebel, das nur begegnen kan, ſchwebet ihm in den Gedancken.

Wir wollten hier aufhören, wenn wir nicht um derjenigen willen, welche ihre Urtheile nach der Perſon einrichten, etwas weniges von unſern Umſtänden noch gedencken müßten, womit wir aber bitten verlieb zu nehmen, und hierüber nicht allzu ſorgfältig nachzufragen; denn wir haben uns eben deßwegen verborgen, weil wir gerne unbekannt bleiben wollen, und würden, ſobald man uns ausfinden würde, wie

die Jungferſchaft / * von der Schaubühne verſchwinden. Eine von uns dreyen iſt eine Wittib in der Blüthe ihrer Jahre, die andere hat ein halbes Dutzend Aufwärter, die dritte ziehet ein gutes Buch allen Geſellſchaften vor. Die erſte hat, mit dem Poeten zu reden / ſilberne Haare mit dunkelblauen Augen, die mittlere glänzendſchwartze Haare und Augen, die leztere lichtblonde Haare mit himmelblauen Augen. Ich weiß nicht, ob man hieraus von unſern Gemüthern ſchlieſſen kan. Unſer Amtsvorfahr hat uns folgendermaſſen charakteriſirt, die erſte ſey die frömmeſte, die zweyte die aufgeweckteſte, die dritte die gelehrteſte; Wir wollen davor nicht gut ſtehen, und ſagen nur noch dieſes, die erſte wünſchet ihre Leſer zu beſſern, die zweyte ſchreibet zu ihrem Zeitvertreibe, und die dritte vermißt ſich, ihnen ihre Fehler zu verſtehen zu geben. Dieſes leztere iſt das Loos derjenigen, welche ſich unterſchreiben wird Orilla.

* Dieſe zwey Worte ſind in der Urſchrift von einer fremden Hand eingeſchoben worden; weil ſie an ſich ihre Richtigkeit haben, ſo hat man ſie behalten; ungeachtet ſie ſonſt in dem Munde der ſchamhaften Verfaſſerin keinen Platz finden.

ENTHUM DER STADT BURG

L. D.
Bodmer
2

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bodmer, Johann Jakob, 1698-1783

Der Mahler der Sitten

Bd.: 2

Zürich (1746)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 656 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11259390-8
VD18 12375403-001